

Renata Schumann

HEDWIG VON SCHLESSEN -
EINE FRAU FÜR EUROPA



Bergstadtverlag Wilhelm Gottlieb Korn

RENATA SCHUMANN

HEDWIG VON SCHLESSEN -
EINE FRAU FÜR EUROPA

meinem Mann

© 2012 by Bergstadtverlag Wilhelm Gottlieb Korn
Alle Rechte vorbehalten
www.bergstadtverlag.de

Dieses Buch erscheint mit Unterstützung der Erika-Simon-
Stiftung

Umschlaggestaltung und Satz: Andrzej Walko, Opole
Druck und Bindung: Dimograf Bielitz-Biala/Bielsko-Biala

ISBN 978-3-87057-325-6

INHALTSVERZEICHNIS

Vorwort von Erzbischof Alfons Nossol	7
Zum Geleit	11
1. Im Zeichen des Christentums - Hedwig von Schlesien, eine beispielhafte Landesmutter, Mutter und Heilige . . .	15
2. Schlesien und die Piasten	61
3. Sie kamen mit dem Pflug - die Besiedlung Schlesiens im 13. Jahrhundert	89
4. Der schlesische Leonidas. Die Schlacht auf der Wahlstatt bei Liegnitz 1241	107
5. Im Fluss der Geschichte	135
6. Krieg und Friede	167

VORWORT

Am 12. September 1980 sprachen deutsche und polnische Bischöfe und Gläubige gemeinsam am Grab der Schlesischen Landesmutter in Trebnitz (Trzebnica) das folgende Gebet: „Hedwig, du kamst als junges Mädchen aus bayerischem Adelsgeschlecht ins schlesische Land, und du hast dich im Geist Jesu Christi, unseres Herrn, um die Menschen deiner Zeit bemüht und gesorgt. Du hast alle gleich behandelt und keinen Unterschied zwischen polnischen Adeligen und Bauern und deutschen Siedlern gekannt, die alle miteinander bemüht waren, in christlichem Geist ein Gemeinwesen aufzubauen, in dem sie friedlich zusammen leben wollten. Du hast durch dein lebendiges Vorbild der Aussöhnung und dem Frieden gedient. Du mahnst uns, desgleichen zu tun. Steh uns mit deiner Fürbitte bei, dass wir alle Ungerechtigkeit, alle Missverständnisse und Vorurteile zwischen unseren Völkern im Geiste Jesu Christi überwinden und gemeinsam alle Kraft darauf verwenden, ein neues Europa zu schaffen, das der Welt deine Botschaft und deinen Frieden bringt.“ Diese Denkrichtung steuert auch das weitere Hedwig-Buch unserer schlesischen Schriftstellerin, Lyrikerin und Publizistin an, die u.a. mit dem Kulturpreis Schlesien des Landes Niedersachsen (2007), dem Eichendorff-Literaturpreis und dem Andreas Gryphiuspreis der Künstlergilde Esslingen (2010) ausgezeichnet wurde. „Hedwig von Schlesien, ein Frau für Europa“ erscheint leider schon posthum, denn Renata Schumann wurde bereits am 6. Februar dieses Jahres im Ostseebad Kühlungsborn bei Rostock zu Grabe getragen. Ihre ganze literarische Tätigkeit ist einer kreativen „Schlesien-Nostalgie“ zu verdanken. Die Herausstellung der besonderen Bedeutung

der „Brückenbauerin“ – hl. Hedwig von Andechs und Trebnitz nicht nur für das deutsch-polnische Versöhnungswerk, sondern auch für das Gelingen Europas als Gemeinschaft des Geistes, also als Kultur- und Wertegemeinschaft, lag ihr sehr am Herzen, wie sie es mir noch kurz vor ihrem Tod gestanden hat. Insofern gebührt diesem Buch ein besonderer Stellenwert. Akribisch muten ihre detaillierten Analysen der schlesischen Piastengeschichte an, sowie der segensreichen Besiedelung Schlesiens im 13. Jahrhundert. Jedoch dem Deutungsversuch der Schlacht auf der Wahlstatt bei Liegnitz 1241 gebührt eine besondere Bedeutung. Als großes vaterländisches Faktum bezeichnete sie kein Geringer als Johann Wolfgang von Goethe. Er „verneigte sich damit vor einem frühen bedeutendem Ereignis der deutschen Geschichte. Die Geschichte der Schlacht und ihres Helden bewegten mit Sicherheit auch seine Fantasie. Schade, dass diese Faszination für eine literarische Ausgestaltung nicht gereicht hat ... Vor allem die Gestalt des einsamen Helden, der als Verteidiger des Abendlandes den heidnischen Scharen aus dem weiten Asien entgegentritt. Und neben ihm seine leidende Mutter, die Heilige Hedwig.“ Der bis heute unerklärbare Rückzug der Mongolen nach einer gewonnenen Schlacht gibt Rätsel auf. Jedenfalls blieb der Westen vor einem weiteren verwüstenden Vormarsch der Mongolen verschont. „Heute in einem vereinten Europa, in dem dringend nach Gemeinsamkeiten auch in der deutsch-polnischen Geschichte gesucht werden sollte, bietet sich diese Schlacht in der sich Deutsche, Schlesier und Polen als Christen eines gemeinsamen Feindes erwehrten als ein bemerkenswerter Moment der gemeinsamen Geschichte“. Abgesehen davon, ob in diesem Fall nicht doch von einem „Pyrrhus-Sieg“ die Rede sein sollte, war dies vielmehr ein psychologischer Sieg für Schlesien und Europa. Denn was wäre geworden, wenn die Mongolen geblieben wären? Der tragische Held von der Wahlstatt Heinrich der Fromme, der

schlesische Piastenfürst, eignet sich jedenfalls heute „nicht nur als eine Identitätstiftende Gestalt für die Schlesier, sondern auch als Völker verbindende und Verständigung fördernde Gestalt. Beim Ergründen des „Flusses der Geschichte“ erfahren wir, dass Schlesien mit seiner großen Fürstin und Heiligen „am Anfang seiner Entwicklung eine prägende Identifikationsfigur gefunden, eine mütterliche und würdevolle Landespatronin und zudem eine spirituelle Mittlerin hat. Nach der Heiligsprechung durch Papst Clemens IV. (1267 in Viterbo) blieb fortab Trebnitz ein weithin bekannter Ort ihrer Verehrung. Dies gilt auch später für die Reformationszeit. Zum Beispiel Joachim Cureus, Melanchtons Arzt und Schüler, obwohl er sich zunächst gegen jeglichen Heiligenkult wandte, wies darauf hin, dass Herzogin Hedwig „Würdigung als gütige liebevolle Landesmutter verdiene, die in Schlesien die Religion gefestigt, freie Künste gefördert und Tugenden gepflanzt habe“. Demgegenüber spricht der große zeitgenössische reformierte Hagiograph Walter Nigg direkt von der Rolle „einer Heiligen der ungeteilten Christenheit im Prozess der deutsch-polnischen Versöhnung“ (1988). Sobald nach dem mörderischen II. Weltkrieg der Friede in Europa einkehrte und in dem Moment, in dem Versöhnung möglich wurde, trat Hedwig von Schlesien strahlend präsent ins Geschehen ein. „Wie durch ein Wunder wurde diese große Frau des Mittelalters und deutsch-polnische Grenzgängerin zur Schutzmacht der aktuellen deutsch-polnischen Gespräche, in denen man sich stets auf sie berief und beruft. Man hat den Eindruck – dort wo sie auftauchte, wurde die Aura rein und ohne Hass, die von allen verehrte Fürstin und Heilige vermittelte Frieden“. Heute bestimmt strikt in ihrem Sinn die Idee der „Versöhnung in Wahrheit und Liebe“ die Gespräche und erleichtert somit die Annäherung. Und zwar auch kreativ im Hinblick auf den gesamten Prozess der Einheit Europas. Schlesien, dem als Land des denkenden Herzens und des liebenden Verstandes, immer schon eine Brückenfunktion

zwischen Ost und West zu kam, gebührt dabei, dank der segensreichen Wirkungsgeschichte seiner großen Landesmutter, eine exemplarische Funktion für die neue Zukunft unseres Kontinents. Deswegen schulden wir hohe Anerkennung und großen Dank dem Bergstadtverlag, dass er die Erscheinung des Spätwerkes unserer schlesischen Autorin ermöglichte. Dies gilt selbstverständlich auch für die Erika-Simon-Stiftung, die schon seit langem sehr kreativ zum Erhalt und zur Restaurierung des schlesischen Kulturguts finanziell ausschlaggebend beiträgt. In diesem Fall richtet sich unser Dank insbesondere direkt an die Vorsitzende dieser Stiftung – Frau Waltraud Simon, die der Autorin im letzten Lebensabschnitt als wahre Freundin sehr nahe stand.

+Alfons Nossol

ZUM GELEIT

Und der Herr hat nichts vergessen,
Was geschehen, wird er messen
Nach dem Maß der Ewigkeit –
O wie klein ist doch die Zeit!

(Joseph von Eichendorff - Weltlauf)

Dieses Buch ergab sich aus meiner Heimatnostalgie, die mich fern von Schlesien überfiel, unerwartet, denn ich betrachtete mich zu der Zeit als ziemlich unsentimental und derart altmodischen Regungen unzugänglich. Ich wollte endlich als Deutsche in der Sprache leben, die meine Muttersprache ist, damals, es war das Jahr 1983, als ich von Schlesien wegging und in Deutschland ein neues Leben begann. Denn ich wurde in einem deutschen Schlesien geboren, das inzwischen durch Turbulenzen der Weltgeschichte polnisch geworden war. Ein Schicksal der Heimatlosigkeit wie unzählige im heutigen Europa, aber mein eigenes. Das totalitäre Regime hatte den nach dem Krieg in Polen verbliebenen Deutschen die Muttersprache verboten. Ich besuchte polnische Schulen, studierte und erhielt in Breslau für eine Arbeit über die Gestalt des Deutschen in der polnischen Literatur meine Promotion. Ich hatte wie andere die Wahl – Heimatlosigkeit oder Verzicht auf die Muttersprache. Fern von der Heimat sah ich mich gezwungen auch andere Regungen wahrzunehmen, tiefere – die Empfindung der Zugehörigkeit zu einem Fleckchen Erde, auf dem man geboren ist, zu einem Heimatboden, in dem man die Gebeine der Vorfahren weiß, zu einem Boden, in dem man seine Wurzeln spürt. Ein rational unerklärbares Gefühl. Ich spürte zunehmend, dass ich in meiner neuen Situation mit den Wurzeln in der Luft lebte. Martin Walser schreibt in seinem autobiografischen Ro-

man - ohne Heimat sei ein Mensch wie ein Blatt im Wind. Mein Weggehen von Schlesien vor dem annus mirabilis 1989 schien endgültig, ich musste annehmen, es wäre ein Abschied für immer. So wollte ich zumindest wissen, wie es war mit meinem Land. Wie war seine Geschichte, die mir in den Schulen des totalitären Regimes vorenthalten wurde, wie war es zu den ungeheuren Katastrophen des 20. Jahrhunderts gekommen, zu all den Verwerfungen, zu denen auch die Vertreibung der Bevölkerung Schlesiens aus ihrer Heimat gehörte, und damit mein Schicksal - einer lange in der Heimat Verbliebenen, die dort wo sie geboren war, nicht sein durfte, was sie war - eine Deutsche, also eine Vertriebene aus der Identität war, auf der anderen Seite aber zur Heimatlosen, Bodenlosen wurde. Ich begann mich intensiv mit der Geschichte Schlesiens zu befassen. Dabei trat mir von Anfang an die Gestalt der Patronin des Landes entgegen, der Fürstin und Heiligen - Hedwig von Schlesien: Eine deutsche Fürstentochter aus dem mächtigen Geschlecht der Andechser, das in Bayern seinen Stammsitz hatte, die dem schlesischen Piasten Heinrich vermählt wurde, der allerdings auch teilweise im Reich, in Thüringen, aufgewachsen war, einen polnischen Vater und eine deutsche Mutter hatte. Es scheint eine glückliche Ehe gewesen zu sein, jedenfalls wurde das Wirken dieses Paares zum Segen für Schlesien. Hedwig und Heinrich glichen das bevölkerungsarme Slawenland dem damaligen Europa an, indem sie es mit Deutschen besiedelten und ihm im Westen Europas übliche Strukturen verliehen. Hedwig war eine fürsorgliche Landesmutter für alle ihre Untertanen - Deutsche und Slawen. Ein Anliegen war ihr die Befestigung des Christentums und die Sorge um Arme und Kranke. Sie bestimmte neben ihrem Mann verantwortungsbewusst die Geschicke des Landes. Nationale Differenzierungen spielten für die damaligen Menschen kaum eine Rolle.

Mit Hedwig hatte ich eine liebevolle völkerverbindende Gestalt gefunden, die meinem verletzten Harmoniebedürfnis

entsprach und der - wie es sich nach dem Zerfall des totalitären sowjetischen Imperiums erwies - nach 1989 eine erstaunliche neue Bedeutung als völkerverbindende Symbolgestalt zukam - Hedwig von Schlesien wurde in den wichtigen deutsch-polnischen Annäherungsgesprächen als Brückenbauerin und Patronin der Versöhnung zwischen Deutschen und Polen beschworen. Und überdies habe ich auch für mich persönlich eine wunderbare Identifikationsgestalt gefunden, deren Bedeutung in meinem Leben ich damals noch nicht erfasste. Zunächst stellte ich eine zweisprachige Ausstellung mit Begleitkatalog her. Das reichte mir aber nicht. Ich spürte, die große Frau nahm mich an die Hand und verlangte mehr von mir. Ich begann zu schreiben und es entstand in langer mühsamer Arbeit ein veritabler Roman. Diesem wollte ich einen Essay beifügen, eine notwendige Ergänzung, wie mir schien. Der Verlag aber war der Meinung, der Roman sei in sich schlüssig und bedürfe dieser Ergänzung nicht - der essayistische Text hätte den gegebenen Rahmen gesprengt. Meines Erachtens enthielt der Roman aber zu wenig das Thema erhellende Informationen. Ich begann, die während meiner Recherchen gesammelten Materialien und Quellen zu bearbeiten und fügte Weiteres hinzu. So entstand wiederum eine Sammlung von Materialien, die nach Bearbeitung verlangte.

Es ging mir hierbei um die Gestalt der faszinierenden Landespatronin, aber ebenso um Schlesien, um das Land zwischen den Völkern, das im Hohen Mittelalter unter günstigen Umständen eine kurze Zeit die Chance hatte, sich eigenständig zwischen Deutschen und Polen zu behaupten, dann aber sehr schnell und intensiv an die deutsche Kultur anwuchs und sieben Jahrhunderte ein Land deutscher Geschichte und Kultur war, bis es, vom Zeitgeschehen getroffen, den Deutschen abhanden und zu Polen kam.

Damit war es auch notwendig einige Probleme des deutsch-polnischen Verhältnisses, besonders die, die während der Dik-

taturen aus Propagandagründen verzerrt dargestellt wurden und leider zuweilen auch heute noch werden, zu klären. Die Frage nach einer möglichen europäischen Zukunft dieses Landes und des friedlichen Zusammenlebes Deutscher und Polen in Europa wurde mir zur Obsession. Dazu tragen auch persönliche Gründe bei, denn ich habe bis heute Familie und Freunde in Schlesien.

Die Vergangenheit als Lehrmeisterin für die Zukunft heranzuziehen, hatte ich im Sinn, eine offensichtliche Notwendigkeit auch in Anbetracht der zahlreichen Seminare und Begegnungen Deutscher und Polen, insbesondere junger Menschen. Nicht nur ich litt darunter, dass unter dem totalitären Regime Geschichte nur verstümmelt vermittelt wurde. Statt Wissen prägten propagandistische Vorurteile das Denken, verformten den Blick zurück. Dieses krude Pseudo-Wissen war aber hartnäckig und beeinflusste auch nach der Wende das Denken und behindert bis heute den deutsch-polnischen Dialog. Dabei war es mir ein besonderes Anliegen, das Schlesische zu unterstreichen, das aus deutscher Sicht oft übersehen, von polnischer Seite aber beharrlich als urpolnisch interpretiert wird.

Ich hängte mich sozusagen an einen Zipfel der Heiligkeit meiner Patronin - denn als solche empfand ich die große Frau inzwischen - um die Geschichte Schlesiens zu erkunden und weiterzugeben.

1.

Im Zeichen des Christentums. Hedwig von Schlesien - eine beispielhafte Landesmutter, Mutter und Heilige.

Wer war diese Frau - Hedwig von Schlesien? Die Referenzen aus ihrer Zeit sind hervorragend. Der vielgereiste rheinländische Mönch Caesarius von Heisterbach nannte sie eine in jeder Hinsicht vorzügliche Frau - *feminam per omnia laudabilem*. Papst Klemens IV. stellte in der Heiligsprechungsurkunde fest - sie war ein starkes Weib. Aufschlussreich schrieb über die große Frau ihr damaliger Biograf, der Mönch Engelbert von Leubus. Herzogin Hedwig von Schlesien war eine Frau, die sich in ihrer Zeit beispielhaft bewährt hat.

Erstaunlich aber ist die Rolle, die ihr heute zukommt. Das aber hat guten Grund. Jede Zeit braucht ihre Orientierungspunkte - Ereignisse und Persönlichkeiten - die aus der Vergangenheit heraus in die Zukunft weisen, besonders aber unsere. Nach den Verwerfungen der totalitären Regime im 20. Jahrhundert ist es unsere Aufgabe, für das friedliche Zusammenwachsen Europas zu sorgen und dazu kann Geschichte hervorragend beitragen.

Für das deutsch-französische Verhältnis hat man als Symbolgestalt Karl den Großen auserkoren, den Frankenkönig, der im Jahr 800 auf den Ruinen des römischen Imperiums sein Reich errichtete, auf das sich sowohl die Franzosen wie auch die Deutschen als auf die Anfänge ihrer Geschichte berufen. Karl der Große gilt heute als eine der großen Gründergestalten Europas. Den jährlich in Aachen verliehenen nach ihm benannten Karlspreis erhalten Politiker für besondere Verdienste in diesem Bereich. Karl der Große, die übermächtige, und für ins nationale Denken gepresste Europäer zwiespältige Gestalt,

ist ein treffendes Symbol für die Gemeinsamkeiten in der Heimat Europa.

Eine ähnliche Rolle kommt der im 13. Jahrhundert lebenden Hedwig von Schlesien zu, auf die man sich heute immer wieder als Patronin für das der Heilung bedürftige deutsch-polnische Verhältnis beruft. Diese bayerische Fürstentochter, die mit dem polnischen Piasten Heinrich von Schlesien verheiratet, als junge Frau nach Schlesien kam und bald den Ruf einer fürsorglichen Landesmutter für alle ihre Untertanen erwarb - für die einheimischen Slawen wie auch für die auf Einladung des Fürstenpaares ins Land einströmenden deutschen Siedler. Zusammen mit ihrem Mann pflegte sie gute nachbarschaftliche Kontakte sowohl zu anderen polnischen Fürstentümern wie auch zu ihren einflussreichen Verwandten im Kaiserreich. Unter ihrer und ihres Mannes Herrschaft wurde Schlesien zu dem Land, das es bis 1945 blieb.

Diese am Anfang der Geschichte Schlesiens stehende Frau fasziniert bis heute. Ihre Bedeutung in der Geschichte ist unbestritten, gleichzeitig wird sie als Heilige verehrt. Zum Ende ihres Lebens zog sie sich zurück und führte das Leben einer Spirituosa, sie galt als Mystikerin und Wunderheilerin. Wenige Jahre nach ihrem Tode wurde sie zur Heiligen der Kirche ernannt. Hedwig von Schlesien war eine im Geiste ihrer Zeit politisch und sozial engagierte Frau, die heute ungewöhnlich modern wirkt. Sie stand ebenbürtig agierend neben ihrem Mann und führte ein beispielhaftes Leben christlicher Frömmigkeit. Sie betreute das Siedlungswerk sowie den Aufbau des Landes und kümmerte sich um sozial Schwache und Benachteiligte. Beeindruckend war ihre Unerschütterlichkeit in schweren Zeiten, als durch den Mongoleneinfall ihr Lebenswerk zerstört schien und ihr Sohn ums Leben kam.

Heute wird die aus Bayern stammende Fürstin sowohl von den vertriebenen deutschen Schlesiern wie auch von den Polen, die das Land nach den tragischen Ereignissen des Jahres

1945 übernommen haben, als Landespatronin verehrt. Man betrachtet sie als Mittlerin zwischen beiden Völkern. Hedwig von Schlesien wurde im bekannten Versöhnungsbrief der polnischen Bischöfe im Jahr 1965 erwähnt und der polnische Papst Johannes Paul erkor sie zu seiner persönlichen Patronin. Während der deutsch-polnischen Versöhnungsgespräche im Jahr 1989 wurde sie als Brückenbauerin benannt und der Bruderkuss den Helmut Kohl und Tadeusz Mazowiecki in Kreisau tauschten, fand unter ihrer Statue statt.

Zudem kommt der schlesischen Fürstin und Heiligen in Zeiten drohender Krisen und der damit verbundenen notwendigen Umorientierung, die vor allem eine Besinnung auf die ursprünglichen Werte unserer Gesellschaft sein sollte, auf ihre spirituellen Grundlagen, aufs Christentum, eine neue Bedeutung zu. Ihre geistige Souveränität, die sie in schweren Zeiten bewiesen hatte, die auf ihre Verankerung in einer spirituellen Wirklichkeit hinweist, kann heute beispielhaft wirken. Joseph von Eichendorff, der kurz vor seinem Tode begann, über Hedwig von Schlesien zu schreiben, nannte in seinen Notizen die Heiligen Heroen des Geistes, die wichtiger seien als andere lautstarke Helden. Der große Romantiker bezeichnete Heilige als Wegweiser für die Menschen, weil sie eine geistige Sphäre mit unserer irdischen Existenz verbinden. Demnach kann von ihr, der großen Fürstin von Schlesien, der Brückenbauerin und Trösterin, heute eine weitere aktuelle Lebenshilfe erwartet werden - sie kann uns auch in neuen Bedrängnissen als Vorbild und Leitfigur dienen.

Doch was wissen wir wirklich über diese Frau, die im Hochmittelalter in Schlesien lebte? Eine Antwort auf diese Frage ist nicht leicht, obwohl es eine gute Quellenlage zu ihrem Leben und Wirken gibt, insbesondere die Lebensbeschreibung des Leubuser Zisterziensers Engelbert, der sie persönlich gekannt und ihr Leben als Dokument für die von der Familie angestrebte Heiligsprechung geschildert hat. Seine sogenannte „Le-

genda minor“ ist das Kernstück der „Legenda maior de beata Hedwigis“, einer um Wunderbeschreibungen angereicherten Fassung der Vita, die dem Papst für den Kanonisierungsprozess vorgelegt wurde. In der Legenda maior ist außerdem auch die Rede des Papstes Klemens enthalten, die er in Viterbo im Jahr 1267 zu diesem Anlass hielt. Die Legenda gibt aufschlussreiche Einblicke in das Leben dieser bedeutenden Frau. Allerdings ist sie auch mit Vorbehalten zu lesen, da der Verfasser bestrebt war, das Bild einer Heiligen zu zeichnen, wie es den damaligen hagiografischen Vorstellungen entsprach. Umso glaubwürdiger sind daher Bemerkungen, die diesen Kanon sprengen, so etwa wenn der Verfasser berichtet, Hedwig sei eine wahre Herrin, eine Domina, gewesen, der man nicht widersprechen durfte.

Dennoch können wir uns aufgrund der Beschreibungen nicht nur ein ziemlich genaues Bild dieser Herzogin und Heiligen machen, sondern auch die Umrisse eines Zeitpanoramas erkennen, das Kenntnisse über die damaligen Menschen und ihr Leben enthält, also vor allem über das Leben in Schlesien. Engelbert von Leubus erwies sich als literarisch durchaus talentierter Schreiber. Das 13. Jahrhundert, in dem sich Hedwigs Leben abspielte, das Hohe Mittelalter, gilt in der Geschichte als eine Zeit außerordentlicher positiver Entwicklungen, ganz im Gegenteil zum nachfolgenden 14., das vieles von den Errungenschaften des vorangegangenen zurücknahm. Das gesamte Mittelalter - die Zeit vom achten bis zum 15. Jahrhundert - war eine Periode des intensiven Wachsens und Werdens des europäischen Menschen, die die Strukturen des Kontinents prägte. Bezeichnend für diese Zeit waren die Rivalitäten zweier Zentren der Macht - des Papsttums und des Kaisertums des Römischen Reiches deutscher Nation. In Rivalität und Austausch zugleich verschmolzen Christentum und germanische Elemente in ganz Europa zu einer bis heute gültigen Kulturtradition. Die Zeit Hedwigs von Schlesien, die Zeit der Stauferkaiser, war der Höhepunkt dieser Entwicklungen.

Als Kaiser Friedrich Barbarossa 1190 auf dem Kreuzzug im Fluss Saleph ums Leben kam, war die bayerische Fürstentochter Hedwig von Andechs ein junges Mädchen. Ihr Vater nahm an den Kreuzzügen des Kaisers teil, zu dessen enger Gefolgschaft er gehörte. Zu ihr zählte ebenso ihr zukünftiger Schwiegervater Bolesław der Lange von Schlesien. Die beiden Herren waren Kampfgenossen.

Die Kreuzzüge, die Ostsiedlung und später der Mongoleneinfall waren die bestimmenden Ereignisse dieser Zeit für den uns interessierenden Raum. Doch das eigentliche, bis heute faszinierende Phänomen des gesamten Mittelalters, war eine besondere intensive Geistigkeit, eine Dimension des Lebens, die uns Heutigen weitgehend abhanden gekommen ist. Die Menschen im Mittelalter hatten ein unglaublich starkes Bedürfnis nach transzendenter Eingebundenheit, nach spiritueller Geborgenheit. Der Glaube an Gott, so wie ihn die Kirche verbreitete, war eine das Leben umfassende Selbstverständlichkeit. Das reale Leben empfand man als tragisch kurz und den Gedanken an ein ewiges Leben Trost spendend. Die Gläubigen scharten sich um die Kirche, die die Sicherheit des ewigen Lebens versprach. Geistliche Gemeinschaften verbreiteten und mehrten sich unter kirchlicher Obhut: Benediktiner, Zisterzienser, Prämonstratenser, Franziskaner, Männer- und Frauenorden. Und dazu die Ritterorden. Gleichzeitig aber griff auch eine spontane mystische Religiosität um sich, die von der Kirche, die ihr Glaubensmonopol streng wahrte, nicht geduldet wurde. Vom kirchlichen Glauben Abweichende wurden als Ketzer verfolgt. Dennoch schlossen sich viele Menschen in mehr oder weniger von der Kirchenlehre abweichenden Gruppierungen zusammen und nahmen ein gefahrenvolles Leben auf sich. Viele von ihnen wurden auf Scheiterhaufen verbrannt. Eine Sonderstellung nahmen Frauengemeinschaften ein, die besonders stark im Rheinland wirkten, die Beginen, die ohne Gelübde in sogenannten Beginenhöfen lebten und

sich hauptsächlich der Krankenpflege widmeten, aber auch mit kunstvollen Handarbeiten ihren Unterhalt verdienten. Ihre männliche Entsprechung waren die Begarden. Eine Zeit lang wurden sie, wenngleich beargwöhnt, doch geduldet, später aber wegen ihres Unabhängigkeitsstrebens und einer oft pantheistischen Mystik verfolgt.

Im damaligen Mainstream, in der legitimen Strömung der Kirche, befand sich die überwiegende Mehrheit der Bevölkerung, ihre ergebenen Anhänger, deren höchste Autorität das Oberhaupt der Kirche war, der Papst, der außer seinen geistlichen Funktionen auch energische Machtkämpfe mit den weltlichen Herrschern austrug. Der Kirche diente eine straff geordnete Hierarchie geistlicher Würdenträger.

Eine besondere Rolle kam den damals zahlreich entstehenden Klöstern zu, denen unzählige Menschen zustrebten. Die Klöster stellten eine spezifische und äußerst wichtige Lebensform dar, deren Verdienste für die damalige Zeit und bis heute kaum zu überschätzen sind.

Die monastische Bewegung in Europa nahm ihren Anfang mit Benedikt von Nursia (etwa 480-547), der im Kloster Monte-Casino die erste Klosterregel verfasste. Er hatte eine Gruppe von gleichgesinnten jungen Adligen um sich geschart, um mit ihnen ein sinnvolles Leben in einer gottgefälligen Gemeinschaft zu führen. Die Spiritualität der Klöster war vom christlichen Glauben durchdrungen, aber die Form der Organisation klösterlicher Zusammenschlüsse entsprach dem im damaligen Europa gültigen ritterlichen Gemeinschaftsgeist.

Ein Mönch oder eine Nonne, die die Profess ablegten, entsagten der Familie, dem Besitz, der Macht und dem weltlichen Ruhm. Das Gebet, die Meditation, die religiösen Exerzitien waren fortan Inhalt ihres Lebens. Die Disziplinierung des Körpers, vor allem sexuelle Enthaltbarkeit, galt als Voraussetzung. Man verpflichtete sich, ein Leben in gleichgesinnter Gemeinschaft, in Gehorsam, Armut und Keuschheit zu führen, das

streng durch Vorschriften geregelt war. „Ora et labora“ - Bete und arbeite - war die Losung der Benediktiner, die später auch andere Orden übernahmen, so die Zisterzienser, die Praemonstratenser, oder die Dominikaner. Und dieses „Beten und Arbeiten“ bestimmte den streng geregelten Einklang des Tagesablaufs des monastischen Lebens. Die Mönche oder Nonnen fanden sich sieben Mal des Tages in der Kirche zum gemeinsamen Gebet ein und verbrachten die verbliebene Zeit mit nützlicher Arbeit innerhalb des Klosters oder in seinem Umfeld.

Der eigentliche Antrieb der sich Gott weihenden Menschen war eine tief ausgeprägte Gottesehnsucht und Verachtung des weltlichen Lebens. Mönche und Nonnen strebten danach, Momente der Gottesnähe, mystische Daseinserfahrungen zu erleben, die man auch als kosmische Einsfühlung beschreiben könnte. Diese ungeheure gemeinsame Anstrengung so vieler Menschen ins Geistige zu wachsen und gleichzeitig aktiv die Lebensbedingungen des Umfelds zu gestalten, schuf die eigentlichen Grundlagen unserer europäischen Entwicklung, von denen wir heute noch profitieren.

Die Klöster waren somit nicht nur Ausstrahlungsorte der christlichen Religion, sondern hilfreiche Zusammenschlüsse sozialer Fürsorge. Mönche und Nonnen kümmerten sich um alte und kranke Menschen, organisierten das Schulwesen, versorgten Reisende und verbreiteten das Wissen der damaligen Zeit in ihren Skriptorien, in denen Bücher kopiert wurden. Eine besondere Rolle spielten die Zisterzienser, wie auch die Prämonstratenser, bei der Besiedlung in Mittel- und in Ost-Europa: Sie organisierten und leiteten das Siedlungswerk. Sie galten mit der Zeit als typische Siedlungsorden.

Auch für Hedwig von Andechs war der klösterliche Zeitgeist prägend. Sie verbrachte ihre Kindheit, wahrscheinlich vom fünften bis zum zwölften Lebensjahr, in den Mauern des Benediktinerinnenklosters in Kitzingen am Main, wo sie im christlichen Geiste erzogen wurde und auch lesen und schrei-

ben lernte, damals durchaus keine Selbstverständlichkeit auch in höchsten gesellschaftlichen Sphären. Allerdings waren damals viele Frauen an der Seite mächtiger Männer gebildeter als ihre Partner, weil es üblich war, hochwohlgeborene Töchter, ehe sie verheiratet wurden, ins Kloster zu geben, oftmals in ein der Familie eng verbundenes Kloster, wo man sie vor Versuchungen des weltlichen Lebens geschützt wusste. Die Ritter dagegen wurden vor allem im ritterlichen Metier geschult. Die „Pfaffenkunst“ - das Lesen und Schreiben - wurde von ihnen verachtet. Auch Kaiser Barbarossa soll Analphabet gewesen sein, desgleichen Hedwigs Ehemann.

Hedwig von Schlesien entstammte einer der vornehmsten Familien des Reiches. Ihr Vater, Berthold IV. von Andechs, - der Stammsitz der Familie lag in Bayern - hatte Güter im Südosten des Reiches gesammelt, sodass ihm Kaiser Friedrich Barbarossa den Titel eines Herzogs von Kroatien, Dalmatien und Meranien verlieh. Die Andechser führten ihre Herkunft auf die Luitpoldinger zurück und waren mit den Staufern verwandt, und sogar zu den Kapetingern bestanden verwandtschaftliche Verknüpfungen. Berthold war in zweiter Ehe mit Agnes von Groitzsch verheiratet und hatte mit ihr sechs Kinder. Von den drei Brüdern war später der älteste, Otto, mit Beatrix von Burgund, einer Kusine Friedrich Barbarossas, verheiratet und dazu bestimmt, das Familienerbe anzutreten. Er blieb aber ohne Nachkommen, was später den Untergang der Familie besiegelte. Ekbert, Hedwigs Lieblingsbruder, war von seinem Onkel, dem Bischof von Bamberg, zum Nachfolger auserkoren worden. Hedwig stand mit ihm zeitlebens in Kontakt. Der jüngste der Andechser Brüder, Berthold, wurde bereits im frühen Alter durch Protektion seiner Schwester Gertrud, Königin von Ungarn, zum Patriarchen von Aquileja erhoben. Zusammen mit ihr geriet er in heftige Schwierigkeiten, konnte aber später in sein hohes Amt zurückkehren.

Zu Bertholds ehrgeiziger Familienpolitik gehörten auch, oder vor allem, die Eheschließungen seiner Töchter, hierbei bewies er besondere Ambitionen. Königliche Schwiegersöhne oder Fürsten mit guten Aussichten auf einen Thron hatten es ihm angetan. Berthold hatte anscheinend seine älteste Tochter Hedwig zuerst für ein Klosterleben vorgesehen, das heißt, sie wäre, wie für hochwohlgeborene Töchter üblich, Äbtissin eines Klosters geworden. Dann aber beschloss Berthold anders: Hedwig sollte heiraten. Heinrich von Schlesien brachte als Schwiegersohn gute Voraussetzungen mit - Aussichten auf einen Thron: die mit Barbarossa befreundete Familie der schlesischen Piasten strebte die Herrschaft in Polen an.

Das Leben der Schwestern Hedwigs bietet ein fast komplettes Spektrum damals möglicher Frauenschicksale in den höchsten gesellschaftlichen Sphären und jedes für sich war eine romanhafte Geschichte. Hedwigs Schwester Agnes, die als außergewöhnlich schönes Mädchen beschrieben wird, war kurze Zeit die Frau des französischen Königs Philipp II. Augustus, der sich für sie von seiner Frau Ingeborg von Dänemark scheiden ließ. Die Familie seiner ersten Frau legte Protest beim Papst ein. Bedroht vom päpstlichen Interdikt trennte sich Philipp schließlich von Agnes, obwohl er sie sehr liebte und sie Mutter seiner zwei Kinder war. Agnes starb aus Kummer. Schwester Gertrud, mit dem Ungarnkönig Andreas vermählt, machte sich durch Hochmut und Raffsucht bei den ungarischen Adligen unbeliebt und wurde von ihnen während der Abwesenheit ihres Mannes ermordet. Sie hinterließ drei Kinder, eines war die spätere Heilige Elisabeth von Thüringen. Elisabeth wurde als achtjähriges Mädchen auf Betreiben ihres Onkels Ekbart nach Thüringen gebracht und dort später Ludwig IV., dem Landgrafen von Thüringen, angetraut. Es war eine große von Minnesängern gepriesene Liebe. Ludwig kam auf einem Kreuzzug ums Leben und die junge Witwe begann ein Leben als Büsserin und Spirituosa im Sinne der damals sich rasch ver-

breitenden Armutslehre der Franziskaner. Elisabeth verstarb jung und wird ähnlich wie Hedwig von Schlesien bis heute als Heilige verehrt. Nur Hedwigs jüngster Schwester Mechthild war ein ruhiges Leben als Äbtissin im Zisterzienserinnenkloster zu Bamberg beschieden.

Doch Bertholds selbstbewusste und scheinbar abgesicherte Familienpolitik wurde schicksalhaft durchkreuzt. Unter dem Verdacht der Komplizenschaft mit Otto von Wittelsbach, der sich in Bamberg des Königsmordes schuldig gemacht hatte, gerieten die Brüder Ekbert und Otto in die Acht. Das bedeutete, sie und die gesamte Sippschaft wurden ihrer Würden und Besitztümer beraubt. Und obwohl die Acht aus Mangel an Beweisen bald aufgehoben wurde, war die Familie kompromittiert und ruiniert. Die Burg Andechs war in den Wirren zerstört worden. Der unerwartete Absturz dieser stolzen Familie traf Hedwig hart und trug zu einer ernsthaften Lebenskrise bei.

Auch mütterlicherseits entstammte Hedwig einem bedeutenden Geschlecht - den Wettinern. Ihre Mutter, Agnes von Groitzsch, war Tochter des Markgrafen von Meißen, Dedo von Rochlitz und Groitzsch und seiner Frau Mathilde von Heinsberg. Die Besitztümer der Familie lagen im sächsisch-meißnischen Raum, später erweiterten sie ihren Besitz auf die Niederlausitz. Das Geschlecht der Wettiner spielte in der Grenzpolitik des Reiches und bei dem zu der Zeit sich vollziehenden Siedlungswerk dieser Gebiete eine wichtige Rolle.

Am Rande sei bemerkt - Wettiner waren die späteren polnischen Könige Friedrich August von Sachsen II. (1697-1704) und August III. (1709-1733). Wichtig für unsere Ausführungen - die Burgen Groitzsch und Rochlitz lagen in der Nähe des Reichsbesitzes Altenburg, der der schlesischen Piastenfamilie des Władysław II. von Krakau und Schlesien, des Vertriebenen, von König Konrad III. für die Zeit ihres Exils als Aufenthaltsort übertragen worden war. Im Markgrafen der Lausitz Dietrich hatte Władysław außerdem einen Schwager, der mit seiner Halbschwester Dobronega,

der Tochter der Salomea von Berg verheiratet war. Die Piasten verbanden mit dieser Familie zahlreiche Heiraten. Somit befanden sich die exilierten Piasten in einem ihnen verwandten Umfeld.

Wladyslaw starb im Exil und fand in Pegau seine letzte Ruhestätte. Seine Frau Agnes von Österreich in Pforta. Hedwigs Verfahren mütterlicherseits und die exilierten Piasten waren also 17 Jahre Nachbarn. Somit darf mit hoher Wahrscheinlichkeit angenommen werden, dass ebenfalls Großvater Dedo an der Ehestiftung zwischen dem jungen Piasten Heinrich und seiner Enkelin Hedwig mitgewirkt hatte. Piasten und Wettiner waren, wie gesagt, mehrfach verwandtschaftlich verbunden. Sachsen und Thüringen und besonders der Meißner Raum einerseits und die polnischen piastischen Fürstentümer auf der anderen Seite standen in engster Nachbarschaft. Das damalige deutsch-polnische Grenzgebiet war ein lebendiger Lebensraum. Hochzeiten der Piasten mit Markgrafentöchtern hatten eine lange Tradition. Bereits der erste Piastenfürst Mieszko war in zweiter Ehe mit Oda, der Tochter des Markgrafen Theodorik verbunden. Sein Sohn Bolesław Chrobry, der energisch sein Reich festigende Fürst, war, obwohl er in ständigen Konflikten mit den Grenzmarkgrafen stand, zweimal mit deutschen Markgrafentöchtern verheiratet. Das veranlasste den sächsischen Chronisten Thietmar, über ihn zu schreiben, dass er wie auch sein Vater mit Eheschließungen und in großer Freundschaft den Nachbarn verbunden war, die ihm dennoch in der Vergangenheit mehr Schaden als Vorteile brachten und in Zukunft bringen werden. Seine Tochter Regelindis verheiratete Bolesław mit Hermann, dem Sohn des Meißner Markgrafen Ekkehard. Ihre lächelnde Statue ziert den Naumburger Dom.

Die Hochzeit einer bayerischen Fürstentochter mit einem schlesischen Piasten hatte somit durchaus nichts Ungewöhnliches an sich.

Dass für den ehrgeizigen Berthold von Andechs eine Heirat seiner Tochter mit dem schlesischen Fürsten attraktiv war,

kann durchaus auch als ein Beweis für die Bedeutung des Geschlechts der Piasten am kaiserlichen Hofe gewertet werden. Es ist bekannt, dass Kaiser Friedrich Barbarossa den östlichen Regionen seines Reiches große Bedeutung beimaß und bestrebt war, dort seinen Einfluss zu festigen. Mit Sicherheit hat Barbarossa die Heirat der Kinder seiner beiden Getreuen begünstigt.

Auch Bolesław der Lange, der für seinen Sohn Heinrich warb, verfolgte mit dieser Ehe politische Ziele und hatte Prestigegründe im Auge. Er strebte seinerseits aus machtpolitischen Gründen einen engeren Anschluss Schlesiens an das Kaiserreich an, die Ehe seines Sohnes mit der Tochter eines der mächtigsten Geschlechter des Reiches und die daraus sich ergebenden Verbindungen waren ihm daher höchst willkommen.

Bolesław der Lange, der sich bei den Kriegszügen des Kaisers mehrfach durch Tapferkeit hervorgetan hatte, verdankte Friedrich Barbarossa den Rückgewinn Schlesiens.

Vorangegangen waren die Vertreibung der schlesischen Piasten aus ihrem Besitz durch ihre Krakauer Brüder, die Ansiedlung der Familie in Altenburg und die Anwesenheit insbesondere der Söhne des alten Fürsten Władysław am kaiserlichen Hofe.

Wer waren die schlesischen Piasten? Zweifelsfrei eine zunächst polnische Herrscherfamilie. Bolesławs Vater und Heinrichs Großvater Władysław war der Senior-Regent Polens gewesen und nach Streitigkeiten von seinen Brüdern aus der Hauptstadt seines Reiches Krakau und seiner Erbprovinz Schlesien vertrieben worden. Schutzsuchend hatte er sich mit seiner Familie an den Hof des Stauferkönigs Konrad III. begeben, des Halbbruders seiner Ehefrau Agnes von Österreich, und war von ihm freundlich aufgenommen worden. Władysław begleitete König Konrad III. auf einem Kreuzzug, lebte aber später zurückgezogen auf der Altenburg, wogegen sich die jungen Piasten Bolesław und Mieszko am königlichen, später kaiserlichen Hof aufhielten. Besonders der Älteste, Bolesław der Lange, war ein getreuer Gefolgsmann Friedrich Barbarossas. Überliefert

wird sein Zweikampf auf den Mauern von Mailand. Władysławs Tochter Richeza wurde von Barbarossa dreimal verheiratet.

Kaiser Friedrich Barbarossa, der bei Gelegenheit auch die zuvor existierende Tributabhängigkeit der piastischen Herzogtümer wieder herstellen wollte, führte zwei Kriegszüge gegen die Krakauer Piastenbrüder, die er zur Herausgabe Schlesiens und Tributzahlungen verpflichtete (1157 und 1163). Als er sich zur dritten Intervention (1171) rüstete, gaben die Krakauer endgültig nach. Die exilierte Familie kehrte nach Schlesien zurück. Der Kaiser bestätigte sie nachdrücklich in ihrem Besitz.

Als die schlesischen Piastenbrüder nach 17 Jahren Exil endgültig in ihren Familienbesitz zurückkehrten, waren sie an das Leben, wie sie es am kaiserlichen Hofe kennen gelernt hatten, gewöhnt und trachteten danach, auch in Schlesien all die zivilisatorischen Neuerungen einzuführen, die sie im Reich gesehen hatten. Auch waren sie bestrebt, sich mit einer eigenständigen Politik zwischen Deutschen und Polen zu behaupten. Sie waren nunmehr schlesische Piasten. Das galt umso mehr, als die Piastenfamilie von Oppeln und Ratibor ihren Verwandten eng verbunden blieb. Heinrich betreute die Herzogin Witwe Viola, die zehn Jahre für ihre Söhne regierte und es kann angenommen werden, dass Herzogin Hedwig das benachbarte Schlesien rechts des Oder besuchte. Der Friede zwischen beiden Teilen Schlesiens war umso wichtiger, weil die anderen polnischen Fürstentümer indes in Zwistigkeiten und Zersplitterung versanken.

Es wäre also ein Irrtum anzunehmen, dass Hedwig von Andechs mit ihrer neuen Heimat ein zivilisatorisch gravierend zurückgebliebenes Land angetroffen habe. Zum einen, weil das Leben an den fürstlichen Höfen abgehoben war von dem der einfachen Bevölkerung und angeglichen an standesgleiche Familien, zum anderen, weil die zivilisatorischen Unterschiede zwischen Bayern und Schlesien zwar vorhanden, aber weitaus geringer waren als man annimmt.

Besonders Bolesław, der sich den Löwenanteil des Landes zugeschanzt hatte, vertrat von Anfang an ein klares Konzept seiner Landespolitik. Er strebte ein starkes Schlesien an, das ihm die von seinem Vater Władysław verlorene Hegemonie in Polen zusichern sollte, um in Zukunft mit Hilfe des Kaisers die polnische Krone für seine Nachfolger zu erlangen. Im Exil hatte er das Siedlungswerk zwischen Elbe, Saale und der Lausitzer Neiße kennen gelernt und wollte ähnlich wie dort gesehen mithilfe von Neusiedlern sein Land dem westlichen Fortschritt anschließen.

Hedwigs Name wird in erhaltenen Dokumenten verschieden geschrieben. In einer Schenkung an das Trebnitzer Kloster vom Jahr 1208 wird sie Hedwiga genannt, in einer anderen aus demselben Jahr Edviga. In der Kanonisierungsurkunde nennt man sie Haduiga. Ihr Siegel trägt die Umschrift „Hadewigis Dei gracia Zlesie ducissa“. Man nahm damals so manches nicht so genau. Ähnlich kennen wir zwar das Todesdatum der Fürstin, es ist der 15. Oktober 1243, doch ihr Geburtsdatum ist nur in etwa zu beziffern. Angenommen wird die Zeit zwischen 1174 und 1178. Wir können auch zum Datum ihrer Hochzeit nur Vermutungen anstellen. Man nimmt an, dass Hedwig von Andechs zwischen 1186 und 1190 nach Schlesien kam.

In der Lebensbeschreibung Hedwigs, der „*Legenda maior de beata Hedwigi*“, lesen wir, dass die bayerische Prinzessin dem Piastensohn Heinrich, dem Sohn Boleslaws des Langen, folgte, mehr dem Willen des Vaters gehorchend als dem eigenen. Und obwohl wir vorsichtig auch unterstellen dürfen, dass dies der fromme Zisterzienser Engelbert so schrieb, um die Heilige noch heiliger zu malen - galt doch das Klosterleben als etwas Besseres als das Leben einer verheirateten Frau -, scheint es überzeugend, dass Berthold seine Tochter nicht nach ihrem Willen gefragt hatte, denn so war es damals üblich. Und es ist durchaus möglich, dass sich Hedwig an das Klosterleben gewöhnt hatte.

Hedwig heiratete als Kind, zwölf Jahre alt, lässt uns die Legenda wissen. Dergleichen frühe Ehen waren nichts Seltenes im Mittelalter: Andererseits ist das zwölfte Lebensjahr biblisch-symbolisch und kann somit auch in diesem Sinne verstanden werden. Sicher aber ist, dass die Andechserin blutjung war, als sie nach Schlesien ging. Der Brautzug zog wahrscheinlich - auch darüber wissen wir nichts - geruhsam wie üblich über die Lande, um bei der Gelegenheit ausgiebig zu feiern. Dass man unterwegs Familienbesuche bei den Wettiner Verwandten abstattete, darf getrost angenommen werden.

Die arrangierte Ehe zwischen Hedwig und Heinrich scheint, besonders anfangs, harmonisch gewesen zu sein. Von Heinrich von Schlesien wird in der Legenda ein positives Bild gezeichnet, obwohl seine Frau dennoch als stärkerer Part in der Ehe dargestellt wird, als Ehefrau, die einen veredelnden Einfluss auf ihren Gatten ausübte. Wir lesen in der Legenda, dass der Herzog anfangs seine freudige Zustimmung zu Herzogin Hedwigs frommen Werken gab, später aber ihr selbst nacheiferte. Der Verfasser der Legenda berichtete, dass Heinrichs Ehefrau, ihm nach dem Gesetz unterworfen, seine Führerin auf dem Weg der Tugend und Frömmigkeit war.

Dass aber Herzog Heinrich von Schlesien ein besonders tüchtiger Landesherr war, bezeugen seine Erfolge. Benedykt Zientara, der Autor seiner in polnischer Sprache verfassten Biografie, stellt dies ausführlich dar, vermindert allerdings Hedwigs Einfluss. Tatsache bleibt, dass zur Zeit der Regentschaft des Fürstenpaares das Land erstarkte und die Strukturen erhielt, die es bis 1945 behielt. Das ist vor allem auf die Besiedlung und die damit verbundene Aufbauarbeit zurückzuführen.

Aufgrund seines wohlgeordneten und ertragreich gestalteten Landes begann der energische Fürst eine geschickte Eroberungspolitik. Zum Ende seines Lebens hatte er fast alle polnischen Fürstentümer in seinem Besitz oder in seinen Einflussbereich einbezogen. Er regierte in Schlesien und Großpolen

und hatte sein Land um das Land Lebus und sogar Teile von Brandenburg erweitert. Schlesien umfasste also unter seiner Regierung drei Viertel des alten polnischen Piastenreiches, es reichte westlich bis an die Spree, im Norden bis zur Warthe und Pilica, im Osten über den Wieprz und im Süden bis zu den Karpaten und Sudeten. Der polnische Historiker Jerzy Krasuski stellt fest, dass Heinrich von Schlesien, wenngleich zu drei Viertel ein Deutscher, eine piastische Politik im Auge hatte. Und fügt hinzu, dass allerdings nur der schlesische Fürst im 13. Jahrhundert die Chance der Vereinigung Polens hatte. Das änderte sich nach dem Mongoleneinfall. (Krasuski - Polska i Niemcy)

Im Heinrichauer Gründungsbuch wird der Fürst für seinen Gerechtigkeitssinn gelobt und als gottesfürchtiger und umsichtiger Herr geschildert. Die Legenda dagegen weiß von seiner christlichen Demut und Leutseligkeit zu berichten, es heißt hier: „Obwohl ein mächtiger Fürst, ließ er sich doch zu den armen und einfachen Leuten herab und nahm ihre Gaben, wenn sie auch geringen Wert hatten, voller Dankbarkeit an, ja, er verkehrte mit ihnen in großer Bescheidenheit. Er meinte sogar, es sei ihm angenehmer, wenn ein Landsmann ihm einen Teller Eier darbot, als glänzende Gaben Reicher.“

In Schlesien lebte die Piastenfamilie anscheinend vor allem in der alten Liegnitzer Burg, die zu der Zeit zu einer modernen Festung und komfortablen Wohnstätte umgebaut wurde, wie es sie bisher in dieser östlichen Region nicht gegeben hatte.

Wir dürfen annehmen, dass sich Hedwig trotz ihres jugendlichen Alters in ihrer neuen Heimat von Anfang an wohl gefühlt hatte und sich nicht nur zu behaupten, sondern auch bald Einfluss zu nehmen wusste. Allerdings wäre hinzuzufügen, dass sie nicht nur unter der Obhut der piastischen Familie verblieb, die der hochwohlgeborenen Schwiegertochter Achtung und Respekt entgegen brachte, sondern auch von den Andechsern nicht aus dem Auge gelassen wurde. Hedwigs Bruder Ekbart,

später Bischof von Bamberg, begleitete seine Schwester nach Schlesien und diese Verbindung brach nie ab.

Andererseits wird es wohl kaum an Schwierigkeiten gefehlt haben. Hedwig, an die Stille des Klosterlebens gewöhnt, dürfte wohl kaum vom turbulenten Leben am Hofe angetan gewesen sein. Zudem gab es in der Piastenfamilie erhebliche Spannungen. Die Erbfolge ihres Mannes war nicht unumstritten. Sein älterer Halbbruder Jarosław erhob gegen die ihn benachteiligende Entscheidung des Vaters Widerspruch und soll sich sogar in einem Waffengang gegen seinen Vater empört haben. Er wurde mit dem Breslauer Bischofssitz und zeitweise mit Oppeln abgefunden. Missverständnisse gab es auch zwischen Bolesław und seinem jüngeren Bruder Mieszko, der mit der territorialen Aufteilung des zurückgewonnenen Landes nicht zufrieden war. Ihm war nur Ratibor zugeteilt worden und er holte sich nach dem Tod Bolesławs Oppeln dazu. Bemerkenswert - dabei war es nicht zum Krieg gekommen!

Hedwig von Schlesien war eine tragische Mutter. Mit 14 gebar sie ihr erstes Kind, heißt es in der Legenda. Allerdings könnte dies, wie auch zuvor bemerkt, eine symbolische Datierung sein. In den ersten ungefähr zehn Jahren ihrer Ehe gebar Hedwig sechs Kinder; drei Mädchen: Agnes, Sophie und Gertrud und drei Knaben: Bolesław, Konrad und Heinrich. Später folgte noch ein Sohn, dessen Taufe in Glogau mit großem Pomp begangen wurde, der jedoch kurz danach verstarb. Nur drei von Hedwigs Kindern, Heinrich, Konrad und Gertrud, erreichten das Erwachsenenalter. Gertrud, die spätere Äbtissin von Trebnitz, wird als Jüngste bezeichnet. Als ihr Geburtsjahr ist mit ziemlicher Sicherheit 1200 anzunehmen. Das bedeutet, dass die älteren vor diesem Datum, bevor das junge Paar die Regentschaft im Lande übernommen hatte, geboren wurden. Bolesław wird vor dem 14. Lebensjahr ums Leben gekommen sein, da keine Unterschriften von ihm erhalten sind und seine kindliche Verlobte im Alter von sechs Jahren nach Böhmen zu-

rückgeschickt wurde. Der Zweitälteste, Konrad, soll bei einem Jagdglück ums Leben gekommen sein - wie das *Chronicon Polono-Silesiacum* behauptet - im Streit mit seinem Bruder Heinrich. Heinrich aber ließ sein Leben in der Mongolenschlacht bei Liegnitz im Jahre 1241. Nur Gertrud überlebte ihre Mutter. Über Hedwigs Verhältnis zu ihren Kindern äußert sich die *Legenda* knapp: „Die ihr von Gott geschenkten Kinder erzog sie in der Furcht des Herrn.“ Das verletzte Mutterglück durfte Hedwig als Großmutter nachholen. Heinrich hinterließ eine zahlreiche Nachkommenschaft. Da sich Hedwig mit ihrer Schwiegertochter Anna sehr gut verstand, wie die Zeugnisse eindeutig bekunden, war sie an deren Erziehung eng beteiligt.

Die *Legenda* berichtet in einer Geschichte darüber, die als anrührend zu bezeichnen wäre, wenn sie nicht gleichzeitig für uns heute abstoßend wäre. Hedwig habe ihren Enkeln die kleinen Köpfe und Hände im Wasser gewaschen, in dem die Nonnen zuvor ihre Füße wuschen. Vermutlich nahm der Autor der *Vita*, Engelbert, die Gelegenheit wahr, um noch einmal auf die große Verehrung der Fürstin für die Nonnen hinzuweisen. Denn dass sie dem Konvent nicht beigetreten war, lag wie ein dunkler Fleck auf ihrer Heiligkeit. Schön wäre das Bild, wenn Hedwig ihre Enkel in dem Wasser der Wunder wirkenden Quelle gewaschen hätte, die, in einen Brunnen gefasst, sich bis heute in der Krypta der Trebnitzer Kirche befindet.

Als im Jahre 1201 der alte Fürst Bolesław der Lange starb und sein Sohn Heinrich seine Nachfolge antrat, begann auch für die junge Fürstin ein neuer Lebensabschnitt. Sie trat von Anfang an selbstbewusst neben ihrem Mann in Erscheinung und nahm an den Regierungsgeschäften teil. Das aber bedeutete zu dieser Zeit vor allem reisen, reiten, das Land zu durchstreifen, überall vor Ort Präsenz zu zeigen, denn so wurde damals Macht ausgeübt. Das dürfte anstrengend gewesen sein, besonders da das herzogliche Paar energisch und mit großem Ehrgeiz

begann seine Pläne zu realisieren. Bald geriet das ganze Land in Bewegung. Die Besiedlung war ein Umbruch ohne Gleichen. Ein Land entstieg der Dämmerung - suggerierte Cosmus Flam mit dem Titel seines Hedwig-Romans.

Vor allem aber stand Hedwig fortan einem großen Haushalt und wohl nicht konfliktfreien Hofstaat vor, zu dem Kleriker, Hofleute und Bedienstete aller Art gehörten, die verschiedenen Nationalitäten angehörten. Der Name eines Kämmerers, Chwalisławs, wird genannt und auch der Bogusławs, des Verwalters von Schawoine, einem dem Kloster Trebnitz zugehörigen Dorf. Bogusław verwaltete auch die Armenküche. Hedwigs Beichtväter und andere geistliche Herren sowie einige Ritter trugen deutsche Namen. Unter den Frauen wird oft eine Demundis genannt und ein Mädchen aus Preußen mit dem Namen Katharina, die eine hervorragende Stickerin war. Die Legenda nennt außerdem Namen von Nonnen wie Adelheid und Jutta neben slawischen wie Wienczesława. Die aus Kitzingen stammende Äbtissin des Trebnitzer Klosters hieß Petrisa.

Auch Hinweise auf Konflikte in Hedwigs Umfeld entnimmt man mühelos der Legenda. Der Mönch Engelbert drückt zwar als Lob der Herrin aus, es habe in der Umgebung der Fürstin kaum Streit und Intrigen gegeben, schrieb aber: „Sie bemühte sich stets, an ihrem Hofe nur Bedienstete von gutem Rufe zu haben, alle ihre Dienstleute, Frauen, Kämmerer und Angestellte standen im Rufe der Wohlanständigkeit und guter Sitten. Schmähstüchtige, die vor Gott hassenswert sind, wollte sie nie zu Hausgenossen haben, verleumderische Reden gar, die in gleicher Weise die Seelen der Hörenden wie der Sprechenden tödlich verwunden, mied sie wie die Pest.“ Daraus ist unschwer zu schließen, dass unliebsame Personen vom Hofe entfernt wurden und die Fürstin nicht nur Konflikte zu schlichten, sondern auch die eigene Position vor Verleumdern zu verteidigen hatte. Dadurch wird auch klar, dass sie es nicht nur ihrer gehobenen Position verdankte, sich in ihrer Umgebung

zu behaupten, sondern vor allem ihrem Charakter und ihrer Lebenseinstellung. Allein, wenn wir an den Vergleich mit dem Leben ihrer Schwestern erinnern, insbesondere an Gertrud von Ungarn, deren persönliche Eigenschaften - Raffsucht und Hochmut - ihr Verhängnis herbeiführten. Es ist etwas Besonderes von Anfang an im Verhalten der schlesischen Fürstin. Wir dürfen annehmen, dass ihr angeborener Charakter sowie die Prägung durch ihre klösterliche Erziehung im christlichen Glauben dazu beigetragen haben.

Das in neuerer Zeit oft diskutierte Problem, ob am schlesischen Hofe zu der Zeit eher deutsch oder mehr polnisch gesprochen wurde, ist auch aus dieser Sicht wenig relevant, für die damaligen Menschen gab es Christen und Heiden, nationale Differenzierungen beachtete man kaum. Die gegebenen Unterschiede nahm man als selbstverständlich hin. Sicher ist, dass Heinrich deutsch und polnisch sprach, denn seine Mutter und seine Großmutter sprachen deutsch, sein Vater war zwar ein polnischer Fürst, hatte aber lange Jahre am kaiserlichen Hofe verbracht. Also war er ebenfalls der deutschen Sprache mächtig. Es darf also mit Sicherheit davon ausgegangen werden, dass die Umgangssprache der jungen Eheleute, zumindest am Anfang ihrer Ehe, das Deutsche war. Es ist aber ebenso als sicher anzunehmen, dass Herzogin Hedwig, die ihre Pflichten als Landesmutter sehr ernst nahm, und oft unter dem einfachen Volk weilte, das Slawische gelernt haben wird, um sich mit den Menschen zu verständigen. Wobei hierbei anzumerken ist, dass diese slawische Sprache in der Zeit wenig differenziert war und als polnische, schlesische und böhmische Mundart gesprochen wurde, in den Dokumenten aber meistens als Polnisch bezeichnet wurde, weil der Fürst ein polnischer Piast war. Man legte keinen Wert auf dergleichen Differenzierungen. Einen Beweis für die laxe Handhabung der Unterschiede liefert der sogenannte erste polnische Satz aus dem Heinrichauer Gründungsbuch, aus dem nach der Übernahme Schlesiens durch Polen im 20. Jahrhun-

dert ein Politikum gemacht wurde. Abt Peter von Heinrichau beschrieb - natürlich in lateinischer Sprache - wie die einzelnen Besitztümer an das Kloster gelangt sind, um sie rechtlich abzusichern. Da er ein begabter Schreiber war, erzählte er bei Gelegenheit unterhaltsame Geschichten. Abt Peter, ein Deutscher, der kein Gehör für die Nuancen der slawischen Sprache hatte, notierte, dass der Böhme Bochwal zu seinem schlesischen Weib auf Polnisch sprach - *day, ut ia pobrusza, a ti poziwaj* (lass mich mahlen und du ruh dich aus). Ein Böhme sprach zu seinem schlesischen Weib auf Polnisch - zwei Sprachen und eine Mundart in einem - also kann wohl nur von einer slawischen Sprache die Rede sein. Im Übrigen enthält das Heinrichauer Gründungsbuch auch deutsche Aussagen, wie diese, dass die Siedler „all durch den hag“ gerodet hatten, oder dass den Siedlern hollunge zugestanden wurden - zinsfreie Jahre. Deutsche und slawische Namen werden nebeneinander genannt. Würdenträger am Hofe trugen eher slawische Namen, geistliche Herren vorwiegend deutsche, die Ritter deutsche und slawische, sie hießen Albert oder Konrad, aber auch Pribech oder Pribico. Die Schulzen der neu gegründeten Ortschaften aber trugen zumeist deutsche Namen. Das klang dann so - das Dorf Budsow wurde dem Lokator Meinhold verliehen. Das Heinrichauer Gründungsbuch ist also ein kostbares Dokument für Altslawisten und ein Beweis für eine friedliche ethnische Gemengelage in Schlesien. Die heute so beliebte Bezeichnung der Multikulturalität würde diese Situation aber nicht treffen, denn alle standen unter dem amalgamierenden kulturellen Einfluss der Kirche und der bald auch zahlenmäßig stark dominierenden Deutschen. Die Slawen passten sich an. Man pflegte das Verbindende, nicht das Trennende.

Das Leben am schlesischen Hofe galt als beispielhaft im Verhalten und in Frömmigkeit, heißt es in der Legenda. Auffallend für Außenstehende soll besonders die Bescheidenheit der Hofhaltung in Liegnitz gewesen sein. Vor allem die Herzogin vermied Prunk und Aufwand. Die in den fünfziger Jahren aus-

gegrabene Hofkapelle, der Aachener Karlskapelle in der Form eines Oktogons nachgebaut, beweist, dass der untere, für das Volk vorgesehene Teil, prachtvoller ausgestattet war als das für die herzogliche Familie vorbehaltene Obergeschoss.

Doch nicht nur die Führung des Hofstaates oblag der Fürstin, sie stand unübersehbar selbstbewusst neben ihrem Mann und nahm an den anfallenden Neuerungen im Lande regen Anteil. Sie urkundete mit ihrem Ehemann und betreute das Siedlungswerk. Die Anwesenheit einer deutschen Fürstin gab den Siedlern, die man im damaligen Sprachgebrauch „hospites“ nannte, also Gäste, Sicherheit in ihrer neuen Heimat. Zu den Hauptpflichten des Fürsten gehörte die Gerichtsbarkeit in schweren Fällen. Darüber, wie sich die Herzogin bei ihrem Mann für Straftäter einsetzte, wird mehrmals in der *Legenda* berichtet. Herzogin Hedwig wohnte Gerichtsverhandlungen bei, um Urteile abzumildern oder abzuwenden. Es gab damals in Schlesien große Unterschiede zwischen dem deutschen und dem polnischen Recht, das die Untertanen als Leibeigene ihrer Herren betrachtete, und ihnen erlaubte, auch geringe Vergehen streng zu ahnden. So konnte Diebstahl mit dem Tode bestraft werden. Auspeitschungen waren alltägliche Praxis. Die Siedler aber waren mit anderen Vorstellungen ins Land gekommen. Ihnen waren nach deutschem Recht ihre persönlichen Freiheiten zugesichert worden und überdies bot ihnen das Magdeburger Siedlungsrecht zusätzliche Freiheiten, die ihre Position und ihr Selbstbewusstsein stärkten. Die Kontraste stachen ins Auge. Die Herzogin strebte eine Gleichbehandlung ihrer Untertanen an, die *Legenda* berichtete sogar von Listigkeiten, mit denen sie ihren Gemahl zur Nachgiebigkeit zwang. Ungewöhnlich modern mutet an, dass die Fürstin Straftäter ihre Strafe beim Bau des Klosters in Trebnitz abbüßen ließ.

So verwundert es nicht, dass der Ruhm der tugendhaften Herzogin von Schlesien bis ins Rheinland drang und der vielgeehrte Zisterzienser Caesarius von Heisterbach 1225 sich eupho-

risch über die Fürstin von Schlesien äußerte. Sie war in der Tat eine „femina per omnia laudabilem“. Und somit vermutlich in ihrem Empfinden ebenbürtig neben Hildegard von Bingen stehend.

Wir wissen also nicht wenig, aber doch nicht genügend über diese faszinierende Frau. In der *Legenda*, unserer wichtigsten Auskunftsquelle, in der wir Klischees vermuten müssen, die das Bild der Heiligen Frau schablonenhaft erscheinen lassen, befinden sich aber Bemerkungen, die in die gängigen Muster nicht passen und daher aufhören lassen. So wird mehrmals festgestellt, dass man der Herrin nicht widersprechen durfte. Fürwahr keine Eigenschaft einer mittelalterlichen Heiligen, die demütig zu sein hatte. Hedwig von Schlesien war, wie auch geschilderte Situationen bestätigen, stolz und herrisch und blieb auch später in ihrer spirituellen Phase vor allem Herrin, *Dominna*, wie sie immer wieder genannt wird. Nie wollte sie sich den Regeln des Klosters beugen, sie lebte zwar neben dem Kloster, aber in ihrem Haus und in Beibehaltung eigener finanzieller Mittel, die sie, wie sie es begründete, für ihre Armen benötigte. Wie die *Legenda* schreibt, übertraf sie dennoch die Nonnen in Frömmigkeit. Das allerdings könnte eine Behauptung sein, die dem Vorwurf entgegenwirken sollte, sie habe das Klosterleben verschmäht, was allerdings einen Flecken auf dem Bild der Heiligen bedeutet hätte.

In der Heiligsprechungsurkunde wird neben der Tugendhaftigkeit und Nächstenliebe der Fürstin oft ihre Klugheit unterstrichen. Besonders das Letzte lässt sich an zahlreichen Beispielen belegen. Hedwigs für die damalige Zeit hohe Bildung verlieh ihr eine starke Überlegenheit im Umfeld. Ihr Mann, ein tüchtiger Fürst und ritterlicher Herr, war wie andere seines Standes auch, Analphabet. Hedwig aber konnte lesen und schreiben, sie hatte Latein gelernt und war bibelkundig. Außerdem hatte sie im Kloster Kitzingen auch andere für eine Frau ihres Standes gebührende Fähigkeiten erworben, sie war

eine geschickte Paramentenstickerin und konnte mit Sicherheit auch Spinnen und Weben. Gesang gehörte ebenfalls zur Bildung einer jungen Dame in der damaligen Zeit. Hedwig setzte ihre Fähigkeiten klug ein, doch die Motivation ihres Engagements, zunächst als Landesmutter, später als Lehrerin und Heilerin war stets ihre tiefe Religiosität.

Ein aus überlieferten Fragmenten zusammengefügtes Charakterbild zeigt also die schlesische Fürstin vor allem als kluge und selbstbewusste Frau, die ihre Pflichten im Geist ihrer Zeit verantwortungsvoll wahrnahm. Aus Zeugnisaussagen geht hervor, dass Herzogin Hedwig eine starke persönliche Ausstrahlung besaß - sie war Charismatikerin. Dennoch verrät einiges auch Kühle und Beherrschtheit.

Der Autor ihrer umfangreichsten zeitgenössischen Biografie, Joseph Gottschalk, stellte fest, auffallend sei bei Hedwig von Schlesien die ideale Verbindung von *vita contemplativa* und *vita activa* und bestätigte ihre ausgesprochene Herbheit und kühne Selbstständigkeit.

Aus der Betrachtung ihrer Lebensbeschreibung geht hervor, dass diese Frau in ihrem Leben starken Wandlungen unterlag. Wir sehen sie zunächst als junge Mutter, die den Tod ihrer Kinder hinnehmen musste. Etwas später tritt sie uns als umsichtige Landesmutter entgegen, die offensichtlich gern neben ihrem Gemahl steht und ihn unterstützt. Zu der Zeit warf sie sich, wie der Chronist Engelbert zu berichten weiß, ihrem Gatten zu Füßen, um Verurteilten das Leben zu retten. Sie war sich dazu nicht zu schade, weil sie seiner Liebe sicher war. In späteren Zeiten nach ernsthaften Schicksalsschlägen und der kirchlich abgesegneten ehelichen Trennung wird besonders die ihr nachgesagte Herbheit und auch eine gewisse Schroffheit sichtbar, sie scheint verletzt und reserviert, auch ihrem Gemahl gegenüber. Trotz aller Frömmigkeit und Großzügigkeit verhält sie sich auch den geistlichen Herren gegenüber zurückhaltend. Sie nahm Ermahnungen freundlich an, befolgte sie aber nicht.

Berichtet wird immer wieder davon, dass sie sich von niemandem von ihrem Beschluss, als Büsserin zu leben, abbringen ließ.

So berichtet die *Legenda*, dass sie die Schuhe, die ihr Abt Günther von Leubus zu tragen empfahl, dankend annahm, aber dann doch nur über den Arm gelegt trug. Ägidius, dem Archidiakon von Breslau, der ihr Vorhaltungen über ihr übermäßiges Fasten machte, antwortete sie: Ich esse, was mir genügt. Ein perfekter Diätplan, tauglich bis heute. Nicht einmal ihr Bruder Ekbert vermochte sie zu überreden, Fleisch zu sich zu nehmen. Auch nicht, nachdem sie durch Schwächeanfälle daniederlag. Fleisch belaste ihre Seele mehr als es den Körper stärke, meinte sie. Auch mit ihrem Mann, der sich um ihre durch asketische Praktiken geschwächte Gesundheit Sorgen machte, geriet sie in Streit.

Das 1209 abgelegte Gelöbnis der ehelichen Enthaltbarkeit hinderte Hedwig nicht, bei offiziellen Anlässen neben ihrem Mann zu stehen. Sie erkundete auch nach der Trennung nachweisbar mit ihm. Größere Strenge war ihre Antwort auf die sie ereilenden Schicksalsschläge, denen sie sich nicht beugen wollte und auch nicht beugte. Wir entnehmen den Aufzeichnungen, dass sie in der Zeit der Prüfungen an Stärke und Selbstvertrauen gewann. Sie war stärker und eigenständiger geworden, aber auch einsamer.

Auch im fortgeschrittenen Alter griff sie wenn nötig beherzt ein. So zum Beispiel als ihr Ehemann 1229 in die Gefangenschaft seines Vetters Konrad von Masowien geriet, mit dem er im Streit um Krakau lag. Ihr Sohn hatte bereits seine Ritter um sich geschart, um den Vater mit der Waffe in der Hand zu befreien, als die Mutter beschloss, in Friedensmission nach Plock aufzubrechen. Sie war damals keine junge Frau mehr, etwa über fünfzig Jahre alt, sie lebte seit langem getrennt von ihrem Mann und doch nahm sie die unbequeme und auch riskante Reise auf sich. Sie beabsichtigte, wie es in der *Legenda* hieß, das Blutvergießen christlicher Ritter zu vermeiden.

Sie durchschaute die Sinnlosigkeit des Familienkonflikts und befürchtete weitsichtig dessen Folgen. Heinrich und Konrad waren Verwandte, Verbündete und Freunde und hatten zuvor oft politisch zusammengewirkt. Ein ernsthafter Streit zwischen ihnen ergab offensichtlich keinen Sinn. Aber es ging wieder ums Kräfteressen in Polen und zwischen rivalisierenden Männern. Hedwig war nicht das erste Mal gezwungen, piastisches Familienporzellan zu kitten. Am Anfang ihrer Regentschaft hatte sie Krieg zwischen Heinrich und seinem Oheim Mieszko von Ratibor verhindern können, indem sie Heinrich anhielt, auf Oppeln zu verzichten. Und auch diesmal war sie erfolgreich, Hedwig „zügelte mit wundersamer Kraft den kriegerischen Mann“, heißt es in der *Legenda*, sodass er „seine rohe Unbeugsamkeit ablegte“. Konrad zeigte sich in der Tat nachgiebig und entließ seinen gefangenen Cousin. Hedwig hatte Frieden gestiftet. Zwei Ehen wurden zwischen Söhnen Konrads und ihren Enkelinnen vereinbart, die auch später wirklich zustande kamen, ein Beweis für die Dauerhaftigkeit des Friedens zwischen den Häusern.

Wenn man das Bild der schlesischen Fürstin, einer starken und unabhängig handelnden Frau, mit dem Bild der populären Elisabeth von Thüringen, ihrer Nichte, vergleicht, wird der Unterschied deutlich. Elisabeth, 1231 mit 24 Jahren gestorben und bereits 1235 zur Heiligen gekürt, war eine liebliche Erscheinung und eine von Emotionen bewegte junge Frau. Ihre Liebe zu ihrem früh verstorbenen Gatten weckte das Interesse der Minnesänger. Nach seinem Tod während eines Kreuzzuges geriet sie in Konflikt mit seiner Familie, die nicht einverstanden war damit, dass sie ihr Vermögen, also auch das Erbe ihrer Kinder, in kirchliche Einrichtungen investierte. Ihr Beichtvater, der fanatische Konrad von Marburg, unterstützte ihre exaltierte Frömmigkeit. Er trieb sie in die Askese und soll sie sogar gezüchtigt haben. Doch ihre Schönheit, ihre Mildtätigkeit und ihr Leiden beeindruckten Augenzeugen und Gläubige. Außer

den Ähnlichkeiten beider Frauen, die dem Zeitgeist zuzuschreiben sind, wie Frömmigkeit, Askese, soziales Engagement, kann man problemlos auch starke Unterschiede feststellen. Hedwigs Eigenständigkeit im Denken, ihr überlegtes und mutiges Handeln, und ihre Beherrschtheit, ja Kühle, sind ein deutlicher Kontrast zu Elisabeths spontaner Hingabe, die die Emotionen der Menschen ansprach. Elisabeth war hinreißend, Hedwig weckte Vertrauen. Beide verkörperten Liebe zu den Menschen.

Das äußere Erscheinungsbild Hedwigs von Schlesien lässt sich nur aus Bruchstücken zusammenfügen und bestenfalls mit Vermutungen ergänzen. Wobei sich auch hierbei ein deutlich anderes Bild für die junge Frau ergibt als für die spätere Büberin. Hedwig wird nirgendwo als besonders schön, wie ihre Schwester Agnes oder Elisabeth von Thüringen bezeichnet. Aber sie beeindruckte durch ihre Erscheinung, durch ihre Ausstrahlung. Als einziges zeitgenössisches Bild blieb uns ein abgenutztes undeutliches Siegelbild, auf dem eine schlanke Gestalt aber keine Gesichtszüge zu erkennen sind. Die Herzogin zeigt sich in anmutiger Haltung und in einem modischen Gewand. Sie trägt ein die Figur betonendes Kleid mit lang herabhängenden Ärmeln nach burgundischer Mode, die streng Gläubigen als verwerflich galt, darüber einen Mantel mit Kapuze, der durchaus aus einem kostbaren Stoff sein konnte. Die Herzogin hält in der Rechten ein Zepter, in der Linken einen Apfel. Das Siegel soll dem der Beatrix von Burgund nachempfunden sein, die Hedwigs Schwägerin war, jedenfalls eine wenig aufschlussreiche, konventionelle Darstellung. Anderes wäre auch nicht zu erwarten...

Die Legenda ergänzt aufschlussreich: „Von Jugend auf verschmähte sie Kleider von Scharlach und glänzende Roben zu tragen, obwohl sie sonst, ihres adligen Standes bewusst, sich prächtiger Kleider bediente. Doch suchte sie darin nicht weltlichen Prunk, noch Körperschmuck, noch eine gewisse Weichlichkeit, sondern richtete ihr Augenmerk darauf, was in ihrem Stande schicklich war. Jedoch trug sie unter dem vornehmen

Kleid und dem für ihren Stand passenden prächtigen Anzug, in dem sie manchmal unter den Menschen erscheinen musste, ein frommes und demütiges Herz. Auf ihrem Haupt bemerkte man keine safranfarbenen Schleier noch gekräuselte Tücher, noch schmückte ihre Brust ein goldener mit Edelsteinen verzierter Halsschmuck, noch glänzten an ihren Fingern kostbare Ringe. (...) Als sie aber älter wurde (...) verzichtete sie auf allen weltlichen Schmuck und verschmähte alle Weltkleider und bunten Stoffe. Sie kleidete sich in graues Tuch und an Feiertagen in einfachen Kamelot.“ Und an anderer Stelle lesen wir, dass sie, nachdem sie das Gelöbnis der ehelichen Enthaltbarkeit abgelegt hatte, ihre kostbaren Pelze und Gewänder an ihre Hoffrauen verschenkte und fortab aß und sich kleidete wie die Armen.

Das bis heute erhaltene Tympanon über dem nördlichen Eingang der Trebnitzer Klosterkirche mit der Darstellung des Königs Salomon, der vor Königin Batseba die Kithara spielt, zeigt vermutlich das Fürstenpaar. Nicht wenig spricht für diese Annahme. Das Tympanon zeigt nämlich nicht, wie laut Bibel erforderlich wäre, eine anmutige junge Batseba, sondern eine reife, ja, behäbig anmutende Frau, König Salomon ist ein stattlicher reifer Mann. Das Tympanon soll um 1230 entstanden sein, auch die Kleidung der Dargestellten ist zeitgenössisch. Künstlerisch sind Einflüsse aus Bamberg und Burgund nachzuweisen. Darstellungen von Stiftern in Kirchen waren zur damaligen Zeit zwar gang und gäbe, bei den Zisterziensern aber galten sie im sakralen Raum als unschicklich. Wenn man überdies die Bescheidenheit der Fürstin berücksichtigt, die ja als Stifterin des Klosters und somit auch der Kirche gilt, könnte diese verborgene Weise der Darstellung des Stifterehepaars über der Eingangspforte durchaus Sinn haben. Das Gegenstück zu diesem Tympanon befand sich an der Südseite, heute im Innern der Kirche über dem Eingang zur Krypta und stellt Maria mit Engeln dar. Man kann sich Hedwig, so wie sie auf dem Trebnitzer Tympanon zu sehen ist, durchaus vorstellen.

1209 war das entscheidende Schicksalsjahr im Leben der schlesischen Fürstin. In diesem Jahr legte sie mit ihrem Mann vor dem Breslauer Bischof ein Gelöbnis der ehelichen Enthalt-samkeit ab. Der Verfasser der *Legenda* kommentierte dies mit großer Genugtuung, war es doch für ihn ein offensichtlicher Beweis für die Heiligkeit der Fürstin.

Was aber hat die Fürstin zu diesem Schritt bewogen? Die *Vita* verbirgt nicht, dass das Eheleben Hedwigs und Heinrichs auch schwierig war. In der *Vita* heißt es, dass ihr Gemahl an-fangs seine freudige Zustimmung zu ihren Werken gab und später selbst ihren Tugenden naheiferte. Zuerst ließ er es zu, liest man, als er aber selbst frömmer geworden war, übersah er es, weil er sich daran gewöhnt hatte. Doch die Aufzeichnungen des Leubuser Mönches verschweigen auch Auseinandersetzungen nicht. So soll Heinrich seiner Frau ihre übermäßige As-kese übel genommen haben, weil sie durch ihre Strenge ihrer Gesundheit schadete. In diesem Zusammenhang wird sogar über ein Wunder berichtet, denn die Fürstin pflegte Wasser zu trinken anstatt des üblichen Weines. Doch als ihr aufge-brachter Ehemann dies nachprüfen wollte, war in ihrem Kelch Wein. Und außerdem wird Hedwig in ihrer Eigenwilligkeit wohl durchaus als schwierige Ehepartnerin zu betrachten sein. Eine kluge und selbstständig denkende Frau hatte es damals noch schwerer als heute.

Die Quelle weist selbstverständlich vor allem auf die religiö-se Motivation der Entscheidung der ehelichen Enthalt-samkeit hin und unterstreicht, dass die Fürstin ihre Initiatorin war. Sexuelle Enthalt-samkeit, oder wie man damals sagte: Keusch-heit, galt als gottgefällig und als eigentliche Voraussetzung einer spirituellen Entwicklung. Damit einher gingen andere Prakti-ken der Askese wie strenges Fasten, und sogar Selbstkasteiun-gen. Die überlieferte spirituelle Entfaltung der Herzogin von Schlesien bestätigte die Richtigkeit dieser, das Leben beider verändernden, Entscheidung für sie. Ob aber Herzog Heinrich,

allem Anschein nach ein attraktiver und lebenslustiger Mann, dem kein Hang zur Askese nachgesagt wird, die im Alter von 35 Jahren auferlegte Enthaltbarkeit auch durchhielt, bleibt zu bezweifeln. Sogar die *Legenda* räumt ein, dass er seiner Frau in den Tugenden folgte, „soweit er konnte“. Hinzuzufügen wäre, dass derartige Gelöbnisse durchaus keine Seltenheit in der damaligen Zeit waren und nicht mit einer heutigen Ehescheidung zu vergleichen sind. Ein Enthaltbarkeit gelobendes Ehepaar wählte ein Zusammenleben ohne sexuelle Komponente aus verschiedenen Gründen, entweder um weitere Nachkommenschaft zu vermeiden, oder Buße zu tun, oder ganz einfach, um sich, wie in diesem Fall, intensiver einer geistigen Entwicklung zu widmen. Das schlesische Herzogspaar hat jedenfalls nachweisbar weiter gemeinsam regiert und geurkundet. Dass aber eine zunehmende Entfremdung die Folge der Trennung war, oder vielleicht sogar als Ursache angenommen werden könnte, ist nicht zu übersehen. Und sie war dauerhaft. Die Herzogin war weder bereit, ihren sterbenden Gemahl in Krossen aufzusuchen, obwohl er darum bat, noch wollte sie neben ihm begraben werden. Die *Legenda* nennt den Streit Heinrichs mit der Kirche um den Zehnten als Ursache, was in Anbetracht des unabhängigen Charakters der Fürstin wenig wahrscheinlich scheint.

Allerdings gab es auch andere Gründe. Die Ursachen der schwerwiegenden Entscheidung des Herzogspaares sind nicht nur im Bereich einer Ehekrise - wie wir heute vor allem vermuten - oder eines spirituellen Aufbruchs der Fürstin zu suchen, wie die *Legenda* berichtet, beides war richtig, sondern auch in schicksalhaften Ereignissen im Umfeld der Herzogin. Hedwig von Schlesien hatte zuvor, besonders im Jahr 1208 schwere Schicksalsschläge hinnehmen müssen. Sie verlor zwei Kinder: einen erwachsenen Sohn, der bei der Jagd verunglückte - wie es das „*Chronicon polono-silesiacum*“ will, nach einem Streit mit seinem Bruder, und ein neugeborenes Kind, dessen Taufe mit

großem Pomp 1208 in Glogau gefeiert worden war. Hart muss Hedwig die Nachricht getroffen haben, dass der Verlobte ihrer Tochter Gertrud, Otto von Wittelsbach, zum Königsmörder an Philipp von Schwaben geworden war und daraufhin selber getötet wurde. Gertrud, die diesem glanzvollen Fürsten als Achtjährige verlobt worden war, galt nach seinem schmachvollen Ende als kompromittiert und wurde dem Kloster in Trebnitz übergeben, wo sie später als Äbtissin wirkte.

Tragisch wird die schlesische Fürstin den Niedergang ihrer stolzen Familie empfunden haben, der mit diesem Ereignis in engem Zusammenhang stand. Die Andechser Brüder Otto und Ekbert waren in den Verdacht geraten, in den Königsmord Komplizenhaft verwickelt zu sein, und wurden mit der Acht belegt. Die Andechser verloren ihre Güter und ihren guten Ruf. Auch die Burg Andechs ist in dieser Zeit vernichtet worden. Und obwohl der Verdacht bald ausgeräumt wurde, war das mächtige Geschlecht ruiniert. Es ist als Glück zu bezeichnen, dass das alte Fürstenpaar Berthold und Agnes nicht mehr am Leben war.

Das von der Kirche abgesegnete Gelöbniß ehelicher Enthaltsamkeit bedeutet sichtbar das Ende eines Lebensabschnittes der Fürstin und leitet in ihrem Leben eine entscheidende Wende ein, die wir bei aller erkennbaren Konsequenz doch in ihrer Schroffheit fast erschreckend empfinden. Wie kam es, fragt man sich, dass die Herzogin ihre kostbaren Pelze und Gewänder verschenkte und auf allen weltlichen Schmuck verzichtete und fortan so lebte, wie sie die katholische Überlieferung später immer wieder darstellte: Sie kleidete sich wie die Armen, sie trug keine Schuhe, auch nicht im strengen schlesischen Winter, sie fastete streng und die Legenda berichtet von grausamen Selbstkasteiungen. Wir sind versucht zu fragen - warum wütete sie so gegen sich? Sie soll oft krank gewesen sein, besonders in der Zeit des Umbruchs. Am liebsten verbrachte sie ihre Zeit im Gebet, heißt es bei Engelbert. Überliefert ist auch, dass ihre

verletzten bloßen Füße oft blutige Spuren hinterlassen haben. Dabei schien sie nicht zu frieren. Im Gegenteil, es gibt eine Geschichte, in der es heißt, sie überließ ihren Platz im Schnee einer trotz Schuhen frierenden Hofdame, die an dieser Stelle außerordentliche Wärme verspürte. Wofür aber wollte diese Frau büßen, fragt man sich. Wollte sie alle Verfehlungen ihrer Familie auf sich nehmen? Für ihr eigenes Leben in Bequemlichkeit und Prunk Abbitte tun? Und: Wer leitete sie auf ihrem neuen Weg? Unübersehbar ist der Einfluss der Lehre der „pauperes Christi“, der Franziskaner, die sich zu der Zeit überall in Europa verbreiteten und auch in Breslau ansiedelten. Die Franziskaner waren eine radikale Ordensgemeinschaft, die in direkter Gefolgschaft Christi zu leben beabsichtigten und Armut als den eigentlichen Heilsweg ansahen. Sie nannten sich Hunde des Herrn. Sie waren zunächst ein Bettelorden ohne feste Behausungen, besaßen aber die Approbation des Heiligen Stuhls. Hedwigs damaliger Beichtvater Herbord war ein Franziskaner.

Wir haben heute keinen Zugang zur Askese, die ein fester Bestandteil mittelalterlicher Frömmigkeit war. Die Missachtung des Körpers, die wir darin sehen, ist uns fremd, ja, sie erschreckt uns und stößt uns ab. In unserer Zivilisation herrscht eine gegensätzliche Einstellung, eine Körperbezogenheit, die zunächst als Schönheitskult, dann als Fitnesskult und schließlich im Bestreben, das Leben mit allen Mitteln zu verlängern, wahrgenommen werden kann. Man fastet auch heute, aber die Motivation ist eine gegensätzliche. Heute fastet man des Körpers wegen und auch die Qualen im Fitnessstudio, die mittelalterlichen Kasteiungen nicht unähnlich sind, dienen dem Körperkult. Man fastet für das eigene kleine Leben, für den Körper. Im Mittelalter lebten die Menschen im Bezug zur Ewigkeit, zur Transzendenz, zu Gott. Heute scheint den meisten Menschen ihr eigener Körper der Mittelpunkt.

Hedwig von Schlesien hat die strengen Praktiken der Selbstkasteiung wohl bald aufgegeben. Sie wurde vom strengen BÜßerleben krank und ließ, wie es heißt - fortan die Vernunft walten. Sie fastete und betete. Aber darin bewies sie Standhaftigkeit. Sie antwortete denen, die sie vom Fasten abbringen wollten - ich esse, was mir genügt. Fleisch belaste ihre Seele mehr als es den Körper stärke. Sie nannte ihren Körper - Bruder Esel, für den sie verpflichtet war zu sorgen. Das aber stimmt überein mit fernöstlichen Ansichten, die den Körper als guten Diener aber schlechten Herrn bezeichnen. Hedwig hatte in ihren Bestrebungen, den Körper ihrem Geist unterzuordnen, für sich das richtige Maß gefunden. Sie ist die Heilige der mitleidenden Vernunft.

Der eigentliche spirituelle Mittelpunkt der Herzogin war und blieb bis zu ihrem Ende das von ihr gegründete Kloster in Trebnitz. Hier starb sie und fand ihre Grabstätte. Hedwig von Schlesien wird üblicherweise und bis heute mit diesem Kloster auf dem Arm dargestellt. Mit keinem anderen Ort war das Leben der schlesischen Herzogin so eng verbunden wie mit dem Kloster Trebnitz, das zu ihrem wahren Ort der geistlichen Beheimatung wurde, obwohl sie, sehr zum Unmut ihres Biografen Engelbert, dem Konvent nie beitreten wollte.

Es ist bezeichnend, dass die Gründung dieses Frauenklosters die erste Stiftung des jungen Herzogpaares war. Bereits 1202, ein Jahr nachdem das Paar zu regieren begonnen hatte, lag die päpstliche Schutzurkunde vor. Nach einem Jahr waren die zahlreichen Formalitäten der Klostergründung abgeschlossen. Diese Prozedur dauerte üblicherweise einige Jahre, das Unterfangen musste also von langer Hand geplant worden sein. Die Nonnen bezogen anfangs einen vermutlich hölzernen Bau. In der *Legenda maior* lesen wir, dass die Herzogin durch ihren Rat und Bitten den Herzog veranlasst hatte, auf seine Kosten das Kloster für Zisterzienserinnen zu bauen. Wir erfahren aber auch, dass sie ihren Brautschatz dafür opferte.

Die Bauarbeiten wurden von einem namentlich bekannten Baumeister Jakob geleitet und von Leubuser Fachkräften unterstützt. Während der Arbeiten wurden auf Initiative der Herzogin Straffällige zu Arbeiten am Bau herangezogen, sogar zum Tode Verurteilte. Eine erstaunliche Vorwegnahme eines modernen Strafvollzugs. Das Herzogspaar, vor allem die Fürstin selbst, beaufsichtigte die Bauarbeiten. Die Leubuser Zisterzienser stellten nicht nur die Bleiplatten fürs Dach und die Glocke her. Sie hatten die Obhut über das Ganze. Die Klosterkirche wurde 1219 feierlich eingeweiht. Dem Kloster flossen zahlreiche Schenkungen zu, vor allem zinspflichtige Dörfer oder Boden zu neuen Ansiedlungen, aber auch Zinsen aus Fischteichen oder Erträge aus Mühlen und Wirtshäusern. Viele Konventualinnen brachten ihre Mitgift mit. Es war damals üblich, dass vermögende Menschen im Kloster um Fürbitte baten und dafür reichlich spendeten, auch Buße wurde oft mit Opfern für die frommen Frauen abgegolten.

Man kann davon ausgehen, dass die junge Herzogin, die vermutlich ungerne das Kloster in Kitzingen verlassen hatte, von Anfang an mit der Absicht ins Land gekommen war, hier ein Frauenkloster zu errichten. Das Frauenkloster war somit als Ort spiritueller Beheimatung für die Fürstin gedacht. Dass eine Nonne aus Kitzingen zur ersten Äbtissin berufen wurde, weist auf ihre starke Verbundenheit mit diesem Kloster hin. Der Konvent sollte aber, wie die Ordensniederlassungen allerorts, dem allgemeinen Wohl dienen, das hieß vor allem, den Christianisierungsprozess des unlängst getauften Landes vertiefen und die christliche Alltagskultur in der Bevölkerung verbreiten. Auch im Umfeld dieses Klosters begann eine rege Siedlungstätigkeit, für die besonders die Zisterzienser bekannt und geschätzt waren. Die zivilisatorischen Aufgaben der damaligen Klöster sind unüberschätzbar und weil das heute fast vergessen ist, muss immer wieder darauf hingewiesen werden.

Klöster waren im Mittelalter Orte umfassender kultureller und zivilisatorischer Ausstrahlung. Freilich ging es vor allem um die Verbreitung und Festigung des Christentums, doch

gleichzeitig wurden auch die Schriftkultur und das Schulwesen eingeführt sowie die Betreuung Armer und Kranker und dazu eine vorbildliche landwirtschaftliche Tätigkeit übernommen. Zu einem Kloster gehörte ein fester Bestand heiliger Bücher und durch das Lesen und Kopieren von Büchern verbreitete sich Gelehrsamkeit. Durch die lateinische Sprache wuchs die Verbundenheit mit der universellen Kultur der damaligen Zeit. Die kulturelle Ausstrahlung eines Klosters auf das Umfeld ist nicht hoch genug einzuschätzen. Die Nonnen in einem Frauenkloster waren als Lehrerinnen zahlreicher Klostertöchter tätig und übernahmen die ärztliche Betreuung der Bevölkerung.

Besonders für Frauen waren Klöster von großer Bedeutung. Einer Frau oder wie man damals sagte, einem Weib, stand nur ein Weg zur Bildung offen - das Leben als Nonne. Den Klöstern angegliedert waren Schulen, die allgemeine Bildung vermittelten. Oft auch für Mädchen, in dem Fall meistens auf das praktische Leben bezogen. Sie wurden in der christlichen Kindererziehung unterwiesen, lernten haushalten, kochen, spinnen und nähen.

Die christliche Kirche gestand den klösterlichen Frauen zwar Bildung zu, duldete sie aber höchst ungern in Ämtern. Das Amt einer Äbtissin beziehungsweise Priorin war das höchste an Rang, das eine Frau im kirchlichen Raum erreichen konnte. Eine Äbtissin war zwar eine wahre Herrin, doch war ihr meistens ein Abt über- oder beigeordnet. Priester übten in Frauenklöstern alle geistlichen Funktionen aus, auch Verwaltung und Finanzwesen waren meistens geistlichen Herren vorbehalten. Nonnen wurden als Lehrerinnen und Heilerinnen geschätzt. Im Kloster oblagen ihnen die Haushaltung und die Bibliothek sowie das musische Leben.

Angeschlossen an die Klöster waren hervorragend bewirtschaftete Grangien, landwirtschaftliche Betriebe, die, von Konversen bearbeitet, für das Kloster Unabhängigkeit bedeuteten. Überdies gehörte Mildtätigkeit zu den festen Aufgaben der

Nonnen und Mönche, sie unterhielten Hospitäler für Kranke und Herbergen für Reisende.

Ins Kloster Trebnitz wurden sowohl adlige als auch bürgerliche Frauen aufgenommen, nicht unbedingt eine Selbstverständlichkeit in dieser Zeit. Hildegard von Bingen trat energisch gegen derartige Gleichmachung auf. Die Fürstin von Schlesien sorgte auch dafür, dass sowohl Deutsche wie auch Slawinnen ins Kloster aufgenommen wurden. Toleranz war besonders wichtig im multiethnischen Raum Schlesiens. Ansonsten wurden wie anderswo adlige Mädchen bis zur ihrer Heirat betreut und auf ihre Pflichten vorbereitet, das Kloster diente auch als Zufluchtsort für unverheiratete oder verwitwete Frauen.

Der Ort Trebnitz, in dessen Nähe das Kloster errichtet wurde, gehörte zu den ersten bekannten Marktflecken in Schlesien und wird schon im 12. Jahrhundert erwähnt. Bereits Peter Wlast soll hier eine Kirche zu Ehren seines Namenpatrons errichtet haben. Später hatte der Ort Trebnitz seine Marktrechte an das benachbarte Zirkwitz verloren. Eine Urkunde von 1204 erwähnt an diesem Ort „hospites“ - Siedler und Handwerker, die für den Herzog arbeiteten.

Dafür, dass hier wahrscheinlich bereits in vorgeschichtlichen Zeiten ein Kultort gewesen war, spricht die als heilend verehrte Quelle im ältesten bis heute erhaltenen Teil der Klosterkirche, die erst in letzter Zeit versiegte. Bekanntlich waren Quellen oft Begegnungsstätten vorchristlicher Kulte und es gehörte zur gängigen Praktik, an derartigen Stellen christliche Kirchen zu errichten. Das ergab Sinn und schuf Kontinuität. Man hielt im Mittelalter am herkömmlichen Glauben fest, dass es Orte mit besonderer heilender Kraft gab, bedeutungsvolle Orte starker tellurischer Ausstrahlung.

Die feierliche Einweihung des Klosters in Anwesenheit kirchlicher und verwandtschaftlicher Prominenz war mit einem Ritual verbunden, von dem besonders die Bannandro-

hung für eventuelle Kirchenschänder, mit feierlichem Kerzenlöschen und Drohgesängen, tief beeindruckte. Man begab sich in einer feierlichen Prozession zu dem für Kloster und Kirche vorgesehenen Areal. Dort umkreisten Mönche, brennende Kerzen in den Händen, singend und rezitierend mehrmals die Baustelle. Zum Schluss stießen sie finster drohend klingende Bannandrohungen aus, warfen die Kerzen zu Boden und zertraten sie stampfend.

Als erste Äbtissin wurde in Trebnitz Petrisa eingesetzt, Hedwigs ehemalige Lehrerin und Vertraute aus dem Kloster Kitzingen. In ihr hatte die Fürstin all die Jahre eine Freundin und geistliche Beraterin. Nach ihrem Tode wurde Hedwigs Tochter Gertrud Äbtissin des Klosters. Die ersten Nonnen kamen aus Bamberg, wahrscheinlich von Ekbert von Andechs angeworben.

Das Frauenkloster verblieb unter der geistigen Obhut der Zisterzienser von Leubus. Die Mönche waren als Seelsorger und Beichtväter tätig, versahen aber auch Dienste als Güterverwalter und Kellermeister. Trebnitz wuchs bald zu einem mächtigen Kloster heran. Es war mit zahlreichen Schenkungen ausgestattet worden, besaß reichen Landbesitz und zahlreiche zehntpflichtige Bauern. Bis über hundert Nonnen sollen noch zu Hedwigs Zeiten im Kloster zu Trebnitz gelebt haben. Zahlreiche Konversen leisteten niedrigere Dienste im Kloster. Über tausend Menschen sollen später für das Kloster gearbeitet haben.

Da Trebnitz das erste Frauenkloster im östlichen Raum war, erfolgten von hier aus bald weitere Gründungen von Frauenkonventen. So in Olobok (bei Kalisch), Owinsk (bei Posen), Kulm im Ordensland und in Oslawan bei Brünn. Die Tochtergründungen waren Beweise für das Prestige dieses Klosters, dem mit der Einladung zur Neugründung Anerkennung ausgedrückt wurde.

Der romanische Bau des Trebnitzer Klosters und der Kirche wurden in Zeiten des Barock umgestaltet, geblieben sind

einige Details, unter anderem die erwähnten Tympana und die Krypta.

Herzogin Hedwig war ein Leben lang immer wieder ins Trebnitzer Kloster eingekehrt, wo sie auch selbst als Lehrerin und Heilerin tätig war. In jüngeren Jahren fuhr sie auch von hier aus mit einem Wagen übers Land zu bettlägerigen Kranken. Später strömten Heilung Suchende zu ihr nach Trebnitz. Die Fürstin soll auch die Erstellung eines Handbuchs der Heilmittel veranlasst haben. So war auch die karitative Tätigkeit der Herzogin vorwiegend von Trebnitz ausgegangen. Mehrmals wird Boguslaw, der Gutsverwalter von Schawoine erwähnt, Hedwigs Privatgut, das neben Trebnitz lag. Von hier aus ließ Herzogin Hedwig während Hungersnöten Getreide und andere Lebensmittel an Arme verteilen. Außerdem unterstützte sie Kleriker und Studenten mit Geld und errichtete ein Hospital für aussätzigte Frauen. Wo immer Hedwig ging, berichtet die Legenda, folgten ihr die Armen. Vor allem aber war sie stets großzügig der Kirche und ihren Einrichtungen gegenüber. Für ihr soziales Engagement, wie wir es heute nennen würden, gewann sie die Liebe des Volkes und wurde Mutter der Armen genannt.

Eine ähnliche Rolle wie das Kloster in Trebnitz spielte im anderen Teil Schlesiens - rechts der Oder - das Kloster Czarnowanz, ursprünglich von Fürstin Ludmilla in Rybnik gegründet, von Viola von Oppeln und Ratibor nach Czarnowanz bei Oppeln geholt. Es war eine Praemonstratenserinnen-Niederlassung, dessen Mutterhaus in Magdeburg stand.

Zum Ende ihres Lebens ließ sich die Herzogin - Witwe Hedwig ein Häuschen neben dem Kloster errichten. Hier starb sie am 15. Oktober 1243 mit einer Vision sie umgebender heiliger Frauen in Anwesenheit ihrer Ziehtochter Katharina. In sichtbarer Verklärung, wie es heißt. Dem Konvent war sie nicht beigetreten, trotz des überlieferten Drängens ihrer Tochter Gertrud. Die alte Herzogin argumentierte, sie wolle ihre finan-

zielle Eigenständigkeit nicht aufgeben, um ihren mildtätigen Verpflichtungen nachzukommen.

Die Berichte über Wunderheilungen und luzide Voraussagungen der Heiligen betreffen vor allem ihren späteren Lebensabschnitt. Die Fürstin hatte durch ihre strengen Exerzitionen ungeahnte geistige Kräfte gewonnen. Es wird überliefert, dass sie im Laufe des Tages viel Zeit in Zurückgezogenheit und im Gebet verbrachte. Mit Sicherheit hatte sie auch durch ihre langjährige medizinische Praxis Erfahrungen gesammelt. Doch sie selbst soll über ihre Gabe, durch geistige Kraft zu heilen, bestürzt gewesen sein. Sie bat die Geheilten, niemandem davon zu berichten. Doch ihr Ruhm als Wunderheilerin verbreitete sich weithin. Auch soll man die Herzogin, die oft auch im Walde betete, mehrmals gesehen haben, wie sie vom Boden abgehoben von einer Lichtaura umgeben erschien. Das Zeugnis des Boguslaw von Schawoine, der sich vor Schreck über den Anblick der verzückten und entrückten Herrin einen Topf brühend heißen Wassers über die Füße goss, dürfte glaubwürdig sein. Heute werden derartige Ereignisse nicht mehr belächelt und als Aberglaube abgetan. Es gibt seriöse Untersuchungen über paranormale Phänomene wie Levitationen oder luzide Voraussagungen. Für Heilungen durch psychisches Einwirken findet man Begründung in fernöstlichen Heilsystemen, im Ayurveda und in der traditionellen Chinesischen Medizin, in denen mit der Aktivierung unsichtbarer Energiebahnen gearbeitet wird. Auch die westliche Schulmedizin weist immer häufiger auf eine psychische Komponente der Heilungsprozesse hin, besonders bei nervösen Störungen. Dem Phänomen des Placebo-Effekts wird zunehmend Aufmerksamkeit geschenkt. Versuche mit Hypnose gewinnen Anhänger.

Bekannt ist heute auch, dass Lebewesen von einer Aura umgeben sind, die man mit der sogenannten Kirlianschen Fotografie festhalten kann. Der Ukrainer Semjon Dawidowitsch Kirlian veröffentlichte 1958 die Ergebnisse seiner diesbezüglichen

Forschungen. Spätere Untersuchungen auch an deutschen Universitäten bestätigten die Existenz eines personenspezifischen elektromagnetischen Feldes, das durch die Kirlian-Fotografie sichtbar gemacht werden kann. Da die Aura stärker oder schwächer ausfällt und man aus ihr auf den gesundheitlichen Zustand der Person, beziehungsweise des Patienten, schließen kann, darf durchaus angenommen werden, dass Menschen im Zustand höchster geistiger Konzentration, in der Meditation, im Gebet eine besonders intensive Ausstrahlung haben, die auch mit bloßem Auge sichtbar werden kann. Als Beweis mag gelten, dass Heilige meistens umgeben von einer derartigen Aureole - einem Heiligenschein - dargestellt werden.

Eichendorff, der mit dem Rationalismus der Aufklärung polemisierte, vertrat die Meinung, dass Heilige eine existente geistige Sphäre mit unserem irdischen Sein verbinden. Einen gedanklich ähnlichen Ansatz formulierte später Carl Gustav Jung (1875-1961), der Begründer der Analytischen Psychologie. Auch er war der Meinung, dass unsere materielle Welt von einer immateriellen, geistigen Wirklichkeit umgeben ist und von ihr durchdrungen wird, die sich uns in unserer Intuition, in Träumen und in den Werken der hohen Kunst offenbart und in den Religionen den Menschen zugänglich dargeboten wird. Wir haben bis heute keinen rationalen Zugang zu dieser Sphäre und können ihre Existenz zwar spüren und erfahren, jedoch nicht rational erklären, ähnlich wie man früher die Elektrizität, die man in Blitz und Donner wahrnehmen konnte, nicht verstand. Dennoch hängt eine weitere positive Entwicklung der Menschheit von der Wahrnehmung dieser spirituellen Wirklichkeit ab.

Auch Teilhard de Chardin (1881-1955), der französische Jesuit, christliche Philosoph und Naturwissenschaftler, der viele Jahre in China verbrachte und sowohl mit der Philosophie Bergsons, wie auch mit dem indischen Philosophen und Mystiker Sri Aurobindo in Verbindung gebracht wird, vertrat

ähnliche Meinungen. Seines Erachtens ist die Evolution des Menschen bisher nicht abgeschlossen und erfolgt in enger Verbundenheit mit der uns umgebenden geistigen Sphäre, die vor allem durch Christus - das Prinzip universeller Lebenskraft - verkörpert wird. Motor der Evolution ist die Liebe. Ihr Ziel - eine Einheit im Geiste. Teilhard de Chardin bezeichnete die geistige Wirklichkeit, die unser materielles Leben umgibt und durchdringt, als Noosphäre.

Eichendorff wies darauf hin, dass Heilige Wegweiser für die Menschheit sind, die wir nicht sklavisch, blind und materiell, sondern in dem Geiste, der sie trieb und der wesentlich derselbe bleibt, nachahmen und nacheifern sollen und können. Für uns Heutige verkörpern Heilige vor allem eine Existenzform der selbstlosen Liebe, die die Menschen mit Gott, mit der Transzendenz verbindet.

Das Kloster Trebnitz war von Anfang an zur Grablege der Piastenfamilie bestimmt. Heinrich von Schlesien, der 1238 - einige Jahre vor seiner Ehefrau - starb, wurde vor dem Hauptaltar beigesetzt. Die Herzogin wünschte sich ausdrücklich nicht neben ihm, sondern in einer Nebenkapelle zu ruhen. Darauf wird noch zurückzukommen sein.

Das schlesische Herzogspaar hatte im ganzen Land eine rege Bautätigkeit entwickelt. Zahlreiche Kirchen und Klöster entstanden in dieser Zeit. Weichbilder - Dörfer um eine Stadt als Siedlungszentrum - wurden nach deutschem Recht angelegt. Davon später mehr. Festzustellen bleibt, dass das Siedlungswerk das wichtigste historische Verdienst des schlesischen Fürstenpaares war und blieb. Unter seiner Herrschaft wurde Schlesien zu dem, was es jahrhundertlang blieb - ein kulturell und wirtschaftlich lebendiger Raum. Bewirkt haben es vor allem deutsche Siedler, wenngleich auch die einheimischen Slawen gleichberechtigt in die Umgestaltungen einbezogen wurden. Bereits Heinrichs Vater, Bolesław der Lange, hatte aus Dankbarkeit für seine glückliche Heimkehr nach Schlesien das

Kloster in Leubus (1175) gestiftet und in der Gründungsurkunde ausdrücklich festgelegt, dass die aus Pforta an der Saale herbeigerufenen Zisterzienser deutsche Bauern auf den ihnen verliehenen Böden ansiedeln sollten. Während die Ansiedlung von Deutschen in Schlesien unter Bolesławs Herrschaft eher sporadisch verlief, wurde sie von Heinrich und Hedwig in wohldurchdachte und geordnete Bahnen gelenkt. Die Siedler wurden vor allem in Thüringen und Sachsen angeworben, viele aber kamen auch aus Bayern und aus dem Rheinland, und sogar aus dem entfernten Burgund, zu dem verwandtschaftliche Kontakte bestanden.

Einen Schatten über diese erfreuliche Zeit des Aufbruchs warf der Mongoleneinfall. Ein Ereignis ohne Vorgeschichte, ohne erkennbaren Grund, aber mit gravierenden Folgen für das Land. Auch darauf wird noch umfassender zurückzukommen sein. Hedwigs Sohn Heinrich trat den als unbesiegbar geltenden Reiterscharen bei Liegnitz entgegen. Sein Heer war mehrfach unterlegen und zudem ein zusammengewürfeltes, zum Teil im Kampf unerfahrener Haufen. Neben den schlesischen Rittern kämpften deutsche Bürger und Bauern. Hilfreich zur Seite standen ihnen die in Schlesien lebenden Templer und Johanniter und der im benachbarten Kulmer Land angesiedelte Deutsche Ritterorden. Schulter an Schulter kämpfte neben Heinrich Herzog Mieszko von Oppeln und Ratibor. Polnische Einheiten aus Groß- und Kleinpolen kamen zu Hilfe.

Am 9. April 1241 kam es zum entscheidenden Kampf auf der Wahlstatt bei Liegnitz. Die Kampfordnung des schlesischen Heeres hielt den nicht nur zahlenmäßig sondern auch strategisch überlegenen Feinden nicht stand. Heinrichs Heerscharen wurden vernichtend geschlagen. Der Fürst fand den Tod. Die Mongolen zogen ab, doch die Folgen ihres Einfalls waren tragisch. Dabei handelte es sich weniger um materielle Schäden, denn die mongolischen Reiterscharen hinterließen zwar Schneisen der Verwüstungen und des Todes, doch es

gab keine Okkupation. Verheerend wirkte sich vor allem der Tod des Fürsten aus, der keinen volljährigen Nachfolger hinterließ. Herzog Heinrich der Jüngere, der später der Fromme genannt wurde, hatte zwar zehn Kinder, aber sein ältester Sohn Bolesław, gerade mal fünfzehn Jahre alt, war seinen Aufgaben nicht gewachsen. Es gelang ihm nicht, das entstandene Chaos zu ordnen und politische Stärke zu bewahren. Die politische Linie der drei großen Piastenfürsten wurde unterbrochen, die dynastischen Ambitionen in Polen waren nicht zu halten. Die nachbarlichen Fürsten holten sich die von Heinrich eroberten Gebiete zurück, die führunglosen Teilfürsten Schlesiens erklärten ihre Unabhängigkeit vom Herrscherhaus und begaben sich unter die Herrschaft der Böhmen.

Wirtschaftlich holte das Land bald auf. Die Zeit nach dem Mongoleneinfall war die intensivste Zeit der Besiedlung des Landes. Die meisten Gründungsurkunden sind aus dieser Zeit erhalten. Obwohl das Land unsicher und unstabil wirken musste, kamen die Siedler aus dem Westen wagemutig mit ihren Trecks. Der junge Fürst Bolesław liebte die Deutschen, was von Seiten der Kirche, die mit den Piasten im Streit um den in Polen üblichen Zehnten lag, beargwöhnt wurde und in Chroniken seinen negativen Ausdruck fand. Sein Charakter wird als wankelmütig und sein Verhalten als kindisch geschildert.

Mit der Vielzahl der einströmenden Deutschen konsolidierte sich Schlesien ethnisch und wurde zu einem deutschen Land. Die gesamte feudale Pyramide war fortab deutsch. Auch deshalb suchten die Kleinfürsten Anlehnung an Böhmen, wo zu der Zeit ein ähnlicher Prozess - eine ebenso intensive Besiedlung - stattfand. Böhmen aber war integraler Teil des Reiches.

Etwa hundert Jahre später, 1335, unterschrieb der polnische König Kasimir der Große einen Vertrag mit dem böhmischen König und Reichsfürsten Johann von Luxemburg, in dem er auf den Anspruch auf Schlesien für ewige Zeiten verzichtete, Johann dagegen auf den Anspruch auf die polnische Krone.

Beide verzichteten auf etwas, was sie längst nicht mehr besaßen. Polens Interessensphäre verlagerte sich bald danach mit der polnisch-litauischen Union für Jahrhunderte gen Osten. Schlesien blieb 700 Jahre ein von deutscher Kultur geprägtes Land.

Doch was empfand die alte Fürstin, die die Katastrophe des Mongoleneinfalls zum Ende ihres Lebens durchleiden musste? Wir müssen uns mitfühlend sagen: Kein Schmerz blieb dieser Frau erspart. Ihr einziger Sohn, den sie sehr liebte, war ums Leben gekommen. Schlesien lag darnieder. Ihr Lebenswerk schien zerstört. Dennoch wird überliefert, sie habe die harten Schicksalsschläge mit großer Gelassenheit ertragen. Ihr Gleichmut im Unglück lässt nochmals auf ihre Verankerung in einer übergeordneten Wirklichkeit schließen, die ihr erlaubte, die Geschehnisse aus einer weiteren Perspektive zu betrachten. Hedwig von Schlesien konnte aufgrund ihres vertieften geistigen Lebens an das sinnvolle und von Gott gewollte ihrer Bemühungen trotz allem glauben. Vielleicht sah sie die Umrisse weiterer Entwicklungen voraus. Ihre Haltung gab damals wie heute Rätsel auf und stieß auch auf Unverständnis und Widerspruch. Sie tröstete ihre sich in Verzweiflung ergehende Umgebung und sagte, sie sei dankbar für diesen Sohn, der ihr nie Kummer bereitet und sein Leben in guter Sache geopfert habe. Dennoch - ihr Tod, zwei Jahre nach dem tragischen Ereignis, könnte auch darauf hinweisen, dass sie die Trauer niedergedrückt hatte, wenngleich sie andererseits ein für ihre Zeit ungewöhnlich hohes Alter erreicht hat.

Hedwig von Schlesien wurde auf Betreiben ihrer Familie, insbesondere ihrer Schwiegertochter Anna von Böhmen, ihrer engsten Vertrauten, und ihrer Tochter Gertrud, Äbtissin in Trebnitz, bereits 1267 vom Papst Klemens IV. in Viterbo zur Heiligen erklärt. Auch König Ottokar II. von Böhmen war ein eifriger Fürsprecher der Erhebung.

Eingeleitet hatte den zumeist langwierigen Prozess Papst Urban IV., der zuvor unter seinem Namen Jakob Pantaleon

seit dem Jahr 1247 als Päpstlicher Legat für Polen und Preußen mehrmals auch in Breslau gewesen war, wobei es zu Gesprächen mit Herzogin Anna und der Äbtissin von Trebnitz gekommen war, die ihm ihr Anliegen vorgetragen hatten. Als Papst ernannte er Anselm, den Bischof von Ermland, einen ehemaligen Deutschordenspriester, der vermutlich aus Schlesien stammte, zum Päpstlichen Legaten, den er auch mit der Angelegenheit der Heiligsprechung der schlesischen Fürstin beauftragte. Es folgten die üblichen Vernehmungen vor Ort, für die unzählige Zeugen befragt werden mussten, die den lautereren Lebenswandel der Heiligen und die Tatsächlichkeit der Wunder zu bestätigen hatten.

Papst Urbans Tod verzögerte das Vorankommen der Angelegenheit. Sein Nachfolger Papst Klemens IV. nahm die Untersuchungen wieder auf. Die Kanonisationsurkunde wurde am 26. März 1267 in Viterbo ausgestellt. Der Papst hielt eine denkwürdige Rede zum Lob der hohen Frau, die in die Reihe der Heiligen des Himmels aufgenommen werden sollte. Er bezeichnete sie unter anderem als *mulier fortis* - ein starkes Weib.

Die eigentliche Begeisterung für die heilig gesprochene Fürstin begann aber in Trebnitz, wohin die Nachricht im Mai gelangte. Bei einem feierlichen Translationsfest wurden die Gebeine der Heiligen von einer Gruft in die andere gebracht, was mit erheblichen Ablässen für die anwesenden Gläubigen verbunden war. An diesem Tag waren unzählige Gäste nach Trebnitz gekommen, die Vornehmsten waren Otto von Böhmen, der Erzbischof von Salzburg, Herzog Władysław von Schlesien und seine Brüder, die Enkel der Heiligen und mehrere Herzöge von Polen mit ihrem Gefolge.

In der Österreichischen Reimchronik hielt Ottokar von Steiermark die Reise des Königs Ottokar von Böhmen nach Trebnitz fest und beschrieb das prunkvolle Fest. Die *Cronica minor Minoritae Erphordensis*, von einem Franziskaner in Erfurt verfasst, hält zu diesem Ereignis fest: „Die durch ihre

Lebensführung verehrungswürdige Hedwig, einst Herzogin von Polen, glänzte nach ihrem seligen Heimgang durch sehr viele Wunderzeichen. In diesem Jahr sprach sie Papst Klemens heilig und trug sie ins Verzeichnis der Heiligen ein. Deren Translation wurde durch Kardinal Guido, den Legaten des Apostolischen Stuhles unter größtem Zulauf der Gläubigen beiderlei Geschlechts, geistlicher und weltlicher Herren, im Bistum Breslau am 26. August gehalten. Diese heilige Hedwig war die Tante der Heiligen Elisabeth von Marburg und des erlauchten Königs von Ungarn, Bela. Sie war auch die Mutter des berühmten Herzogs von Polen, Heinrich, diesen tapferen Streiter für sein Vaterland und für das christliche Volk haben die Tataren im Kampf getötet“. (J. Gottschalk).

Hedwig von Schlesien hat die privilegierte Situation, in die sie hineingeboren wurde, vollkommen mit ihrer Persönlichkeit und ihrem Wirken erfüllt. Sie war ein Segen für ihr Land und blieb die bedeutendste Frau in der Geschichte Schlesiens, ein Trost für die Schlesier über schwierige Zeiten hinweg und eine spirituelle Wegweiserin über ihre Zeit hinaus. Ihre Ausstrahlung bis heute beruht auf ihrer beispielhaften Selbstlosigkeit, ihrem Verantwortungsbewusstsein und ihrer Liebe - der Liebe zu Gott und der Liebe zu den Menschen.

2.

Schlesien und die Piasten

„Study the past“ - diese Losung über dem Portal des Washingtoner Kapitols könnte und sollte auch das Motto des Europaparlaments in Brüssel sein. Denn die Kenntnisse über die Geschichte Europas sind nicht nur faszinierend, sie haben uns geprägt, ob wir es wollen oder nicht. Die Geschichte lebt in uns und sie trägt uns in die Zukunft, die wir heute für unsere Nachkommen gestalten. Kenntnisse der Geschichte helfen aktuelle politische Konstellationen zu verstehen. Und das ist in der Situation des zusammenwachsenden Europa dringender notwendig als je. Wir müssen begreifen, wie Europa wirklich war, wie seine Geschichte verlaufen ist - jenseits nationalistischer und ideologischer Verfälschungen, um seine zukünftige Gestalt auf einen tragfähigen Boden zu stellen. Denn nur eine realistische Sicht unserer Geschichte kann ein solides Fundament für die Zukunft bieten.

Schlesien wird nie mehr sein, wie es war, umso dringlicher ist die Aufgabe, dem Land zumindest seine wahre Geschichte zurück zu geben.

Besonders wenn es um die von Polen als „wieder gewonnene Gebiete“ bezeichnete Territorien, unter ihnen Schlesien, geht, wuchern noch immer ideologische Fehlvorstellungen, die das sowjetisch-polnische Zwangsregime zur Begründung seiner Existenz in dieser Region installiert und gepflegt hatte. Diese stalinistischen Propagandalügen sind in den 1970er Jahren von der politisch korrekten Elite in der Bundesrepublik übernommen worden und galten in der DDR von Anfang an als verordnet. Diese festgefrorenen falschen Vorstellungen wirken auch nach der Wende zunehmend störend und behindern bis heute eine sinnvolle Annäherung. Man redet aneinander vorbei.

Hier wirkt Geschichte, in ihrer Komplexität betrachtet, heilend. Die Grenzen des ersten piastischen Reiches sind allerdings fast identisch mit den heutigen Grenzen Polens, worauf man sich berief. Doch es geht nicht an, 700 Jahre Geschichte zu ignorieren. Wenn man sich heute auf die Karte Europas aus dem frühen Mittelalter berufen würde, kämen aus heutiger Sicht nicht wenige Merkwürdigkeiten in den Blick. So könnte die Bundesrepublik Sizilien für sich beanspruchen, von Mailand zu schweigen, oder den hin und her verschobenen Grenzgebieten zwischen Deutschland und Frankreich, Rom hatte einst ganz Süddeutschland im Besitz. Es bleibt festzustellen - Schlesien war seit seiner Besiedlung im 13. Jahrhundert ein deutsches Land und hatte, bevor die Slawen es im siebten Jahrhundert in Besitz genommen hatten, eine wechselreiche Geschichte. Die Herrschaft der polnischen Piasten war in Wirklichkeit sehr kurz und fast nie unumstritten gewesen. Seit dem 13. Jahrhundert, seit ihrer Rückkehr aus ihrem 17-jährigen Exil im Deutschen Reich, betrachteten sich die hier herrschenden Piasten bereits als eigenständige schlesische Piasten.

Noch früher siedelten hier Kelten und Germanen. In Schlesien hinterließen besonders die Silinger dauerhafte Spuren, während in Polen in der gleichen Zeit die Goten siedelten. Später hielten die Böhmen Schlesien in ihrem Besitz und gaben der Hauptstadt ihren Namen - Wratislavia. Nach langem Hin und Her erhielten die Polen statt der Böhmen durch einen Schlichtungsspruch des deutschen Kaisers Schlesien.

Die Beschäftigung mit Geschichte ist eine Erweiterung des Lebensbewusstseins um Jahrhunderte und Jahrtausende, eine Einbeziehung der vielen Leben, die vor uns waren, in unser eigenes Leben. Es ist wie das Erinnern an die Kindheit, das Sicherheit gibt fürs ganze Leben. Besonders das Erinnern an das verlorene Land - Schlesien - sollte ein Bedürfnis für die sein, die das Land aufgeben mussten, aber auch für deren Nachkommen, wie auch für die Neubewohner, die der Wind

der Geschichte dorthin verweht hat. Das Erinnern ist bedeutsam auch für unsere Erwägungen über die Gestalt der großen Fürstin Hedwig von Schlesien, die mit ihrem Mann Heinrich dem Bärtigen am Anfang der deutschen Geschichte Schlesiens stand. Es lohnt sich unbedingt, einen Versuch der Verortung Schlesiens in vergangenen Zeiten zu unternehmen.

Als das vorhistorische Europa, das diesen uns geläufigen Namen noch nicht kannte, aus der Dämmerung der Geschichte entstieg, hatte es bereits besondere Merkmale, die es kennzeichnete - es war ein weitgehend homogener Raum, in dem nach heutigen Erkenntnissen Spuren einer ähnlichen Kultur von Irland und Island bis in die Ukraine und ähnlich vom äußersten Norden bis in den Mittelmeerraum zu finden sind. Was für uns heute besonders erstaunlich ist -die Menschen dieser Region waren in ständiger Bewegung zu Land und zu Wasser.

Die Archäologie bringt heute auch dafür immer neue Erkenntnisse zu Tage. Die ersten schriftlichen Zeugnisse, auf die man bislang angewiesen war, stammen vorwiegend von römischen Autoren. Wir entnehmen sie auch alt überlieferten Sagen und Legenden.

Keineswegs saßen, wie national eingestimmte Historiker beider Seiten seit dem 19. Jahrhundert suggerierten - die heutigen Nationen seit Urzeiten dort, wo sie jetzt leben. Ebenso wie ein Deutschland von der Maas bis zur Memel eine Wunschvorstellung ist, sind auch die verschiedenen Behauptungen von urslawischen Siedlungsräumen Unsinn. Charakteristisch für diese Vorzeit waren vor allem Wanderungen ganzer Völkergruppen auf der Suche nach einem Platz unter der Sonne und ihr ständiger Kampf ums Überleben. Diese Kämpfe - oft mit Rom - um Ansiedlungsrechte, waren hart, viele kleinere Völker sind in ihnen untergegangen. Die uns durch Überlieferungen nur bruchstückweise bekannte Zeit der Völkerwanderungen, die bis zur Hälfte und teilweise sogar bis zum Ende des ersten Jahrtausends andauerten, bestimmte die Konturen späterer Siedlungsräume. Wissen

über noch früheres Geschehen verdanken wir archäologischen Funden, die vieles bisher Angenommene auf den Kopf stellen.

Geschichte trägt immer zum aktuellen Selbstverständnis der Völker bei, das ist auch der Grund, dass sie so oft politisch benutzt und auch missbraucht wird. Aber umgekehrt kann sie auch zur Richtigstellung falscher Vorstellungen dienen und helfen, den richtigen Weg in die Zukunft zu finden. Dieser Aspekt der alten und noch älteren Geschichte hat besonders nach der Zeitenwende von 1989 an Gewicht und Bedeutung zugenommen. Gerade die alte Geschichte, vor der Festlegung der Nationalstaaten, kann das dringend notwendige Gefühl eines Europas der Völker untermauern. Die Geschichte der Völker, die miteinander gewachsen und verwachsen sind, die sich sowohl bekämpften wie auch zusammenschlossen und vermischten, widerlegt vor allem die Vorstellungen von ethnisch reinen Völkern in Europa und von Territorien, die seit immer von einer und derselben Bevölkerung bewohnt worden wären.

Der Zweite Weltkrieg und die darauf folgende Vertreibung der deutschen Bevölkerung aus ihren Siedlungsgebieten, war ein historischer Tsunami ontologischen Ausmaßes. Für den ungeheuren Vorgang der Vertreibung von 15 Millionen Menschen aus ihren jahrhundertlang bewohnten Gebieten kann man Ähnliches eher in den Zeiten, als die Bevölkerungsgruppen noch wanderten, finden, als in historisch belegten Zeiten. Allerdings gibt es zum Ausmaß dieser Tragödie auch da keinen Vergleich. Die Völkerschaften in Vorzeiten zählten bestenfalls zigtausende Mitglieder. Dagegen hat Dänemark heute 5,4 Millionen Einwohner, die Niederlande 16 Millionen und Tschien zusammen mit der Slowakei 10 Millionen. Nebenbei bemerkt - die Deutschen sind ein Volk von etwa 80, die Polen von 40 Millionen.

Aufschlussreich für die Geschichte des gesamten Kontinents sind besonders die sensationellen Funde der Archäologie in den letzten Jahrzehnten, die uns bisher nie gekannte Einbli-

cke in die Vorgeschichte ermöglichen und zwingen, vieles aufs Neue zu überdenken.

Besonders faszinierend ist die im Juli 1999 auf dem Mittelberg bei Nebra in Sachsen-Anhalt entdeckte, vor mehr als 3600 Jahren vergrabene Abbildung des Sternenhimmels - die Himmelscheibe von Nebra - eine runde vergoldete Bronzescheibe von etwa 32 cm Durchmesser, Zeugnis eines Sonnenkultes, der einherging mit hoher astronomischer Berechnungskunst. Zur gleichen Kultur gehört die in der Nähe von Luftbildarchäologen entdeckte 7000 Jahre alte Kultstätte von Goseck, die, inzwischen restauriert, aufregende Einblicke in die früheste Kulturgeschichte unseres Kontinents bietet. Die hölzerne Anlage in Goseck ist älter als der berühmte steinerne Kultort Stonehenge in Irland. Beide weisen auf einen Sonnenkult hin und lassen auf eine enge Verbundenheit der Kulturen schließen.

Die Himmelscheibe von Nebra in der Mitte unseres Kontinents ist weltweit die älteste bekannte Abbildung des Sternenhimmels. Sie ist eine astronomische Uhr und ein Kalendarium, sie diente der Berechnung der Zeit für die Agrarbevölkerung der nördlichen Regionen, deren Existenz von der Sonne abhängig war. Es gab also auf unserem Kontinent in der Bronzezeit, tausende Jahre vor unserem Geschichtsbewusstsein, hoch zivilisierte Völker, die wohldurchdachte Siedlungen und erstaunlich komplexe Kultstätten errichteten, mit denen sie eine hohes Maß an zivilisatorischer Reife bewiesen. Beweise, dass unser Kontinent eine weitaus ältere Kulturgeschichte hat als bislang angenommen.

Schlesien gehörte dazu. Auf dem Zobten, einem 718 m hohen Berg, der südlich von Breslau das Flachland dominiert, wurden ebenfalls Reste einer vorgeschichtlichen Kultstätte festgestellt, zu deren Merkmalen steinerne Kultkreise und figürliche Bildwerke aus Granit gehören, im Volksmund Bär und Sau genannt, eine Gestalt mit Fisch, sowie Schrägkreuze, die ebenfalls auf einen Sonnenkult hinweisen. Auf dem benachbarten

Geiersberg (573 m hoch) und dem Mittelberg befanden sich anscheinend dem Hauptberg untergeordnete weitere Kultstätten. Die Umgebung war bereits in der Steinzeit besiedelt. In der letzten Zeit wurden dort keine Grabungen durchgeführt.

Stonehenge, Goseck, der Zobten, über ganz Europa verstreut gab es seit der frühen Steinzeit Kultstätten auf Anhöhen, in Grotten und an den Zusammenflüssen der Ströme. Allmählich lässt uns die Archäologie erahnen, was das für Menschen waren, von denen wir abstammen. Vieles deutet darauf hin, dass es eng verwandte Kulturen waren, die gleichen Menschen, die diese Kultstätten hervorgebracht hatten und dass es Verbindungen zwischen ihnen gab, die wir heute noch nicht kennen.

Bereits seit dieser Zeit, die sich der Geschichtsschreibung entzieht, nimmt man starke Bewegungen ganzer Völkerschaften wahr, Völkerwanderungen, die, wie man annimmt, durch Klimaverschlechterungen verursacht wurden. Die in Europa sesshaften Völker litten vermutlich unter dem langen und kalten Winter, der vielen Menschen den Tod brachte. Das veranlasste sie, sich auf die Suche nach wärmeren Siedlungsräumen zu begeben. Sie gelangten dabei bis nach Griechenland, aber auch dem heutigen Iran und Irak und sogar bis nach Indien. Diese Wanderungen vollzogen sich aber sehr, sehr langsam für unsere Vorstellungen. Wahrscheinlich dauerte es manchmal hunderte Jahre bis eine Volksgruppe irgendwo auf Dauer ankam, sich ansiedelte und sich mit den Einheimischen mischte.

Da die Völker, die die Räume um die Kultstätten von Nebra und Goseck verließen, hier keine schriftlichen Zeugnisse hinterlassen haben, was in Anbetracht ihrer hohen Entwicklung erstaunt, dürfen wir vermuten, dass sie in ihren neuen Gebieten ihr Wissen niederschrieben. Daher klingt die Nachricht sensationell, dass eine soeben entdeckte babylonische Schrift Aufschluss über die Bedeutung der Himmelsscheibe enthalten soll. Bekanntlich sind die in Indien entstandenen Sprach- und Schriftzeugnisse, die uns als indogermanische Texte überlie-

fert sind, auch auf Einwanderer aus dem Norden zurückzuführen. Diese Heiligen Bücher - die Veden - niedergeschrieben im Sanskrit, sind literarische Zeugnisse einer Hochkultur, die, wahrscheinlich um 1700 vor Christi entstanden, älter sind als Homers Dichtungen und älter als die Gesetzgebung des Moses.

Aufgrund der sprachlichen Eigenheiten des Sanskrits zählt man sowohl die Germanen wie auch Kelten, Slawen, Italiker und Griechen sowie Balten und einige andere kleinere Gruppen zu den Indoeuropäern oder Indogermanen, denn in allen Sprachen finden sich Ähnlichkeiten mit dem Sanskrit. Die Europäer sind demnach nicht nur eine Familie, sondern sie haben auch anderswo nahe Verwandte. Wir sehen also, dass die Geschichte - ohne Voreingenommenheit wahrgenommen - weitaus spannender ist als ihre ideologisierten Vorstellungen.

Spätere, wenngleich immer noch vage, Informationen über die Bevölkerung unseres Kontinents verdanken wir römischen Chronisten, die über Kämpfe mit germanischen Stämmen berichteten, die man zunächst als unkultivierte Barbaren wahrnahm. Doch bereits Tacitus beschrieb die Germanen mit Respekt als hervorragende Kämpfer und als schöne langbeinige blonde Menschen, die in wohlgeordneten Gemeinschaften lebten. Die Gemeinschaft, die Gruppensolidarität, die Treue, auch im Familienleben, galten ihnen über alles. Das hing mit ihrem Leben zusammen, das ein ständiger Kampf ums Überleben war. Sie waren durch ihre Lebensumstände gezwungen, Kämpfer zu sein. Auch Frauen waren bei ihnen wehrhaft. Das blonde Haar der Germaninnen wurde von vornehmen Römerinnen zu Perücken verarbeitet getragen. Cornelius Tacitus, der im ersten Jahrhundert nach Christus lebte, in einer Zeit, da das mächtige römische Reich bereits wankte und sich von den Germanen bedroht zu fühlen begann, schrieb ihnen außerordentliche Vorzüge zu, um die Römer zur Wachsamkeit aufzurütteln.

Die Herrscher des römischen Imperiums wiesen lange Zeit die um Ansiedlungsmöglichkeiten bittenden germanischen

Völkergruppen zurück, auch weil diese gefürchtet waren. Es kam zu endlosen Kriegen. Raubzüge der Germanen jenseits des Rheins und der Alpen gehörten zu den Zeichen dieser Zeit. Die Römer ihrerseits drangen in die rechtsrheinischen Territorien vor, um sie dem Imperium zu unterwerfen, das heißt Tribut von ihnen zu erpressen. Doch es dauerte nicht lange, bis auch hier Assimilierungsvorgänge begannen und zahlreiche Germanen sich in den Kriegsdienst Roms begaben, wo sie sich als ausgezeichnete Kämpfer in den Legionen bewährten. Viele von ihnen gelangten zu bedeutenden Positionen im Römischen Reich.

Auch der Cherusker Arminius, der im neunten Jahr unserer Zeitrechnung im Teutoburger Wald den Römern die empfindliche und für den weiteren Verlauf der Geschichte entscheidende Niederlage beibrachte, war ein römischer Heerführer. Daher war er bestens mit der römischen Kampfweise bekannt und so fiel es ihm nicht schwer, die Unterdrücker seines Volkes zu überlisten. Varus, der Feldherr und Statthalter in Germanien, hatte sich zuvor grausam und verächtlich den germanischen Stämmen gegenüber verhalten und deren Zorn heraufbeschworen. Arminius lockte Varus in den Hinterhalt und überfiel seine Legionen überraschend im Wald, was die Einnahme der gewohnten Schlachtordnung verhinderte. Nach der vernichtenden Niederlage zogen sich die Römer hinter die Grenze, den Limes, zurück, die zumeist der Rhein und die Donau bildeten. Und so blieb es für lange Zeit.

Das war der Anfang vom Ende Roms. Allmählich zerfiel das seit langem bröckelnde stolze Imperium unter dem beharrlichen Andrang der Barbaren, der Wandalen und der Goten, aber auch der Hunnen. Eine neue Zeit kündigte sich an. Doch es dauerte noch etwa 800 Jahre bis auf unserem Kontinent neue stabile Strukturen entstanden. Im Jahr 476 endete mit der Absetzung Romulus' das weströmische Kaiserreich. Seitdem stand Rom unter der Herrschaft lateinisch-germanischer

Könige. Indes erstarkte das Christentum und etablierte sich allmählich auch als politische Macht.

Die Begründung Europas, des Kontinents, der unsere große Heimat bis heute ist, fand aus seiner Mitte durch Unterwerfung und Christianisierung der Völker statt. Sie begann mit der Krönung des Frankenkönigs Karls des Großen im Jahr 800 in Rom zum Kaiser. Die Zeremonie der Kaiserkrönung vollzog der Papst, das damals bereits mächtige Oberhaupt der christlichen Kirche.

Das Machtzentrum Karls des Großen war Aachen. Karl hatte zunächst sein Reich in den gallischen Provinzen links des Rheins errichtet und es bald darauf über den Rhein hinweg ausgedehnt, bis hin zu den Sachsen, die seinen Christianisierungsbemühungen harten Widerstand entgegensetzten. Karl unterwarf die Sachsen unter ihrem Fürsten Widukind und ließ ihre Adligen zu Tausenden ermorden. Fürst Widukind wurde, obwohl er sich unterworfen und das Christentum angenommen hatte, lebenslänglich in einem Kloster in Haft gehalten. Karl der Große ging somit mit einem zwiespältigen Ruhm in die Geschichte ein, er wird sowohl als Gründer eines mächtigen Staates bewundert, auf den sich sowohl Franzosen wie auch Deutsche als auf ihre Anfänge berufen und von der Kirche für seine Verdienste als Heiliger verehrt wird, sondern er steht auch im Verruf des Sachsenschlächters. Aber so war das Mittelalter. Etwa 100 Jahre später lösten die Sachsen die Karolinger mit Heinrich I. (919-936) als Begründer der Kaiserdynastie der Ottonen ab. (Ploetz - Deutschland)

Eroberung und Unterwerfung wie auch die gleichzeitige Christianisierung der Völker, trugen zur Konsolidierung des Kontinents bei. Man missionierte mit Feuer und Schwert, doch mit der Taufe betrachtete man die Unterworfenen als Brüder in Christus. Es gab keinen nachhaltigen Hass. Das ist das Besondere an der Begründung Europas. Die Ausbreitung des Christentums in Europa ist ein einmaliges Phänomen. Die

Lehre von der verzeihenden Liebe Gottes zu den Menschen des jüdischen Wanderpredigers Jesus verwurzelte sich hier auf nahrhaftem Boden, sie gestaltete sich aber auch aus dem Geist der hiesigen althergebrachten Kultur. Das kam besonders in ihren Machtstrukturen zum Ausdruck, wie auch in den Strukturen der Klöster.

Rom, die Stadt, die Jahrhunderte sowohl Bewunderung wie auch Furcht erregt hatte und schließlich dem Andrang neuer Völker nicht standhielt, blieb mit dem Papsttum das geistige Zentrum der Christenheit und ist es bis heute.

Durch den Enkel Karls des Großen - Ludwig II. den Deutschen (gest. 876) - wurden die Fundamente des späteren Reiches der Deutschen gelegt. Karls Reich wurde unter seine Nachkommen aufgeteilt. Ludwig wurde König des Ostfrankenreichs. Die Ostfranken, denen man zahlreiche Stämme zurechnete, nannten ihre Sprache im Gegensatz zum Gelehrtenlatein - *lingua theodisca* - Volkssprache. Erst später kommt *Teudisci* als Volksname auf. So entstand der Name - die Deutschen. Den Herrscher nannte man *Rex Teutonicorum*, sein Reich wurde als *Regnum Teutonicum* bezeichnet.

Dieses Reich stabilisierte sich mit der Zeit als wichtigste Macht in der europäischen Mitte. Maßgeblich beteiligt daran waren die Sachsenkönige, die Dynastie der Ottonen. Der erste dieser Dynastie, Heinrich I., war vom Frankenkönig Konrad designiert worden, der im Antlitz des Todes und in Anbetracht seiner schwachen Hausmacht, um das Reich nicht zu gefährden, dem tüchtigen Sachsenherzog seine Macht übertrug, wobei er seine nahen Erben übergab. Heinrich sicherte sich die Kaiserwürde aus der Hand des Papstes.

Das von den Ottonen gegründete Reich bezeichnete man einige Zeit danach als das Heilige Römische Reich deutscher Nation. Damit trat die deutsche Königs- und Reichsauffassung hinter der universellen Idee des römischen Kaisertums zurück, was das entstehende Deutschland in schwächende Kämpfe au-

ßerhalb seines Territoriums verwickelte. Der deutsche König galt nach wie vor als Lehnsherr der Stammesherzöge und diese Reichsorganisation blieb von Dauer. Sie ist bis heute das Grundmuster der deutschen Länderstrukturen.

An all den Vorgängen hatte das Christentum seinen entscheidenden Anteil. Die Sprache der Kirche war das Latein, in der sich die Kleriker überall verständigen konnten, wodurch eine umfassende Vernetzung des gesamten christlichen Kulturraumes entstand. Doch allem missionarischen Eifer zum Trotz, dem so manches der heidnischen Kultur zum Opfer fiel, blieben einheimische Traditionen lebendig. „Die höhere geistige Bildung war zwar kirchlich, lateinisch und universal, dennoch entsprachen Recht, Sprache und Dichtung im Wesentlichen ihrem heimischen germanischen Erbe. In der Zeit vollzieht sich in den Grundlinien auch die Formung des bis zur Katastrophe des Zweiten Weltkrieges konstanten Geschichtsraumes der Deutschen.“ (*Ploetz - Deutschland*).

Mit Bedauern muss zudem bemerkt werden, dass zwar Karl der Große das überlieferte geistige Gut der Germanen von Mönchen aufzeichnen ließ, aber sein Sohn Ludwig der Fromme die „heidnischen Aufzeichnungen“ vernichtete. Vieles ging verloren, anderes ist nur bruchstückweise überliefert.

Die Bewegung der Begründung Europas vom Westen gen Osten setzte sich fort. Die Westslawen wurden in die Geschehnisse in unserem Raum mit den üblichen Gepflogenheiten der Missionierung - mit Feuer und Schwert - einbezogen. Bedeutsam wurde für sie die direkte Nachbarschaft der Sachsen und ihrer Könige bzw. Kaiser. Heinrich I. begann mit der Unterwerfung der Heveller mit dem Hauptort Brennabor (Brandenburg), Daleminzier, Redarier, Obodriten und Wilzen. In Begleitung Arnulfs von Bayern brachte Heinrich in Böhmen seine Herrschaft zur Geltung. Es folgen Züge in die Lausitz und gegen die Uker. Nachdem Heinrich sein Reich auch im Norden und Westen gefestigt hatte, gründete er an seiner östli-

chen Grenze Marken zu ihrer Sicherung. Als Markgrafen setzte er an der Niederelbe Hermann Billung und an Mittelelbe und Saale Gero ein. Die Markgrafen hatten direkte Kontakte mit den anliegenden Territorien und wurden von den Slawen als eigentliche Nachbarn wahrgenommen. Mit der Gründung des Magdeburger Mauritiusklosters entstand ein missionarisches Zentrum dieser Bewegung.

Markgraf Gero verpflichtet 963 den Polenherzog Mieszko I. zur Anerkennung der Reichshoheit und Tributzahlung für das Gebiet zwischen Oder und Warthe. Das Reich Mieszkos war zwischen Oder, Warthe und Weichsel entstanden und hatte sein Zentrum in Gnesen, von hier aus wurde Schlesien sowie Kleinpolen mit Krakau unterworfen, die zuvor zu Böhmen gehörten.

Die slawischen Herzogtümer bildeten somit um die Kernbereiche des Reichs einen Gürtel tributpflichtiger Territorien.

Ein beeindruckendes Beispiel des harmonischen Zusammenfindens von Deutschen und Slawen stellt die Politik Otos III. dar, der unter seinem Zepter neben den Römern und Deutschen auch die Slawen gleichberechtigt zu vereinen beabsichtigte. Man bezeichnete die Reise des jungen Kaisers im Jahre 1000 an das Grab des böhmischen Märtyrers Adalbert in Gnesen als Sternstunde der Geschichte. Kaiser Otto und Adalbert, der fromme böhmische Fürstensohn aus dem Haus der Slawnikiden, waren befreundet gewesen. Adalbert war 997 von Gnesen über Danzig aufgebrochen, um die heidnischen Prußen zu bekehren und wurde von ihnen ermordet. Der Fürst von Gnesen, Bolesław, kaufte den Heiden den Leichnam ab und errichtete dem Märtyrer eine prachtvolle Grablege, die bald zur Pilgerstätte wurde. Bolesław nutzte den Besuch des Kaisers an diesem Ort, um die Erlaubnis zu erwirken, in Gnesen ein Erzbistum zu errichten, was für sein Land einen erheblichen Prestigegewinn bedeutete. Bolesław wurde vom Kaiser zwar nicht - wie gewünscht - zum König gekrönt, dennoch von

ihm als Freund (Thietmar von Merseburg) und Getreuer (Widukind von Corvey) bezeichnet. Kaiser Otto verlieh ihm als Mitarbeiter des Reichs (*cooperator imperii*) eine Nachbildung der Lanze des Heiligen Mauritius, die als Insignie des Reiches im Kampf gegen die Heiden gilt. Fürst Bolesław von Gnesen, Herrscher der Polanen hatte nach Abschluss der Feierlichkeiten am Grabe des Heiligen Adalbert Kaiser Otto durch das ganze Reich bis nach Aachen begleitet. Sein Sohn Mieszko und zahlreiches Gefolge zogen mit. In Aachen wohnte Boleslaw der Öffnung des Grabes Kaiser Karls des Großen bei. Otto, der sich als Nachfolger Karls des Großen verstand, entnahm dem Grab des großen Vorgängers eine goldene Halskette und einen Ring als Symbole seines Reiches und seiner Macht.

Eine besondere Ehre erfuhr Bolesław mit der Verlobung seines Sohnes Mieszko mit Richeza, der Tochter des Grafen Ezzos von Lothringen und Mathilde, der kaiserlichen Schwester. Richeza war nicht nur eine Ottonische Prinzessin, sondern hatte auch karolingische Vorfahren. Somit hatten die Piasten fortab karolingisches Blut in den Adern und gehörten zur Familie der Könige des christlichen Abendlandes. Die weitere Entwicklung einer engeren Kooperation zwischen den Piasten und dem Kaiserreich wurde durch Ottos frühen Tod vereitelt. Mit seinem Nachfolger lag Bolesław unentwegt im Streit.

In Schlesien hatten vor und während der Völkerwanderungen Kelten gesiedelt. Auch Burgunder lebten hier, ehe sie ihre Siedlungen links des Rheins bezogen. Eine starke Vandalenbesiedlung wird seit circa 800 v. Christi registriert. Der Vandalenstamm der Silinger lebte hier am längsten und gab dem Land seinen Namen. Der Merseburger Bischof Thietmar (975-1018) bezeichnete die Bevölkerung Schlesiens als *pagus Silensi* und erwähnt ihre Kultstätte, den Siling. Es wird also zu seiner Zeit noch einen geschlossenen Siedlungsraum der Silinger gegeben haben.

So wie im Oderraum archäologische Befunde eine lange Siedlungszeit der Vandalen bezeugen, wurden für die gleiche

Zeit im Weichsel-Warthegebiet vorwiegend gotische Artefakte gefunden. Goten und Gepiden hatten hier lange Zeit gesiedelt.

Die Stabilisierung der Siedlungsräume nach den großen Völkerwanderungen wurde erneut durch die Hunnen gestört, die bereits seit dem 7. Jahrhundert v. Christus den europäischen Kontinent bedrohten. Ab 375 unserer Zeitrechnung datiert man die durch die Hunnen ausgelöste Völkerwanderung, die auch das Anlitz Schlesiens erneut veränderte. Die Hunnen unter Attila wurden endgültig 451 auf den Katalaunischen Feldern von den Römern (Aetius) geschlagen.

Die in Schlesien siedelnden vandalischen Silinger hatten ihre Heimstätten wahrscheinlich auch aus Furcht vor den Hunnen verlassen. Doch wie üblich zog nur ein Teil dieses Volkes aus. Es gibt erhaltene Dokumente, einen Briefwechsel zwischen den Ausgewanderten und den Zurückgebliebenen, in dem es um Besitz und Erbschaften geht. Wahrscheinlich brachen nur die Starken, die Jungen und Vermögenden auf, die wehrhaft waren, Pferd und Wagen besaßen und überzeugt waren von ihrer Kraft und ihren Chancen auf der Suche nach einem besseren Leben.

Mit der großen Welle der Auswanderung (406) hatte sich Schlesien weitgehend entvölkert. Die wandernden Silinger wurden auf der Suche nach neuen Siedlungsräumen häufig in Kämpfe verwickelt. Sie siedelten sich in Spanien, in Andalusien und in Nordafrika an. Sie gehörten aber danach dem Verband der Vandalen an, die das erste von Rom anerkannte Germanenreich innerhalb des Römischen Imperiums 442 in Nordafrika gründeten. Bald darauf gingen sie unter. Ihre Spuren sind im heutigen Tunesien zu finden.

Einige Jahrhunderte später drangen in Schlesien Slawen ein, Stämme aus dem Osten, die wohl ebenfalls unter erneutem Druck der Hunnen ihre ursprünglichen Gebiete verlassen hatten. Die neuere Forschung nimmt an, dass sie sich zwischen dem 7. und 8. Jahrhundert unserer Zeitrechnung in Schlesien

ansiedelten. Von Kämpfen in diesem Zusammenhang ist nichts überliefert, Schlesien war ein menschenarmer Raum und blieb auch weiterhin dünn besiedelt.

Während der bewegten Vorgeschichte, die bereits in den überlieferten Aufzeichnungen einige Spuren hinterlassen hatte, machten sich Aktivitäten der Wikinger bemerkbar, die die Gründungsphase im gesamten Europa abschlossen. In dieser Zeit vom 7. bis zum 10. Jahrhundert gestalteten sich endgültig die Strukturen des gesamten Kontinents von Spanien bis zu der Nordküste Afrikas, über Deutschland, Frankreich, Italien bis nach Sizilien, auf den britischen Inseln und in Skandinavien wie auch im östlichen Europa. Die Wikinger, die man auch als Normannen bezeichnet, zunächst als Seeräuber und Eroberer gefürchtet, waren in mehreren Schüben aufgebrochen und erwiesen sich als talentierte Staatengründer. Wikingergründungen waren sowohl Nowgorod wie auch Kiew, das von den wikingischen Warägern gegründet worden war. Vieles weist darauf hin, dass auch die Piasten Wikinger waren, sie waren nachweisbar eng mit den Normannen verwandt.

Die Genealogie der Piastendynastie, die bald auch für Schlesien von Bedeutung wurde, liegt zumeist im Bereich der Legende. Das Gnesener Herzogtum der Piasten wurde erstmals 963 von Mönch Widukind in seiner Sachsengeschichte erwähnt. 966 nahm der Gnesener Herzog Mieszko, oder Misika, das römische Christentum aus dem bereits christianisierten Böhmen an und ehelichte die böhmische Herzogtochter Dubravka.

Im als *Dagome iudex* bezeichneten Dokument, wendet sich der Piastenfürst „Dagome-Misika“ an den Papst und empfiehlt sich seiner Obhut. Dieser Dagome Misika, also Dagome der Bär, der sich in Folge Mieszko nannte, trat als Piast der Polane auf. Piast heißt aber auf Polnisch Behüter und bezeichnet somit nur die Funktion des Herrschers. Somit bliebe nur der Name Dagome mit dem zusätzlichen Beinamen der Bär - Misika.

Dieser Mieszko hatte familiäre Verbindungen nach Norwegen, wohin er seine Tochter Sigrid-Storada verheiratete. Er war auch mit den Kiewer Warägern versippt. Er war also vermutlich ein Wikinger.

Eine Legende, die der Chronist Gallus Anonymus aufzeichnete, erzählt eine etwas andere Geschichte: die ins Land einströmenden Slawen haben sich zu einem Einheimischen begeben, einem Landmann, der als Rademacher (Kolodziej) bezeichnet wird und ihn gebeten ihr „Behüter“ (Piast) zu sein, also sich ihm unterworfen. Wenn man von der Besiedlung des Gebietes zwischen Oder, Warthe und Weichsel durch Goten ausgeht, wie es die neuesten Funde der Archäologie bestätigen, kann man daraus schließen, dass die ins Land eindringenden Slawen den Herrscher der Goten um Obhut gebeten haben - einen Verehrer der Sonne - die durch das Rad versinnbildlicht wurde. Da das Rad in dieser Geschichte Jahrhunderte später keinen Sinn mehr ergab, weil die Christianisierung das Gedenken an den Sonnenkult ausgelöscht und verboten hatte, machte man aus dem Sonnen-Verehrer einen Rademacher.

Um das Jahr 973 berichtete der spanisch-arabische Kaufmann Ibrahim ibn Jakub über das Reich des Miesiko von Gnesen, dem er weder Kleinpolen noch Schlesien zurechnete: „Was das Land des Mischko (Mescheqqo) angeht, so ist es das ausgedehnteste ihrer (der Slawen) Länder. Er zieht die Abgaben in gemünztem Geld ein und diese bilden den Unterhalt seiner Druschyna. In jedem Monat bekommt jeder Krieger eine bestimmte Summe davon. Er hat 3000 Gepanzerte und das sind Krieger, von denen das Hundert 10.000 andere aufwiegt. Er gibt den Mannen Kleider, Rosse, Waffen und alles, was sie brauchen.“

Die polnische Geschichtsschreibung lehnte lange Zeit die Möglichkeit einer gotischen oder wikingischen Gründerdynastie ab, wie auch die Möglichkeit, dass in dem heute zu Polen gehörenden Gebiet je andere Stämme als slawische gelebt haben

könnten. Im Gegenteil, in der von sowjetischer Ideologie dominierten Zeit wurden alle Funde auf polnischem Territorium als zumindest slawische wenn nicht gar urpolnische interpretiert.

Das hat sich in neuerer Zeit geändert. Polnische Archäologen wie Prof. Kokowski berichten unbefangen über die gotische Besiedlung im Weichsel-Warthegebiet. Auch die jahrzehntelang als slawisch betrachtete Siedlung in Biskupin erwies sich als typische Wikinger-Siedlung, worüber sogar populäre Zeitschriften in Polen berichteten. Somit muss auch die Siedlung aus der gleichen Zeit und der gleichen Bauart in Oppeln, die stets mit der Gnesener Siedlung verglichen wurde, und als Argument für den urslawischen Charakter des Landes diente, ebenfalls als Wikinger-Siedlung gesehen werden.

Schlesien geriet relativ spät ins Blickfeld der Geschichtsschreibung. Als erster berichtete der Bayerische Geograph über das Land Silesia. Dieser Mönch schrieb im 9. Jahrhundert (zwischen 866 und 890) in der sogenannten Regensburger Völkertafel über die im Land an der Oder lebende Bevölkerung. Er zählte vier Stämme auf - die Opolane, wahrscheinlich von ihrer stärksten Burg Opole, die Golentschitze weiter süd-ostwärts bei Ratibor und Rybnik. Auf der linken Seite der Oder die Dschedoschitze und die Schlensane (Zlasane-Slensane, also Silinger). Später wurden in Quellen noch die Boborane und Trebowane genannt. Die schlesischen Stämme fühlten sich miteinander verbunden und hatten auch daher einen gemeinsamen Namen angenommen, den der Schlensane, die anscheinend noch immer eine dominierende Gruppe im Lande war.

Der Bayerische Geograph zählte auch die Burgen, die civitas auf, die in den Siedlungsräumen Schlesiens zu finden waren. Es soll mehr als ein halbes hundert wehrhafter Kastelle in Schlesien gegeben haben. In den Vorburgen, Suburbien, slawisch podgrodzia genannt, siedelten Handwerker und Kaufleute. Reisende fanden hier Herbergen. Die slawischen Bewohner Schlesiens waren Bauern und Hirten, sie lebten in Sippenver-

bänden und wohnten zumeist in kleinen Weilern zusammen. Die Wehrhaften bauten Fluchtburgen auf Erdwällen, die sie mit starken Palisadenzäunen umgaben.

Ibrahim ibn Jakub (um 973) berichtete über Schlesien, er war wahrscheinlich über Neisse, Cosel und Beuthen gereist, das Land sei reich an Getreide und Fleisch, Honig und Fisch.

Der Chronist Gallus Anonymus schrieb im 11./12. Jahrhundert über Schlesien: „Hier ist die Luft gesund, der Boden fruchtbar, der Wald ertragreich an Honig, das Wasser fischreich. Die Adligen sind kriegerisch, die Bauern fleißig, die Pferde ausdauernd, die Ochsen tüchtig als Pfluggespann, die Kühe geben reichlich Milch wie die Schafe Wolle.“

Durch Schlesien führte die berühmte Bernsteinstraße von Norden, vom Baltischen Meer in den Süden über Militsch, Breslau, Glatz und Prag bis nach Byzanz oder auch nach Rom. Auf einem anderen Weg, der *via regia*, gelangte man aus dem Westen vom Rhein wiederum über Breslau, Oppeln und Krakau bis nach Lemberg und von dort weiter nach Kiew oder über das Schwarze Meer bis nach Byzanz. Manche Reisende bewegten sich auf dieser Straße bis in den Orient, ja, bis nach China, woher man vor allem Seide holte. Man nannte sie deshalb auch die Seidenstraße. Weite Reisen dauerten damals jahrelang, manchmal Jahrzehnte und waren lebensgefährlich.

Informationen über das frühe Mittelalter in Schlesien hat vor allem der bereits erwähnte Thietmar von Merseburg (975-1018) hinterlassen, der für die Slawen eine ähnliche Rolle spielt, wie Tacitus für die Germanen. Bei diesem sächsischen Chronisten ist eine aufschlussreiche Bemerkung über die Burg Nimptsch zu finden, die „von den Unsrigen gebaut worden sei“. Der Name Nimptsch ist allem Anschein nach ein Hinweis auf die dortige Bevölkerung, die sich einer den Slawen unverständlichen Sprache bediente, also die Stummen genannt wurden. Bis heute heißen die Deutschen in Polnisch „die Stummen“ - Niemcy. Gleichzeitig bezeichnete der Chro-

nist das Land als „pagus silensi“, also Verband der Silinger, was auf eine zu seiner Zeit noch immer starke geschlossene Silingerbevölkerung schließen lässt. An diesem heute unbedeutenden Ort Nimptsch/Niemcza haben archäologische Funde eine Besiedlung festgestellt, deren Spuren bis in die Bronzezeit reichen. Reste von Wallgraben aus dieser Zeit blieben erhalten, sowie Keramik und andere Artefakte. Vermutlich haben sich die in Schlesien im 4. Jahrhundert verbliebenen Silinger diesen Ort ausgewählt und ihn als ihren befestigten zentralen Ort und Kultstätte genutzt. Der Siling war anscheinend bis zur Errichtung von Breslau durch den böhmischen Herrscher Vratislav der zentrale Ort der Bevölkerung in Schlesien.

Besonders interessant ist aber vor allem der Zobtenberg, auf dem vorhandene Artefakte deutlich auf einen Sonnenkult hinweisen, vermutlich Reste einer uralten Kultstätte aus der Bronze- und Steinzeit oder womöglich noch früher. Sogenannte Heidenkreuze wie auch Reste eines Steinkreises, die an Goseck oder Stonehenge erinnern, weisen darauf hin. Außerdem haben sich verstreute figürliche Darstellungen ähnlich einem Bären oder einer Sau in Stein erhalten, sowie eine Gestalt mit einem Fisch und andere, die man als menschenähnlich bezeichnen kann.

Diesen Kultort darf man getrost mit dem sensationellen Fund der Kultanlage in Goseck vergleichen. Es ist wahrscheinlich, dass auch hier eine steinerne Kultstätte zu finden war. Nach bisherigen Forschungen gibt es Spuren einer den Kelten zuzuordnenden Kultstätte auf dem Zobten, die aber noch älter sein könnte. Diese wurde später von den germanischen Silingern und noch später von Slawen genutzt.

Peter Wlast ließ in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts auf dem Berg ein Kloster errichten, in das er Augustiner Chorherren aus Flandern rief, die aber bald darauf auf die Sandinsel in Breslau zogen.

Man darf auf weitere archäologische Entdeckungen gespannt sein. Auf jeden Fall ist der Zobtenberg ein Beweis für

europaweit ähnliche Entwicklungen unseres Kontinents und somit auch für die Zugehörigkeit Schlesiens zum europäischen Zivilisations- und Kulturraum.

Bemerkt sei am Rande, dass die Deutschen später den slawischen Namen Zobten übernahmen, der offensichtlich von Copa aus dem Slawischen, polnisch czapa, also Mütze hergeleitet werden kann, die Polen aber den Silingernamen Sleza/Silesia, (lies - Schlensa) benutzen.

Da der heutige Sankt Annaberg in Oberschlesien eine ähnliche Lage hat, darf vermutet werden, auch hier sei eine ähnliche Kultstätte gewesen. Auf diesem Berg, auf dem sich heute ein intensiv genutztes christliches Sanktuarium befindet, werden archäologische Grabungen, wie man sie heute kennt, kaum möglich sein.

Zurück zu den Piasten, die seit der Zeit um die Jahrtausendwende auch für Schlesien bedeutsam wurden. Die Gnesener Piasten waren ein tüchtiges Herrschergeschlecht und ihr Reich ein unübersehbarer politischer Faktor an der Grenze zum Kaiserreich, der allerdings Unruhe mit sich brachte. Wie bereits erwähnt, zwang Markgraf Gero Mieszko zur Anerkennung der Reichshoheit und Tributzahlung für sein Gebiet zwischen Oder und Warthe. Mieszkos Sohn, Bolesław der Tapfere aber, begann sein Territorium zu festigen und zu erweitern und kämpfte um die Unabhängigkeit seines Landes.

Wie bereits erwähnt, hatte die große Stunde für diesen bedeutsamsten Herrscher der frühen polnischen Geschichte geschlagen, als der jugendliche Kaiser Otto III. im Jahr 1000 nach Gnesen ans Grab des Martyrers Adalbert von Prag angereist kam. Otto wurde mit allem Pomp in Gnesen empfangen, doch er erfüllte Boleslaws Hoffnung auf die Königskrone nicht. Man tauschte wertvolle Geschenke und dem polnischen Fürsten wurde ein Teil der Tributzahlungen erlassen. In Gnesen wurde ein Erzbistum errichtet, was einen beachtenswerten Prestigegewinn bedeutete.

Nach dem Tod Ottos verwickelte sich Bolesław in zahlreiche Konflikte mit dessen Nachfolger Heinrich II. und Konrad II., in denen er sich zumeist erwehren konnte. Kurz vor seinem Tode 1027 ließ er sich krönen. Auf seinem sich in der Posener Kathedrale befindenden Grabmal ist auf einer bemerkenswerten Inschrift zu lesen - König der Slawen, Polen also Goten.

Bolesław Chrobry, der vier Mal verheiratet war, davon zwei Mal mit Meißner Markgrafentöchtern, verband seine Tochter Regelindis mit dem Sohn des Meißner Markgrafen Hermann. Die Statue „der lächelnden Polin“ schmückt bis heute den Naumburger Dom.

Bolesław Chrobry streckte seine territorialen Ansprüche auf westliche slawische Länder aus, wie auch auf Klempolen mit Krakau und bald auch auf Schlesien. Daraufhin war Schlesien lange Zeit zwischen den Piasten und Böhmen umstritten. Der böhmische Herzog Vratislav gilt als Begründer der Burg Wratistavia, deutsch Breslau, polnisch Wroclaw genannt (um 921). Man darf annehmen, dass es eine starke Burg war, vielleicht zum Teil sogar gemauert, mit einem festen Palisadenzaun umgeben und durch Erdwälle geschützt. Vor der Burg wird sich mit Sicherheit wie üblich ein suburbium befunden haben, eine Siedlung, in der Handwerker und Kaufleute lebten.

Die Streitigkeiten zwischen den böhmischen Przemysliden und den Gnesener Piasten um Schlesien entschied mehrmals der deutsche Kaiser zugunsten der Polen, weil dieses Land zunächst schwächer als Böhmen war. So der noch unmündige Otto III. neben seiner Mutter Theophanu 986 in Quedlinburg, wo Boleslav II. von Böhmen erscheint und Mieszko I. dem Kaiser huldigt und erneut seine Tributpflicht bis zur Warthe bestätigt. Er nimmt mit dem Kaiser an einem Feldzug gegen die Elb-Slawen teil und schenkt ihm ein Kamel.

Schlesien wechselte daraufhin mehrmals seinen Besitzer. Kasimir I. von Polen erobert Schlesien erneut für sich. Kaiser Heinrich III. bestätigt seinen Besitz auf einem Hoftag in

Quedlinburg im Jahr 1054, unter der Bedingung einer Tributzahlung an Böhmen. Dadurch wurde das Land zwar nicht ganz befriedet, aber es hatte wahrscheinlich einige Selbstständigkeit erhalten. 1099 bewirkt der Polenherzog Bolesław, dass ihm die Tributzahlung an Böhmen erlassen wird. Dies wird 1103 bestätigt. Und 1111 nochmals vom just zum Kaiser gekrönten Heinrich V. Zwischen 1132-1134 fallen erneut Böhmen in Schlesien ein. Seit dem Glatzer Pfingstfrieden von 1137 kehrte erneut Stabilität im Lande ein.

Schlesien war zu der Zeit ein schwach besiedeltes Land mit einer friedlichen Bevölkerung. Die Versuche, eigene Herrschaftsstrukturen in Schlesien aufzubauen, waren schwach ausgeprägt. Sie sind mit dem Namen einer Herrscherfamilie verbunden, die sich Wlast nannte (Herrscher) und den Schwan als Wappen im Schild führte. Die Wlasts sollen ein Geschlecht aus Dänemark gewesen sein, ihre familiären Verbindungen zu den Warägern in Kiew sind historisch belegt. Auf ihre nordische Herkunft weist der Schwan in ihrem Wappen hin. Aus dem Geschlecht der Wlasts stammten mehrere Generationen von Herrschern, die großzügige Stifter und fromme Christen waren, zahlreiche Kirchen und Klöster errichteten, steinerne Burgen bauten und Klöster errichteten. Sie hatten wahrscheinlich dem Land organisatorische Strukturen und eine eigene Rechtsordnung gegeben. Vermutlich galten die Wlasts der einheimischen Bevölkerung als ihre eigenen Herrscher. Peter Wlast gründete auf dem Elbing das Praemonstratenserstift St. Vinzenz und verlegte das Augustinerchorherren-Stift vom Zobten auf die Sandinsel in Breslau. Einer der Wlasts, der in Urkunden als comes Peter Wlast bezeichnet wird, korrespondierte sogar mit dem berühmten Bernhard von Clairvaux. Schlesien war demnach eine weitgehend eigenständige Provinz mit eigener Ordnung und großen Befugnissen des herrschenden Grafen, der allerdings als Stellvertreter des Piastenherzogs auftrat, was die Abhängigkeit Schlesiens vom Piastenreich bestätigt.

Erneute Unruhen in Schlesien ergaben sich mit der Realisierung des Testaments des Piastenherzogs Bolesław Schiefmund (1138), der danach trachtete, sein Reich auszuweiten und zu vereinen. Im Kampf um die Vorherrschaft hatte er sich die Blendung und daraufhin den Tod seines Bruders Zbigniew zu Schulde kommen lassen.

Bolesław verfasste ein Testament, das seinem Reich dauerhafte Stabilität sichern sollte. Er unternahm einen Versuch, sein Land gerecht unter seine Söhne zu verteilen und den Ältesten als Senior einzusetzen. Er erreichte das Gegenteil. Der älteste Sohn Władysław erhielt die Oberhoheit und das damit verbundene Krakau und dazu Schlesien und außerdem Sieradz und Łęczyca sowie Gnesen und Pommern. Das sollte seine Position als Senior festigen. Als Senior stand er den Brüdern vor, verfügte über das Heer, die Verwaltung des Ganzen, übte die oberste Gerichtsbarkeit aus und war für das Münzwesen zuständig. Doch die ungerechte Verteilung der Besitztümer empörte die Brüder. Masowien, Kujawien, Großpolen mit Posen und Kleinpolen fielen je den vier anderen Brüdern zu. Der jüngste - Kasimir, Sohn der Salomea von Berg - ging gar leer aus. Damit war Streit vorprogrammiert und ließ nicht lange auf sich warten.

Womöglich um sich dem zu entziehen, verlegte der Senior Władysław seinen Sitz von Krakau nach Breslau. Hier aber geriet er in Konflikt mit dem bisher eigenständigen und selbstbewussten Grafen und Statthalter Peter Wlast. Die Breslauer Burg gehörte seit Generationen dieser Familie und war von ihr ausgebaut worden. Der Graf war mit Maria, der Tochter des Warägerfürsten Oleg Schwentoslawowitsch von Tschernigow und der Byzantinerin Theophanu verheiratet, einer vornehmen und einflussreichen Frau.

Es ist anzunehmen, dass Peter Wlast gekränkt war, seinem Herrn grollte oder mit ihm um Kompetenzen und Privilegien stritt und sich daher mit dessen Brüdern gegen ihn verbündete.

te. Jedenfalls sprach er auf einem Hoftag vor dem deutschen König Konrad in Magdeburg nicht für seinen Herrn sondern gegen ihn und für die Piastenbrüder, obwohl er als Władysławs Gesandter auftrat. Der erzürnte Władysław ließ ihn nach seiner Rückkehr blenden und verwies ihn des Landes. Das wiederum löste eine Reaktion aus, die wir heute als internationalen Skandal bezeichnen würden. Der Papst kündigte an, den Piastenfürsten in Schlesien mit dem Bann zu belegen, die Kiewer Brüder der Maria Wlast drohten mit Krieg und die Krakauer Brüder Władysławs nutzten die willkommene Gelegenheit, sich des Seniors zu entledigen. Wladyslaw musste mit seiner Familie Schlesien fluchtartig verlassen und begab sich an den Hof von König Konrad III., seines Schwagers - er war mit der Babenbergerin Agnes von Österreich verheiratet - und wurde freundlich von ihm aufgenommen. Das Reichsgut Altenburg in Thüringen wurde ihm als Familiensitz zugewiesen.

Wladyslaw und seine Frau Agnes kehrten nicht mehr nach Schlesien zurück, sie starben im Exil. Die Söhne Bolesław und Mieszko waren gern gesehen am Hof und nahmen an den Feldzügen des Kaisers in Italien und Palästina teil, wobei sich besonders Boleslaw rühmlich hervortat. Überliefert ist sein Zweikampf auf den Mauern von Mailand. Ihre Schwester Richsa oder Richesa, auch Richeza geschrieben, wurde 1152 von Barbarossa mit dem König Alfons von Kastilien verheiratet, der den Titel Kaiser von Spanien trug. Kaiser Barbarossa soll die Braut persönlich nach Spanien begleitet haben. Diese Ehe dauerte nur fünf Jahre und Barbarossa verheiratete die Witwe ein zweites Mal mit dem Grafen der Provence Raimund Berengar. In dritter Ehe war Richeza mit Albrecht, dem Grafen von Everstein verheiratet. Ihre Enkelin Konstanze, Tochter des Grafen Berengar, war Erbin von Sizilien und wurde später dem Staufernkaiser Friedrich II. angetraut. Ihr Sohn war der wenig glückliche deutsche König Heinrich VII., den sein eigener Vater entmachtete. Es ist anzunehmen, dass Richeza eine attrak-

tive Frau gewesen ist. Ihre Heiraten weisen aber auch auf ein großes Prestige der schlesischen Piasten am kaiserlichen Hofe hin. Wir wissen wenig über sie. Everstein aber liegt an der Weiser und somit ist nicht auszuschließen, dass die schöne Piastin ihre Verwandten in Schlesien besucht hatte oder zumindest Kontakte mit ihnen unterhielt.

Als die schlesischen Piasten nach 17 Jahren Exil, dank der dreifachen Intervention Barbarossas, 1171 endgültig ihren Familienbesitz zurückbekamen, trachteten sie danach, auch in Schlesien all die zivilisatorischen Neuerungen einzuführen, an die sie sich im Reich gewöhnt hatten.

Allerdings machte sich bei der Aufteilung des zurückgewonnenen Landes wiederum der übliche Eigennutz bemerkbar. Bolesław der Lange war anscheinend am stärksten mit dem Kaiserhof verbunden gewesen, vermutlich nicht nur ein Gefolgsmann sondern auch Freund des Kaisers. Dafür spricht auch die spätere Ehe seines Sohnes Heinrich mit der Fürstentochter Hedwig aus dem mächtigen Geschlecht der Andechser. Für Heinrich, seinen Sohn aus zweiter Ehe, hatte Bolesław seinen ältesten Sohn Jarosław von der Nachfolge ausgeschlossen. Bolesław hatte nach dem Tod seiner russischen Frau Wencysława, mit der er die Kinder Jarosław und Olga hatte, in zweiter Ehe die Tochter des Grafen Berengar von Sulzbach, Adelheid geheiratet, neuere Forschungen insistieren, es sei eine Christina von Brandenburg gewesen. Aus dieser Ehe stammte Heinrich. Der erstgeborene Jarosław war kurzfristig Herr von Oppeln, eher er Bischof von Breslau wurde. Aus Bolesławs Verhalten ist zu schließen, dass Schlesien vor allem ihm zurückgegeben wurde, dass seine Verdienste die größten gewesen waren, denn er beanspruchte für sich fast das ganze Land. Seinem Bruder Mieszko dem Humpelnden überließ er einen Zipfel im Südosten - Ratibor und Teschen. Konrad, der noch in Fulda studierte und sich auf eine geistliche Laufbahn vorbereitete, wurde das Glogauer, Krossener und Saganer Land zugeteilt, die Länder

blieben aber in Bolesławs Händen, der darauf wartete, dass Konrad eine Karriere in der Kirche bevorzugen würde und auch sein Erbe an ihn fiel.

Vor allem Mieszko war unzufrieden, doch der rührige Fürst von Ratibor erweiterte bald seinen Besitz um Beuthen, Zator, Auschwitz und Sewerien, die ihm die Krakauer schenkten, womöglich um ihn gegen Bolesław, der die Senioratswürde beanspruchen konnte, zu gewinnen. Nach dessen Tod 1201 riss Mieszko Oppeln an sich und nannte sich fortab Herzog von Oppeln und Ratibor. Dass sich diese Ablösung gegen die Gepflogenheiten dieser Zeit ohne kriegerische Auseinandersetzungen vollzogen hatte und beide Fürstenhäuser weiter eng kooperierten, gehört zu den hellen Seiten der Geschichte Schlesiens. - Dass dies auf den Einfluss der friedfertigen und ihr ausgeprägtes Christentum lebenden Herzogin Hedwig zurückzuführen war, ist mehr als wahrscheinlich.

Den Teil Schlesiens, den Mieszko fortab in Besitz hatte, nannte man später Oberschlesien. Es nahm eine zum Teil eigenständige Entwicklung, blieb jedoch stets in enger Verbundenheit mit dem gesamten Schlesien. Ethnisch und kulturell waren beide Teile ein gleich geprägter Raum, wobei der Teil rechts der Oder im Laufe der Zeit den Charakter eines Grenzgebietes annahm und mehrfach Slawisierungsprozessen unterlag - im 14. und 15. Jahrhundert böhmischen und im 16. und 17. Jahrhundert polnischen Einflüssen. Das linksodrige Schlesien aber war ein gefestigter deutscher Kulturraum.

Die Besiedlung im 13. Jahrhundert verlief zeitgleich. In Lechnitz wurde vom Kanzler des Herzogs Kasimir, Sebastian, einem Einheimischen und seinem Bruder Gregor anscheinend für Ritter aus dem Westen eine Siedlung gegründet. Über diese Gründung blieb ein Dokument erhalten. Es ist das älteste Schriftstück mit einem Hinweis auf eine Besiedlung nach deutschem Recht im heutigen Oberschlesien, für diesen Raum ähnlich wichtig wie das Leubuser Privileg von 1175. In ihm

heißt es, für die hospites, die Gäste, wie man bekanntlich die Neusiedler nannte, sollten in Leschnitz die gleichen Rechte gelten „wie zuvor in Ratibor und Oppeln“. Dies weist auf frühere ähnliche Gründungen in Ratibor und Oppeln hin. Der Leschnitzer Gründungsurkunde kommt somit für das rechts der Oder liegende Schlesien eine ähnliche Bedeutung zu wie die des Klosters Leubus für den linksodrigen Bereich. Durch die von Mieszko, seinem Sohn Kasimir und dessen Frau Viola, die zehn Jahre eigenständig für ihre Söhne Mieszko und Bolesław regierte, durchgeführte Besiedlung, die daraufhin bis in die Hälfte des 14. Jahrhunderts andauerte, schloss auch dieser Teil Schlesiens an die Entwicklungen im Westen Europas an.

Mit der Rückkehr der Piastenfamilie aus dem Exil in Thüringen hatten sich für Schlesien glanzvolle Perspektiven eröffnet. Das von den drei Breslauer Piastenfürsten - Bolesław dem Langen, Heinrich dem Bärtigen und Heinrich dem Frommen - errichtete Reich, zwischen den Deutschen auf der einen und Böhmen und Polen auf der anderen Seite, hatte gute Chancen auf Eigenständigkeit.

Die Besiedlung Schlesiens, die dem Land in jeder Hinsicht eine völlig neue Struktur verlieh, war ein großes Verdienst vor allem des Piasten Heinrichs des Bärtigen und seiner Ehefrau Hedwig von Andechs. Der Wille und Wunsch des Herzogspaares, die Besiedlung zu fördern, trug mit Sicherheit dazu bei, dass sich dieser Prozess in Schlesien außerordentlich friedlich und durchgreifend vollzog. Aufgrund seines wohl geordneten und ertragreich gestalteten Landes begann Heinrich von Schlesien eine umsichtige Expansionspolitik. Zum Ende seines Lebens hatte er fast alle polnischen Fürstentümer in seinem Besitz oder unter seinem Einfluss. Das Herzogtum Oppeln und Ratibor war mit seinem Land eng durch familiäre Bande verbunden. Heinrich kümmerte sich um die Belange der Regentin Viola und ihrer Söhne und konnte auf deren Loyalität bauen. Er regierte außerdem in Großpolen und hatte sich das

Land Lebus angeeignet und sogar um Teile von Brandenburg erweitert. Heinrichs Reich umfasste drei Viertel des alten Piastenreiches, es reichte westlich bis an die Spree, im Norden bis zur Warthe und Pilica, im Osten über den Wieprz und im Süden bis zu den Karpaten und Sudeten.

Der polnische Historiker Jerzy Krasuski stellt in diesem Zusammenhang fest, dass Heinrich von Schlesien, wenngleich zu drei Viertel ein Deutscher, eine rein piastische Politik im Auge hatte. Und fügt hinzu, dass allerdings nur er im 13. Jahrhundert die Chance der Vereinigung Polens besaß. (Krasuski - Polska i Niemcy)

Nie zuvor und nie danach hatte Schlesien eine derartige Position.

Die Piasten hätten, wie Jerzy Krasuski schreibt, mithilfe des Kaisers Polen unter schlesischer Vorherrschaft vereinigen und die polnische Krone erlangen können und damit die führende Region in einem vereinten Polen sein können, oder aber ein selbstständiges Fürstentum zwischen Polen, Deutschen und Böhmen.

Doch diese politischen Chancen für ein eigenständiges Schlesien zerstörte der Mongoleneinfall. Heinrich der Jüngere, den man später in der Geschichtsschreibung den Frommen nannte, regierte nur drei Jahre und fiel in der Mongolenschlacht bei Liegnitz im Jahre 1241. Da der Fürst keinen volljährigen Sohn hinterlassen hatte, verlor das Land seine Bedeutung sowie Besitzungen und neigte sich dem benachbarten Böhmen zu, auch weil die Regentin Herzogin Anna Schwester des böhmischen Königs war. Nur in einem blieben die Entwicklungen konstant - zum Aufbau der Zerstörungen holte man wieder deutsche Siedler ins Land. Die Zeit nach dem Mongoleneinfall war die intensivste Zeit der Besiedlung Schlesiens.

3.

Sie kamen mit dem Pflug - Die Besiedlung Schlesiens

Mit der Besiedlung Schlesiens wurde der Christianisierungsprozess vertieft und das Land sowohl ethnisch wie auch zivilisatorisch an den westlichen Teil Europas angeschlossen. Es war der wichtigste Vorgang der historischen Zeit in diesem Raum, der hier ein dauerhaftes zivilisatorisches Gefüge schuf, das erst 1945, mit der Katastrophe der Vertreibung zerstört wurde.

Schlesien war durchaus kein Sonderfall. Die Ostsiedlung - die Besiedlung weiter Teile des östlichen Europa im Hochmittelalter - gilt in der Geschichtsschreibung als wichtiges globales Ereignis. Die meisten Historiker meinen - das wichtigste auf dem Kontinent zu dieser Zeit. Zudem war es ein beispielhaft friedlicher und fruchtbarer Prozess, der allen Beteiligten Vorteile bescherte. Die Siedler brachten wie auf einem Transmissionsband ihre kulturellen und zivilisatorischen Errungenschaften, ihr römisch-germanisches Erbe, aus dem Westen in den Osten, die östlichen Weiten boten den Boden zur Gründung neuer Existenzen, man lebte damals vor allem von der Agrarproduktion. Daher waren sie auch von den Herrschenden eingeladen worden, die sich von ihnen durch eine effizientere Bewirtschaftung größere Einkünfte für ihre Schatulle versprochen. Aber auch die Ankömmlinge profitierten, sie erhielten Chancen, wie sie sich ihnen in den Ausgangsländern nicht boten - sie durften eine Existenz für sich und ihre Kinder aufbauen, Wohlstand und Freiheit für sich und ihre Nachkommen erarbeiten. Kriegerische Unterwerfungen gab es nur dort, wo sich die Besiedlung direkt mit einer Christianisierung verband wie im Prussenland, dem späteren Ostpreußen.

Die Ostsiedlung wurde überall von christlichen Orden, insbesondere der Zisterzienser und Praemonstratenser begleitet,

die das Siedlungswerk mit ihrem Wissen und ihrer organisatorischen Kraft stützten und zugleich das Christentum in den Gebieten, wo sie ihre Klöster errichteten, festigten. Mit dieser Besiedlung ging die zweite Welle der Christianisierung einher.

In Schlesien leitete die Gründung des Klosters Leubus 1175 die Ansiedlung Deutscher ein. In dem erhaltenen Gründungsdokument trug der Fürst Bolesław der Lange den Mönchen aus Pforta auf, auf den ihnen verliehenen Böden deutsche Bauern anzusiedeln. Besonders in Schlesien war die Besiedlung ein überaus segensreicher friedlicher Prozess, weil er von den aus dem Exil in Deutschland heimkehrenden Piastenfürsten initiiert und besonders intensiv unterstützt wurde, die ihr Land rasch dem westlichen Fortschritt zuführen wollten, den sie kennen und schätzen gelernt hatten. Da das Land überaus dünn besiedelt war, gingen die Hoffnungen bald auf. Die Neusiedler brachten neues Leben mit sich, ihre Ankunft bedeutete Aufschwung, Modernisierung, Anschluss an den damaligen Fortschritt. Auch für die Einheimischen.

Mit den heimkehrenden Herrschern kamen Geistliche, Ritter, Kaufleute, Handwerker und eben auch oder vor allem Bauern ins Land. Besonders die ländliche Bevölkerung war von Bedeutung, denn sie war der eigentlich produktive Teil der damaligen Gesellschaft, sie galt als die wichtigste Ressource eines Landes.

Peter Moraw stellte in der Geschichte Schlesiens fest, dass sich zu der Zeit in Schlesien eine vollständige Sozialpyramide der Ankömmlinge stabilisierte. „An ihrer Spitze stand ein bald deutsch gewordenes Fürstenhaus. Adel, Klerus, Bürger und Bauern deutscher Sprache und Kultur schlossen sich gleichsam fugenlos und komplett in den richtigen Proportionen an. Es war die einzige moderne Sozialpyramide im Lande. Eine derartige slawische Sozialpyramide hatte es in Schlesien nie gegeben.“ (Peter Moraw in: Conrads - Geschichte Schlesiens).

Auffallend ist vor allem die Komplexität des Phänomens der

Ostsiedlung. Die ersten Impulse gingen im 12. Jahrhundert von den am stärksten besiedelten und zu der Zeit stark über-völkerten Gebieten am Rhein aus. Siedler aus dem heutigen Holland wurden an das linke Elbufer gerufen, um versumpfte Gebiete in der Nähe von Hamburg zu meliorieren. Diese Welle setzte sich über Lübeck fort, das zum Knotenpunkt der weiteren intensiven Bewegung in Richtung Nordosten wurde. Von dort aus zogen die Siedlungstrecks über Wismar, Rostock, Stettin, Danzig bis hin nach Reval. In der Mitte ging die Bewegung von Magdeburg aus. Von hier aus erreichte sie Schlesien.

Aber die Siedler wurden auch weiter bis nach Großpolen mit Posen und Kleinpolen mit Krakau und nach Böhmen gerufen. Auch ungarische Könige riefen Siedler in ihr Land, das sie in stark befestigten Siedlungen vor aus dem Osten andrängenden Völkern schützen und gleichzeitig das Land urbar machen sollten. Bezeichnend dafür die Siedlungen der Siebenbürger Sachsen, die sich seit Anfang des 12. Jahrhunderts in einem geschlossenen Siedlungsgebiet mit weitgehender Autonomie bis ins unheilvolle 20. Jahrhundert erhalten hatten.

Es ist besonders nach den einschneidenden Ereignissen des 20. Jahrhunderts wichtig, daran zu erinnern, wie Europa damals geworden ist, zusammenwuchs und eine für Jahrhunderte gültige Gestalt annahm.

Die Siedlerzüge, die über Mitteldeutschland hinweg ostwärts zogen, bestanden zunächst aus Rheinländern, Holländern und Flamen. Ihrem Impuls folgten von Magdeburg aus, wo das Siedlerrecht ausgearbeitet wurde, die Franken, die Sachsen und die Thüringer. Die Bayern zogen vorwiegend ins Donaubecken. Viele Bayern gingen aber auch nach Schlesien, vorwiegend in den Raum, den man später Oberschlesien nannte.

Die Bewegung verlief also in geografischen Parallelitäten, in Zügen, die im Norden, in der Mitte und im Süden ostwärts verliefen. Viele, die sich in Schlesien angesiedelt hatten, zogen später weiter nach Polen und auf den Balkan. Die Siedler, junge

Menschen, waren auf der Suche nach „einer besseren Stätt“, wie es in einem Siedlerlied hieß, nach besseren Lebensbedingungen.

Zeitlich erreichte die Ostsiedlung, die im ausgehenden 12. Jahrhundert begann, ihren Scheitelpunkt in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts und ebte nach der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts allmählich ab.

Zu bemerken wäre dabei am Rande, dass die Flüchtlingszüge, die Ströme der Vertriebenen nach 800 Jahren in den gleichen Bahnen in umgekehrter Richtung verliefen.

Das 13. Jahrhundert war eine außerordentlich optimistische Phase in der Entwicklung unseres Kontinents. Verschont von Seuchen und größeren Kriegen, zudem beschenkt mit einer Klimaverbesserung, gab es einen nie da gewesenen Bevölkerungszuwachs. Diese erfreuliche Entwicklung hatte aber auch Nachteile. Nach deutschem Erbrecht erhielt der Älteste den Hof und den weiteren Söhnen drohte ein sozialer Abstieg, sie mussten sich als Knechte verdingen, vielen drohte die Armut. Die Möglichkeit der Auswanderung aber öffnete ihnen neue Perspektiven. Mit ihr bot sich vor allem Land, das damals für die Mehrzahl der Menschen die Grundlage der Existenz war. Der Bevölkerungsüberschuss im Westen konnte also mit der Kolonisation in einen Auffangraum im Osten gelenkt werden, wo die Siedler willkommen waren.

Im Westen gibt es wenig Spuren der Auswanderungen. Man nimmt an, dass sich das Leid der zurückbleibenden Eltern in der Legende vom Rattenfänger von Hameln niedergeschlagen hat, in der Kinder, also junge Leute gesammelt, mit Zukunftsmelodien gelockt, auf Nimmerwiedersehen entführt wurden.

In den Ankunftsländern dagegen geben zahlreiche Gründungsurkunden umfassend Auskunft über die Organisation der Besiedlung. Im östlichen Teil Europas hatte sich in der Zeit das Bedürfnis nach wirtschaftlicher Angleichung an den Westen bemerkbar gemacht. Es gab hier große unbesiedelte Flächen, die sich zur Urbarmachung anboten. Angebot und Nachfrage hiel-

ten sich somit im Gleichgewicht und waren Hintergrund und Voraussetzung des gegenseitigen Entgegenkommens.

Der Souverän beauftragte einen sogenannten Lokator mit der Organisation der Siedlergruppe, die angeworben, für die Reise ausgerüstet und unterwegs betreut werden musste. Der Lokator war auch für die Organisation der Anfänge vor Ort verantwortlich. Das Gelingen oder Scheitern einer Siedlergruppe hing im großen Maße vom Organisationstalent seines Leiters ab. Dieser musste also ein tüchtiger und mutiger Mann sein. Er erhielt zumeist das nötige Geld vom Auftraggeber, aber es gab auch selbstständige Lokatoren, die das Unternehmen aus eigenen Mitteln finanzierten. Der Leiter der Gruppe führte Verhandlungen mit dem Auftraggeber, unternahm Besichtigungen vor Ort und kümmerte sich um die Auswahl der benötigten Siedler. Auch entschied er, wie viele Menschen er dabei haben wollte und welche Qualifikationen sie haben sollten, er musste einschätzen können, wen er brauchte, um ein gut funktionierendes Gemeinschaftsleben aufzubauen. Es waren nicht nur Bauern, die angeworben wurden, sondern die Gruppe sollte auch die nötigen qualifizierten Arbeitskräfte, wie Schmiede, Müller, eventuell Bäcker dabei haben.

Die Siedler waren zumeist hoch motivierte und tüchtige junge Menschen, die die Chance wahrnahmen, eine Existenz für sich und ihre Kinder aufzubauen. Nach dem deutschen Siedlungsrecht erhielten sie Privilegien, die sie im Auszugsland nicht hatten - sie waren Freie. In den ersten Jahren waren sie sogar zumeist von Abgaben befreit. Auch wussten sie, dass sie bei ihren Anfängen nicht allein gelassen wurden. Anweisungen und konkrete Obhut vor Ort gab es vor allem von Seiten der Klöster, insbesondere die Zisterzienser und Praemonstratenser taten sich beim Siedlungswerk hervor. Oft auch leistete der Herrscher anfangs zusätzliche Starthilfen vor Ort.

Ein Treck bestand in der Regel aus fünf bis zehn Pferdegespannen, in den Wagen waren Gerätschaften und Hausrat

sowie Mütter mit kleinen Kindern untergebracht. Die Reise war mühevoll und - obwohl der Lokator die Trasse zuvor erkundet hatte - ein Wagnis, besonders für die jungen Familien mit kleinen Kindern. Und es ging in die Fremde. Zumeist in noch unwirtliche Gegenden.

Und - der Erfolg fiel nicht vom Himmel. Es ging ein Siedlerspruch um - den ersten der Tod, den zweiten die Not, den dritten das Brot. Das mag in seiner Schroffheit besonders für Schlesien nicht zutreffend gewesen sein, dennoch bedeutete die neue Heimat zunächst harte Arbeit und große Mühe. Man ging ein Wagnis ein, dessen Ausgang nicht vorhersehbar war. Die Früchte des mühevollen Anfangs ließen oft auf sich warten. Und es kam auch vor, dass eine Neugründung aus verschiedenen Gründen fehlschlug, .

Für die späteren Generationen war es von Vorteil, wenn das Siedlungsgebiet deutsch blieb und geschlossen seine Rechte behielt. Denn in den Kerngebieten Polens assimilierten sich die bäuerlichen Ansiedler sehr bald in ihrem mehrheitlich fremden Umfeld und ihre Privilegien gingen verloren. Sie wurden spätestens seit dem 17. Jahrhundert zu einer drückenden Leibeigenschaft gezwungen. In den Städten behauptete sich ein deutsches Patriziat bis ins 19. Jahrhundert (Jerzy Krasuski), aber auch die Städte wurden durch eine egoistische Politik der Adelsrepublik allmählich ihrer Privilegien beraubt und in die Bedeutungslosigkeit herabgedrückt.

Dort, wo man sich „ex nihilo“ ansiedelte, das heißt in bislang nicht bewohnten Gegenden, wo Wälder gerodet und Sümpfe trocken gelegt werden mussten, wurden steuerfreie Jahre gewährt. Andere Siedler ließen sich neben den bisherigen Bewohnern in bereits erschlossenen Gebieten nieder. Überall wurden die Einheimischen als gleichberechtigte Partner in die Aufbauarbeiten einbezogen und gelangten in die gleichen Vorteile der Neubesiedlung wie die Einwanderer, in die Gunst einer höheren Agrarkultur und eines besser organisierten Ge-

meinwesens. In polnischen Gebieten entstanden auch Ansiedlungen Einheimischer nach deutschem, dem sogenannten Magdeburger Recht.

In einer Ansiedlung wurden die Böden gemeinsam urbar gemacht - gerodet und melioriert. Danach wurde der Boden verteilt. Auch die Höfe entstanden nach Plan und in Zusammenarbeit aller. Das Gemeinwesen wurde planmäßig organisiert. Der Lokator wurde zumeist auch der Schultze oder Vogt und genoss mannigfaltige Privilegien. Er wurde Inhaber der Schenke oder der Mühle, er durfte Bier brauen und war für die Gerichtsbarkeit bei geringfügigen Delikten zuständig.

Meistens errichtete man sinnvolle Lebenseinheiten, sogenannte Weichbilder - die Dörfer gruppierten sich um einen Marktflecken, der vor allem dem Warenaustausch diente. Die Bauern konnten hier ihre Produkte verkaufen und für sich Dinge des alltäglichen Gebrauchs erstehen. Die neuen Städte entstanden plangemäß und bieten bis heute das typische Bild einer Siedlungsstadt mit dem quadratischen Ring in der Mitte, von dem aus rechteckig angelegte Straßen ausgingen. Ein Städtebild, das es so im Westen nicht gibt. Anfangs gab es nur in der Stadt oder dem Marktflecken eine Kirche. Später gehörte es zum Ehrgeiz auch der Dorfbewohner, eine Kirche für sich zu haben.

Manche Städte entstanden „im freien Feld“ wie die Bischofsstadt Neisse, andere oft neben früheren slawischen Vorburgen, suburbien, die die Funktion von städtischen Ansiedlungen inne hatten, wie Breslau, Oppeln, Beuthen und Ratibor.

In den gesamten Siedlungsgebieten wurde die im Westen übliche Dreifelderwirtschaft, die mehrfachen Ertrag sicherte, eingeführt und verbreitet. Die Siedler brachten den eisernen Pflug mit sich, der die Bodenbearbeitung revolutionierte. Weitere Neuerungen waren das Kummel für das Pferd oder den Ochsen, der Dreschflügel sowie Wind- und Wassermühlen. Die Neusiedler waren gute Bierbrauer und durch sie verbreitete sich auch im Ofen gebackenes Brot statt Brei und Fladen.

Von großer Wichtigkeit war die Organisation des Gemeinwesens in Stadt und Land nach deutschem Recht. Die Siedler, die nach Schlesien gelangten, wurden nach dem Magdeburger Recht organisiert, das für Schlesien in Neumarkt bearbeitet wurde. Anders im Norden, wo sich Städte und Dörfer nach dem Lübecker Recht einrichteten. Beides war sogenanntes deutsches Recht, das sich auf das Rechtsbuch des Eike von Repgow, den sogenannten „Sachsenspiegel“ (1224-31) stützte, eine Zusammenfassung des Land- und Lehnsrechtes der Sachsen, das aber den Siedlern noch besondere Privilegien versprach.

Siedeln nach deutschem Recht verhiess vor allem persönliche Freiheit, auch für die einheimischen Bauern in Schlesien, die ihnen das polnische Recht nicht gewährte, nach dem sie *glebae adscriptus* waren, Leibeigene ihres Herrn. Sie durften ohne Einwilligung des Herrn nicht ihren Wohnsitz wechseln, oder Partner aus anderen Ortschaften heiraten und waren zu Fronarbeiten verpflichtet. Ihr Herr hatte das Recht sie zu züchtigen. Die Tötung eines unfreien Bauern wurde meistens nur mit einer geringen Geldstrafe geahndet oder gar nicht.

Die Ostkolonisierung war also ein Vorgang, der sich keineswegs mit den späteren Kolonisationspraktiken der Engländer oder Franzosen in außereuropäischen Ländern vergleichen ließe. Die deutschen Siedler mischten sich mit den Einheimischen und leisteten Aufbauhilfen.

Dabei gab es durchaus keinen Germanisierungszwang, wie ihn bis heute die polnische Geschichtsschreibung suggeriert. Nicht nur in Schlesien gingen die Slawen gern zu den Deutschen. Sie profitierten vom deutschen Recht und vom Wohlstand, den ihnen die höhere Agrarkultur und das besser organisierte Gemeinwesen boten. Dadurch, dass die Einheimischen eindeutig profitierten und sich ihr zivilisatorisches Niveau kaum von dem der Siedler unterschied, verliefen die Prozesse der Assimilierung friedlich. In den Kerngebieten Polens dagegen regte sich später hier und da Widerstand gegen die ein-

strömenden Deutschen, weil sie von den Fürsten privilegiert wurden. Den Ruf eines besonderen Freundes der Deutschen hatte Kasimir der Große, von dem die Legende geht, er habe anstelle eines hölzernen Polen ein gemauertes hinterlassen.

In Schlesien wuchsen Deutsche und einheimische Slawen harmonisch zu einer neuen ethnischen Gruppe zusammen, in die beide ihre Traditionen und ihr genetisches Erbe einbrachten. Besonders Ehen zwischen den Ankömmlingen und einheimischen Mädchen trugen zur Verschmelzung beider Bevölkerungsgruppen bei. Beide Ethnien wuchsen zusammen und wurden zu Schlesiern, einem Stamm, der im Laufe der Jahrhunderte eine besonders reiche Kultur entwickelte.

Aber es gab auch Konflikte. Die Einheimischen waren zum Zahlen des sogenannten Zehnten der Kirche verpflichtet. Da Herzog Heinrich den Siedlern Kirchenabgaben nach deutschem Recht zugesichert hatte, die weitaus geringer waren, kam es zum Streit zwischen ihm und der Kirche. In diesem Streit drohte Herzog Heinrich sogar der Kirchenbann.

Eine Ausnahme von den friedlichen Vorgängen der Besiedlung stellte das Prussenland im Norden dar, das spätere West- und Ostpreußen, wo der Deutsche Ritterorden bei der Unterwerfung der heidnischen Prussen, die sich lange Zeit der Christianisierung widersetzen, Gewalt anwandte. Man missionierte hier, wie auch woanders üblich gewesen, mit Feuer und Schwert. Nicht besser als ihnen war es zuvor den Sachsen ergangen und nach ihnen den Elbslawen. Doch nach ihrer Unterwerfung und der Annahme des Christentums wurden auch den Prussen gleiche Rechte zugestanden und sie durften alle Ämter innerhalb des Siedlungswerkes einnehmen und sogar innerhalb des Ordens aufsteigen. Da hierbei die Christianisierung unmittelbar vor der Besiedlung erfolgte, konnte der Anschein erweckt werden, dass die Besiedlung die Grausamkeiten veranlasst hatte.

Besonders bei diesem Thema muss polnischen Propaganda-Darstellungen widersprochen werden, die in diesem Zusam-

menhang die Ritter des Deutschen Ordens als blutrünstige polenfeindliche Aggressoren darstellten. Federführend war dabei der Autor des weltberühmten Romans „Quo vadis“, der auch den Roman „Krzyżacy“ (Die Kreuzritter) verfasste. Dieses Buch für Jugendliche, Pflichtlektüre in den Schulen, wurde später verfilmt. Die Regime-Propaganda und die von ihr kontrollierten Medien setzten den Kreuzritter mit einem SS-Mann gleich. Jerzy Krasuski schreibt, dass man sich von deutscher Seite nie so feindselig gegenüber Polen geäußert habe, wie der polnische Nobelpreisträger Henryk Sienkiewicz über die Deutschen.

Dazu wäre zu sagen, dass das Mittelalter, auf seine Weise allerdings, grausam war, das betraf aber alle gleich. Die christlichen Ritter des Deutschen Ordens waren vom polnischen Fürsten Konrad von Masowien zum Schutz seines Landes herbeigerufen worden, das durch die ständigen Raubzüge der heidnischen Prussen zu leiden hatte. Konrad von Masowien hatte den Ritterorden ins Land gebeten und ihm das Kulmer Land übertragen sowie zahlreiche Privilegien zugestanden, die Ansiedlung und die Schenkungen waren rechtmäßig unter dem Schutz päpstlicher Verordnungen erfolgt. Es galt damals als christliches Verdienst, Heiden zu bekämpfen. Der Kampf mit den Prussen wurde als gleichwertig mit der Teilnahme an einem Kreuzzug bewertet.

Deutsche und Polen waren zuvor mehrfach gemeinsam gegen die Prussen vorgegangen. Man hatte regelrechte Treibjagden gegen die unbequemen heidnischen Nachbarn veranstaltet, die grausam waren, denn es waren rücksichtslose Rachefeldzüge. Auch Heinrich von Schlesien war dabei. Und er war es, der seine Beziehungen im Reich nutzte, um die Ritter des Deutschen Ordens dafür zu gewinnen, sich an der Weichsel anzusiedeln.

Nach ihrer Unterwerfung und Christianisierung nahmen die Prussen an einem besonders gut organisierten Siedlungswerk teil. An eine Verdrängung oder gar Ausrottung der Bevölkerung dachte damals niemand, denn das hätte nicht nur gegen

die christlichen Gebote verstoßen, Menschen galten damals als die kostbarsten Ressourcen eines Landes. Ohne Menschen war Land nutzlos. Auch hier reichte die einheimische Bevölkerung nicht aus und es mussten Neusiedler angeworben werden. Sie kamen aus dem Westen, zum Teil auch aus Polen. Das gesamte Land, zuvor eine Wildnis, wurde nach wohldurchdachten Plänen von einem Siedlungsnetz überzogen. Der in diesem Raum oft morastige Boden wurde von aus den Niederlanden herbeigerufenen Spezialisten entwässert und der landwirtschaftlichen Nutzung zugeführt.

Der Ritterorden holte zusätzlich die Zisterzienser herbei. Die Losung „beten und arbeiten“ bewährte sich auch hier und unterstützte die Aufgaben des Ritterordens, der sich dem Gebet und dem Kampf fürs Christentum und gegen die Heiden verpflichtet fühlte. Der Erzbischof von Gnesen, allerdings selbst ein Zisterzienser, schrieb: „Dieser Orden erhellt Polen mit seinem Licht, wie der Morgenstern nach jeder Nacht das Firmament beleuchtet.“ Die Ordensleute waren selbstverständlich zumindest am Anfang aber auch später überwiegend Deutsche. Allerdings besaßen sie auch ein gehöriges Selbstbewusstsein und ein gutes Gefühl für die Wichtigkeit ihrer Mission.

So auch in Schlesien. Hier heißt es bei einem Leubuser Mönch um das Jahr 1300:

„Lagen doch Schlesiens Felder noch
unter dem Urwald verborgen.
Denn dort lebte in Trägheit dahin der ärmliche Pole,
Und nur der leichteste Boden
erschloss sich dem hölzernen Pfluge,
Den ein Gespann von Ochsen,
auch Rindern, mit Mühe erschleppte.
Weder Städte noch wehrhafte Flecken sah man im Lande:
Bei der Burg nur ein offener Markt mit Schenke und Kirche.“

Das Zisterzienserkloster Leubus, 1175 von Bolesław dem Langen, dem Heimkehrer aus Dankbarkeit errichtet, hatte eine

besondere Bedeutung für die Geschichte der Besiedlung Schlesiens. Es wurde nach der Rückkehr der Piastenfamilie aus dem 17-jährigen Exil auf der Altenburg in Thüringen gegründet. Dort hatten die Piasten den Verlauf der Besiedlung beobachten können und waren fest entschlossen, in ihrem Land ebenso den Fortschritt und Aufschwung zu fördern. Bolesław der Lange holte Mönche aus Pforta, aus der Nähe der Altenburg in das Kloster Leubus, und verlieh ihnen reichlich Boden, auf dem er ihnen auftrug, „hospites“, also Gäste, Einwanderer anzusiedeln. Es ist anzunehmen, dass die ersten vorwiegend aus Thüringen kamen. Die Gründungsurkunde von Leubus belegt die ersten Spuren deutscher Besiedlung in Schlesien.

Die Gründungsurkunde von Leschnitz aus dem Jahre 1217 spiegelt den gleichen Siedlungsprozess für das Ratiborer und Oppelner Fürstentum.

Das Fürstentum Oppeln und Ratibor erfuhr ähnliche zivilisatorische Impulse wie das linksodrige Schlesien, auch hier waren die Herzöge bestrebt, durch Besiedlung vom westlichen Fortschritt zu profitieren. Bereits vor dem Mongoleneinfall hatte das Fürstenpaar Kasimir und Viola Bedeutendes geleistet. Statt der Zisterzienser betreuten hier Praemonstratenser die Siedlungen.

Das Thema der Ostsiedlung gilt für die Mehrzahl polnischer Historiker bis heute als zumindest unbequem, es widerspricht ihren patriotischen Vorgaben. Die meisten lehnen für die polnischen Kerngebiete einen größeren Anteil Deutscher bei der Errichtung polnischer Städte und Dörfer nach deutschem Recht ab. Über die Deutschwerdung der Gebiete, die Polen nach dem Zweiten Weltkrieg zugefallen waren, die man lange Zeit als „wiedergewonnene“ Gebiete bezeichnete, also auch über Schlesien, war bis zur Wende ein strenges Tabu verhängt worden. So wurde in Schulbüchern eher die deutsche Vergangenheit Krakaus thematisiert als über das 800 Jahre lang deutsche Schlesien berichtet. Allerdings war Krakau anfangs ebenso

eine deutsche Stadt wie Breslau. Die Stadtbücher wurden lange Zeit in deutscher Sprache geführt, bis zum Aufstand des Vogtes Albert gegen den polnischen König Władysław Łokietek. Die deutschen Bürger wollten den Böhmenkönig Waclaw auf den polnischen Thron heben. Der Aufstand misslang und Łokietek bestrafte die Krakauer Bürger aufs grausamste. Jeder, der die Wörter - soczewica, miele, mlyn - nicht aussprechen konnte, verlor sein Leben. Seitdem büßte das deutsche Bürgertum allmählich seinen Einfluss ein. Das Krakauer Patriziat blieb jedoch noch jahrhundertlang deutsch.

Der bekannte Historiker Roman Grodecki bezeichnete 1949 die Besiedlung Schlesiens im 13. Jahrhundert als tödliche Gefährdung des damals „rein polnischen Landes“ durch Deutsche, womit nicht nur die Realität dieses für beide Seiten friedlichen und fruchtbaren Prozesses verleugnet, sondern auch seine europäische Dimension herabgesetzt wurde. Leider wurden Grodeckis Betrachtungen in diesem Sinne über das Heinrichauer Gründungsbuch ohne Kommentar 2004 neu aufgelegt.

Viele Privilegien der Neusiedler haben sich im Verlauf der Geschichte verloren. Besonders in Polen ruinierte die egoistische Politik der Adelsrepublik die Wirtschaft, den Bauern wurden harte Bedingungen einer Leibeigenschaft aufgezwungen und der Bauernstand durch diese sklavische Abhängigkeit in die Unproduktivität getrieben. Die Bürger und besonders die reichen Städte, die bis ins 19. Jahrhundert vorwiegend deutsch waren (Jerzy Krasuski), wurden allmählich ihrer Vorrechte beraubt und verfielen.

Die Ereignisse des 20. Jahrhunderts vernebelten den Blick auf die friedliche und fruchtbare Vergangenheit von Deutschen und Polen. Im Ostblock war es verboten, über gemeinsame zivilisatorische Aufbauarbeit, kulturelles Zusammenwirken zu berichten, das Verbindende sollte ins Vergessen geraten, das Feindselige und Trennende wurde propagandistisch hervorgehoben.

Die Propaganda des zweiten Totalitarismus, wie die Polen die Herrschaft der Sowjets in ihrem Lande nannten, erklärte Schlesien zu einem urpolnischen Land, das einer brutalen Germanisierung unterzogen worden war und teilweise widerstanden hatte. Diese Meinung war, wie unter einem totalitären Regime üblich, verpflichtend, abweichende Äußerungen wurden nicht zugelassen. Leider gibt man in Polen auch nach der Wende diese Ansichten, die ein Gefühl der Sicherheit im Neubesitz vermitteln, nur ungern auf. Die Auswirkungen der Propaganda eines halben Jahrhunderts verlieren nicht plötzlich ihre Wirksamkeit.

Da aber für das heutige Verständnis des wieder zusammenrückenden Europa das Bewusstsein der Gemeinsamkeiten von fundamentaler Bedeutung ist, scheint es sinnvoll zu sein, zu diesem Thema die Meinung außenstehender, also objektiver Historiker anzuhören.

Das Werk des französischen Historikers Charles Higounet „Die deutsche Ostsiedlung im Mittelalter“ bietet sich dafür an. Higounet, der seinen Impuls, die Besiedlung Ostmitteleuropas durch Deutsche wissenschaftlich zu durchleuchten, auf seine Kriegsgefangenschaft in Oberschlesien zurückführt, wo er als Offizier im Zweiten Weltkrieg inhaftiert war, ist sich der Wichtigkeit seiner Darstellung in diesem Zusammenhang bewusst und fügt hinzu: „Es gibt kaum eine historische Frage, die so viele Kontroversen und Polemiken hervorgebracht, so viele nationalistische und ideologische Leidenschaften entfacht hat wie die deutsche Kolonisation im Osten.“

Der Raum Schlesien war ihm, dem bereits damals versierten Historiker, in dieser schwierigen Zeit zum ersten Mal nahe gerückt. Zum Glück konnte er seine geweckte Neugier bereits vor Ort befriedigen, denn ihm wurde als Offizier die Vergünstigung zuteil, sich Bücher aus der Breslauer Universität ausleihen zu dürfen und auch Exkursionen im Lande zu unternehmen. Seine damaligen Notizen durfte er nach der durch eine Erkrankung beendeten Gefangenschaft mit nach Hause nehmen.

Es ist wohl als besonderes Zeichen anzusehen, dass dieser französische Gelehrte in dem berüchtigten Konzentrationslager Lamsdorf/Lambinowice positive Impulse erfahren hatte. Lamsdorf gilt heute nicht nur als Schreckensort für russische Gefangene, die keinen Schutz der Genfer Konvention genossen hatten, sondern vor allem als Ort des Martyriums tausender Oberschlesier, zumeist Frauen, Kinder und Greise, die hier nach dem Krieg inhaftiert und gequält wurden, aus dem einen Grund - sie waren Deutsche. Tausende sind ums Leben gekommen.

Charles Higounet, der die deutsche Gefangenschaft in einer privilegierten Situation verbracht hatte - man glaubt es kaum, dass so viel von einem zivilen Umgang der Völker miteinander zu der Zeit möglich war - schreibt in der Einführung zu seiner Abhandlung „Die Geschichte sei zu ernst und zu gefährlich, als dass man sie den Politikern überlassen dürfte.“ Nichts richtiger als das.

Higounet legte sein Buch über die Ostsiedlung 1983 dem französischen Leserpublikum vor. Seit 1990 ist es auch den deutschen Lesern zugänglich. Eine polnische Übersetzung gibt es nicht. Der französische Autor drückt Respekt und Anerkennung sowohl für seine deutschen wie auch polnischen Kollegen aus, die sich bei ihren Arbeiten trotz politischer und ideologischer Zwänge nicht beirren ließen.

So erwähnt er nicht nur die fundamentalen Arbeiten von Walter Kuhn und Walter Schlesinger über die Besiedlung Schlesiens, wie auch ihr Bemühen, die Diskussion unpolitisch und leidenschaftslos zu führen, und sie aus einer europäischen Perspektive zu betrachten - wie es Schlesinger als Erster verlangte. Besondere Bewunderung zollt Higounet dem aus Bielitz, polnisch Bielsko, stammenden Walter Kuhn, der nach dem Krieg aus seiner Heimat vertrieben wurde und dennoch sein Lebenswerk der Siedlungsgeschichte dieses für ihn schmerzlich verlorenen Landes widmet, indem er mit Akribie schlesische Siedlungsdokumente, insbesondere aus dem oberschlesischen Raum bearbeitet.

Der französische Wissenschaftler würdigt aber auch die Bemühungen polnischer Historiker, die sich trotz ideologischer Zwänge der Wahrhaftigkeit verpflichtet fühlten. Unter sowjetischer Bevormundung galt es als ideologisches Paradigma, das ewige Polentum der als „wieder gewonnene“ bezeichneten Gebiete zu beweisen, die mit den Potsdamer Verträgen Polen zugekommen waren. Dennoch gab es auch sich wissenschaftlichen Prinzipien verpflichtet fühlende Mediävisten wie Professor Aleksander Gieysztor oder in seiner Nachfolge Benedykt Zientara, deren Arbeiten nicht von der üblichen wissenschaftlichen Korrektheit abwichen.

Für das Bild Schlesiens im 13. Jahrhundert ist besonders die Arbeit Benedykt Zientaras „Heinrich der Bärtige und seine Zeit“ relevant, die seit 2002 auch in deutscher Sprache zugänglich ist. Benedykt Zientara, der sein Werk in den ideologisch geprägten 1970er Jahren veröffentlichte, bekundete, er beabsichtige „der trostlosen Mystik der ewigen deutsch-slawischen Feindschaft“ entgegenzutreten. Wie kaum ein anderer trat er in schwieriger Zeit mit zahlreichen deutschen Historikern ins Gespräch. Walter Kuhn setzte sich bereits in den 1970er Jahren für die Übersetzung seines herausragenden Werkes ein.

Erwähnt wird von Charles Higounet auch die Historiografie der DDR, in der die Ostsiedlung als falscher Weg der Deutschen bezeichnet wurde, als die Tat einer Junkerkaste, und man bemüht war, zwischen der Aggression der deutschen Feudalherren und der friedlichen Tätigkeit der Bauern und Handwerker zu unterscheiden. Unter diesen Vorzeichen wurde vorsichtshalber vor allem an der Kolonisierung der Gebiete zwischen Elbe und Saale und Oder gearbeitet. Die Anwesenheit Deutscher jenseits der Oder-Neiße-Grenze zu erwähnen, galt nicht nur als politisch nicht korrekt wie im Westen, sondern war ein Strafdelikt für alle DDR-Bürger.

Higounet weist in seinen einführenden Erwägungen auf die Kernproblematik der Ostsiedlung hin, die, wie er mehrfach un-

terstreicht, durchaus keine nationalistische sondern ausschließlich wirtschaftliche Motivation hatte. Dabei bezieht er sich auf seinen Lehrer und Vordenker zu diesem Thema, den französischen Historiker Marc Bloch, der bereits 1934 die Ansicht vertrat: „Die deutsche Ausbreitung ist nicht nur als solche eine der Grundtatsachen der europäischen Geschichte. Sie stellt uns eines der packendsten Experimente vor Augen, von der Sozialwissenschaftler nur träumen können: die Begegnung und Wechselwirkung zweier Kulturen. (...) Die fast regelmäßige Uneinigkeit zwischen den Gelehrten deutscher und polnischer Zunge bezeugt, wie unsicher unser Wissen ist. Sie erklärt es auch, zumindest zum Teil. Auf beiden Seiten sind Eifer, Intelligenz, Aufrichtigkeit oft bewundernswert. Von daher rührt auch der Wunsch, den ich schon einmal geäußert habe und den ich hier wiederhole: den Tag zu erleben, an dem dieses herrliche Thema einen Forscher findet, dem es seine Abkunft gestattet, bis auf den Grund zu graben, weil sie ihm das göttliche Privileg verleiht, vorurteilsfrei zu sein...“

Leider haben seit der Zeit tragische Vorfälle die Schatten zwischen den Völkern dramatisch vertieft. Dennoch, und gerade deshalb, braucht Europa nach der politischen Wende dringender als je eine objektive Betrachtung des Themas der deutschen Ostsiedlung. Daher gebührt der Arbeit von Charles Higounet, der diesem Thema einen großen Teil seines wissenschaftlichen Schaffens gewidmet hat, ganz besondere Aufmerksamkeit.

Seit der Wende herrscht über die Ostsiedlung zwischen Wissenschaftlern beider Seiten - der polnischen und der deutschen - weitgehende Übereinstimmung, wenngleich man das Thema selten und zögerlich aufgreift. Doch wer seit der Zeit erschienene Veröffentlichungen über die Geschichte Schlesiens zur Hand nimmt, dürfte wohl kaum, soweit es sich um gediegene Abhandlungen handelt, auf Widersprüche in den Darstellungen stoßen.

Es gibt natürlich unterschiedliche Akzentuierungen. So beschreibt z.B. der Mediävist Rościsław Zerelik in der „Histo-

ria Śląska“ von Marek Czaplinski die Errungenschaften der Besiedlung und fügt erst zum Schluss seiner Betrachtungen hinzu, es seien vorwiegend deutsche Siedler an dieser zivilisatorischen Großleistung beteiligt gewesen. Wogegen Peter Moraw in Conrads „Geschichte Schlesiens“ umfassend auf den demografischen Aspekt der vorwiegend von Deutschen getragenen Besiedlung hinweist, den gesamten Prozess aber in einen europäischen Kontext stellt. Moraw weist darauf hin, dass sich die Bevölkerung Schlesiens zur Zeit der Besiedlung zumindest vervierfacht hatte und danach eine überwiegend deutsche Bevölkerung in diesem Raum festzustellen ist.

Diese divergierende Akzentsetzung gibt dem gesamten Themenkomplex eine interessante Spannung und lässt weitere wissenschaftliche Auseinandersetzungen unter den Vorzeichen freier Meinungsäußerung erwarten.

Charles Higounet sieht die Ostsiedlung, die er mit der zeitweise von deutscher Seite ungern benutzten Bezeichnung „Drang nach Osten“ benennt, als unbestreitbar umwälzende Realität an, die gänzlich frei von Ideologien war. Higounet macht auch die interessante Bemerkung, dass man die Ostsiedlung in engem Zusammenhang mit der großen vorgeschichtlichen Völkerwanderung und als eine Umkehrung des „Dranges nach Westen“ betrachten kann. Higounets Gedanken aufnehmend, könnten wir heute, nach 1989, von einem erneuten Drang nach Westen ausgehen. Junge Menschen aus dem ostmitteleuropäischen Raum drängen in die westlichen Länder besserer Verdienstmöglichkeiten wegen, auch sie suchen nach einer „besseren Stätt“ wie einst die Siedler im Mittelalter. Ein Beweis, dass heute nicht die Größe des Territoriums die Stärke eines Staates bestimmt, sondern eine zeitgemäße Infrastruktur, die seine wirtschaftliche Effizienz bedingt.

4.

Der schlesische Leonidas - die Schlacht auf der Wahlstatt 1241

Als großes vaterländisches Faktum bezeichnete kein Geringerer als Johann Wolfgang von Goethe die Schlacht bei Liegnitz 1241. Goethe verneigte sich damit vor einem frühen bedeutenden Ereignis der deutschen Geschichte. Die Geschichte der Schlacht und ihres Helden bewegten mit Sicherheit auch seine Fantasie. Schade, dass diese Faszination für eine literarische Ausgestaltung nicht gereicht hat. Leider finden sich auch bei Eichendorff keine Ansätze, sich dieses großartigen Stoffs literarisch anzunehmen, obwohl der Schlesier ein Drama über ein ähnliches Thema - den Untergang des Deutschen Ritterordens und des Ordenmeisters Heinrich von Plauen „Der letzte Held von Marienburg“ - geschrieben hat.

Einladend zum Nachdenken, ja, herausfordernd zur literarischen Gestaltung ist das Ereignis der Schlacht bei Liegnitz allemal. Vor allem die Gestalt des einsamen Helden, der als Verteidiger des Abendlandes den heidnischen Scharen aus den Weiten Asiens entgegentritt. Und neben ihm seine leidende Mutter, die Heilige Hedwig. Der bis heute unerklärbare Rückzug der Mongolen nach einer gewonnenen Schlacht. Und dazu die Geschichte des verschwundenen einzigen Augenzeugenberichts eines schlesischen Ritters, der danach den Dominikanern in Ratibor beigetreten war. Das Letzte ein Thema für einen schlesischen Umberto Eco!

Es gibt keine einzige glaubwürdige Beschreibung des Verlaufs dieser Schlacht. Die gesamte Überlieferung enthält mehr Dichtung als Wahrheit, sie beruht zumeist auf Mythen, die

das Ereignis bald danach umrankten und vor allem ein Beweis sind, wie stark dieser Krieg die Menschen bewegte und sich ins Bewusstsein des schlesischen Volkes eingegraben hat.

In der Legende der Heiligen Hedwig lesen wir über ihren Sohn Heinrich: er leistete als tapferer und starker Ritter Christi für das Volk Gottes vorzüglich Widerstand gegen die Tataren und fiel dabei sein eigenes Blut vergießend.

Den umfangreichsten Bericht über die Umstände der Schlacht bietet die Chronik des polnischen Chronisten des 15. Jahrhunderts, Jan Dlugosz, doch dessen Glaubwürdigkeit wird heute sowohl von deutschen wie auch polnischen Historikern angezweifelt.

Für Schlesien bedeutete der Mongoleneinfall eine entscheidende Wende. Die Geschichte Schlesiens und des gesamten mit ihm verbundenen Raums wäre anders verlaufen, wenn der Mongoleneinfall die sich abzeichnenden Entwicklungen nicht durcheinander gebracht hätte. Nicht weil die Mongolen so große Schäden hinterlassen hatten, sondern weil das Land durch den Tod seines Fürsten seine politische Bedeutung verlor.

Anzunehmen ist, das stabile Reich der schlesischen Piasten hätte seine dominierende Stellung gegenüber den polnischen Herzögen weiter gefestigt und Heinrich der Zweite, den die Geschichtsschreibung später als Heinrich den Frommen bezeichnete, hätte somit die reale Chance gehabt, die Ambitionen seiner Vorgänger zu vollenden, die polnische Krone zu erlangen und Polen unter der Herrschaft der westlich orientierten Piasten zu vereinigen. Da Heinrich eine zahlreiche männliche Nachkommenschaft hinterließ, wäre diesem Reich eine auf Jahrhunderte angelegte Stabilität und Angebundenheit an die Entwicklungen im Westen beschert gewesen. Polen wäre als ein Teil des Deutschen Reiches in die Geschichte eingegangen, ähnlich wie Böhmen.

Unter den damaligen prekären Umständen spekuliert Erich Randt in seiner 1938 erschienenen Geschichte Schlesiens da-

rüber, was geschehen wäre, hätte der Mongolensturm nicht stattgefunden oder wäre siegreich abgewehrt worden. „Die Idee der polnischen Reichseinheit von Schlesien aus... hätte ihre Verwirklichung im deutschen Sinne erlebt. Glänzende Perspektiven hätten sich damit dem Deutschtum in ganz Polen eröffnet.“ (Matthias Weber - Die Schlacht bei Wahlstatt, in: Ulrich Schmilewski „Wahlstatt 1241“).

Nach dem Zweiten Weltkrieg war das sowjetisch determinierte Regime der Volksrepublik Polen brennend daran interessiert, den urpolnischen Charakter der „wieder gewonnenen Gebiete“ zu beweisen. Dafür setzte man einen immensen Propaganda-Apparat ein, mit zu diesem Zweck berufenen Instituten. Die Abwehr der Mongolen bei Liegnitz wurde als Sieg der polnischen Schwerter propagiert.

Die Schlacht bei Liegnitz stand somit wie kaum ein anderes Ereignis in der deutsch-polnischen Geschichte im Licht nationaler Widersprüche.

Heute, in einem vereinten Europa, in dem dringend nach Gemeinsamkeiten auch in der deutsch-polnischen Geschichte gesucht werden sollte, bietet sich diese Schlacht, in der sich Deutsche, Schlesier und Polen als Christen eines gemeinsamen Feindes erwehrten, als ein bemerkenswerter Moment der gemeinsamen Geschichte an.

Der Mongoleneinfall war ein ungewöhnlicher Krieg, ein schockierendes Ereignis. Kriege waren zur damaligen Zeit zwar an der Tagesordnung, aber sie spielten sich im überschaubaren Raum ab und hatten eine verständliche Motivation, zumindest für die Anführer. Die Herrscher befehdeten sich ständig, um ihre Territorien zu erweitern und Macht und Prestige zu gewinnen, doch es waren zumeist lokal begrenzte Konflikte, die ausgetragen wurden, voraussehbar und mit nicht allzu großen Schäden für die zivile Bevölkerung verbunden, die man schonete, weil sie nützlich war, fiel ihr doch die Aufgabe zu, die Mittel für die Kriege zu beschaffen. Die Ritter waren im Mittelalter

ein wichtiger Stand der Gesellschaft, der sich ausschließlich mit Kriegsführung befasste, ansonsten unproduktiv, dafür aber privilegiert. Nur in äußerster Not wurden auch Bauern zur Abwehr der Feinde herangezogen. Doch der Mongolische Einfall spottete allen Erfahrungen.

Die Mongolen, auch Tataren genannt, waren den europäischen Zeitzeugen zunächst ein unbekanntes Volk. Man wusste kaum mehr als dass sie Heiden und äußerst grausam waren und aus den Weiten Asiens kamen. Man nahm an, dass sie, - die man Tataren, Tattern nannte, also Ausgesandte der Hölle, über die Christenheit kamen, um die Menschen für ihre Sünden zu bestrafen. Es war kein Krieg wie andere, in dem es um Territorien und Vorteile der Fürsten ging, sondern für die damaligen Menschen ein Eingreifen der himmlischen Mächte. Aus heutiger Sicht war es in der Tat ein globaler Störfall.

Aber was wussten Heinrich von Schlesien und seine Berater von den schnellen und grausamen Reiterscharen? Wahrscheinlich nur so viel, wie die Flüchtlinge erzählten. Heiden waren sie, die Mongolen, das vor allem. Kleine Reiter - wie verwachsen mit ihren Pferden, die das Fleisch unter ihrem Reitersitz zum Verzehr weich schlugen. Unübersehbare Scharen. Unbesiegbar. Es gab Berichte Reisender, zum Beispiel des päpstlichen Delegaten Carpini. Aber waren sie damals in Schlesien bekannt? Vielleicht gab es auch besondere Kundschafter.

Heute aber sind Quellenforschungen möglich, mongolische Archive stehen zur Verfügung. Man befasst sich mit der außergewöhnlichen Geschichte der Mongolen. Im Allgemeinen weiß man, dass dieses Steppenvolk aufgrund seiner Ausdauer und Genügsamkeit und dem organisatorischen und militärischen Genie ihrer Herrscher ein Riesenreich geschaffen hatte, das aber nicht lange andauerte.

Zu verdanken war der Anfang dieses Reiches eigentlich einer Frau namens Hö'elün. Nach grausamen Auseinandersetzungen zweier rivalisierender Geschlechter innerhalb der mongoli-

schen Gesellschaft erzog die Mutter des besiegten Fürsten ihren ältesten Sohn in der Vorstellung, er müsse der Herrscher des gesamten Mongolenreiches werden. Dieser, Temüdschin der Schmied genannt, erwies sich den Anweisungen seiner Mutter gemäß als gelehrig. Es gelang ihm, ein treues Gefolge um sich zu sammeln, das durch das Prinzip gegenseitiger Fürsorge und Loyalität zusammengehalten wurde, die fortab als Grundprinzipien im expandierenden Reich gelten sollten. Es kam zu Kämpfen der rivalisierenden Stämme, in denen Temüdschin zunächst besiegt wurde. Durch List und Tapferkeit gewann er aber die nächsten Auseinandersetzungen und gelangte in die von ihm angestrebte Position. Temüdschin erwies sich als hervorragender Organisator und führte ein neues Kampf- und Beutegesetz ein. Dabei setzte er sich selbst als alleinigen Beuteherrn ein, der die Beute nach individuellem Verdienst und Leistung verteilte. Herkunft und Zugehörigkeit zählten weniger oder gar nicht. Wichtig waren Kampflust und Tüchtigkeit im Kampf. Mit der Aufwertung seiner Person und der Steigerung kämpferischer Disziplin durch direkte Belohnung festigte Temüdschin die Grundlage der Gemeinschaft. Doch ein derart organisiertes und konzipiertes Staatswesen konnte sich nur durch immer neue Kriege und immer neue Beute halten. Die Mongolen waren grausame Kämpfer, die jedoch den sich ihnen anschließenden Völkern, ihren kampfbereiten Männern, völlige Gleichberechtigung sowie Aufstiegsmöglichkeiten boten. Die mongolischen Krieger waren extrem diszipliniert und verpflichtet zu siegen. Sie wurden nicht nur für Feigheit vor dem Feind mit dem Tode bestraft, sondern auch für geringfügige Vergehen. Sie kämpften anders als die Europäer, leicht bekleidet in lederne Anzüge und Mützen und wie verwachsen mit ihren Pferden. Nach einem der unterworfenen Völker auch Tarenen genannt - was in Europa etymologisch mit dem Tartarus, der Hölle assoziiert wurde und die Mongolen als Ausgesandte der Hölle auswies - wurden sie zu einer expansiven und be-

drohlichen Macht. Das bekamen zunächst die Nachbarvölker zu spüren.

Michael Weiers schreibt in seiner Geschichte der Mongolen, dass ihr Reich zur Zeit seiner größten Ausdehnung um 1280 größer als alle historischen Großreiche war, die sich Weltreiche nannten, größer als das Reich Alexanders des Großen oder das Römische Reich. Es umfasste den Großteil Eurasiens vom Gelben und Ostchinesischen Meer bis fast zur Ostsee. Lediglich West-, Mittel- und Südeuropa, Griechenland, Westanatolien sowie Vorder- und Hinterindien blieben frei von der mongolischen Besatzung. Im asiatischen Teil des Kontinents erstreckte sich der mongolische Einfluss bis weit in den Norden bis zum 58. Grad nördlicher Breite. Nicht zu klären vermag man bis heute, wie eine Million Menschen ein Territorium von 25 Millionen Quadratkilometern mit einer Bevölkerung von circa 25 Millionen zu beherrschen vermochte.

Der Bevölkerungszuwachs erforderte immer wieder Erneuerungen der Organisation der Gemeinschaft. Das vergrößerte Heer, in dem auch Angehörige der unterworfenen Völker kämpften, wurde vom Herrscher in Zehn-, Hundert-, Tausend- und Zehntausendschaften aufgeteilt. Die neue Ordnung war eine Kampfverfassung, die weiterhin durch die Prinzipien der Fürsorge und Loyalität zusammengehalten wurde. Allerdings musste in jeder Zehnschaft mindestens ein Mongole sein. Unbedingter Gehorsam und Unterwerfung galten als Selbstverständlichkeit. Auch geringes Zuwiderhandeln den Regeln wurde mit dem Tode bestraft. Das Regime war grausam, es galt: für einen Staatsfeind gibt es keinen besseren Platz als das Grab.

Die Mongolen, die mit härtestem Terror bei der Unterwerfung gegen die Bevölkerung vorgingen, führten danach eine für die Unterworfenen erträgliche Rechtsordnung ein. Temüdschin übernahm auch zivilisatorische Errungenschaften von den unterworfenen Völkern, wie die Schrift von den Naiman.

Nach der Unterwerfung der mächtigen Naiman wurde Temüdschin am Fluss Onon unter der neunzipfeligen weißen Standarte zum Khan ernannt. Temüdschin war fortab der Dschingis Khan. Eine weitere Neuorganisation seines ausufernden Reiches schuf eine aristokratische Struktur, wobei die Vorteile nun vor allem an seine Familie und besonders verdienstvolle Führer der Tausendschaften gingen. Temüdschins Mutter wurde reich bedacht und behielt zeitlebens ein starkes Mitspracherecht. Das Heer entwickelte sich zum Söldnerheer. Diese Entwicklung führte später zum Zerfall des mächtigen Mongolenreiches. (Michael Weiers in Philipp von Zabern - „Die Mongolen und ihr Reich.“ 1989 Mainz)

Zum Nachfolger Temüdschins wurde sein Sohn Ögödei ernannt. Dieser entwickelte das Prinzip - Krieg um jeden Preis - weiter. Die Mongolen hatten bereits zahlreiche Völkerschaften unterworfen, so auch die muslimischen Choresm, ihre Herrschaft erstreckte sich auf die Gebiete des heutigen Iran, Afghanistan und Turkestan. Zeitweise waren ihnen sogar die Chinesen tributpflichtig. Die Kiptschaken oder Kumanen waren die nächsten Opfer ihres unersättlichen Eroberungsdranges. Bei diesem Feldzug stießen die Mongolen das erste Mal auf Europäer und brachten den Fürsten der Rus, die sich mit den Kumanen verbündet hatten, am Fluss Kalka (1223) eine empfindliche Niederlage bei.

Weitere Kriegszüge wurden von den unersättlichen Welt Eroberern geplant. Auf dem Reichstag 1235 wurde ein Feldzug nach Europa beschlossen. Aus mongolischen Archiven ist heute bekannt, dass die Mongolen ihre Streitkräfte bis nach Deutschland senden wollten und die Eroberung von Rom und weiteren Ländern in Erwägung zogen. Davon ließen sie erst nach den verlustreichen Feldzügen in Polen und Schlesien ab. Ungarn befreite sich kurz danach. Unter mongolischer Herrschaft verblieben für Jahrhunderte die Völker Russlands und der Ukraine.

Die Streitmacht der Mongolen auf dem Gipfel ihrer Macht wurde auf 138 000 Mann geschätzt, dazu kamen 260 000 Krieger angeschlossener Völker.

Ein Drittel dieser Streitmacht wurde im Westfeldzug gegen die abendländischen Völker eingesetzt. Den Oberbefehl über diese Armee übertrug der damalige Dschingis Chan, Temüdschins Sohn Ögö dai, dem Heerführer Batu. Enkel und Urenkel des Dschingis Chan Temüdschin nahmen an dem Feldzug teil.

Seit 1223 wehrten sich die Herzogtümer der Rus verzweifelt gegen die ihnen drohende Unterwerfung. Doch da sie untereinander zerstritten waren, konnten sie sich nicht zum gemeinsamen Kampf zusammenschließen.

So gelang den Mongolen ein weiterer siegreicher Vormarsch. Ein Stoß der Mongolen ging in Richtung Nowgorod und Moskau, eine Festung nach der anderen fiel: Rjasan, dann Kolonna, Kasimow, Moskau, Wladimir, Susdal, Rostow, Twer. Der andere Vorstoß war zunächst gegen Tschernigow gerichtet, danach gegen Kiew, das 1240 fiel und gebrandschatzt wurde. Der päpstliche Gesandte Carpini berichtete entsetzt über das Massaker von Kiew. Von 2000 Häusern der reichen Stadt waren nur 800 geblieben, fast alle Einwohner waren ums Leben gekommen. Die viel bewunderte, goldene Stadt hatte für lange Zeit aufgehört zu existieren.

1240 brachen die Mongolen von Kiew gen Ungarn auf. Eine Zehntausendschaft, das bedeutete ein Sechstel der Hauptmacht, unter der Führung von Batus Bruder Bajdar, begab sich gen Polen und Schlesien.

So soll bereits im Januar 1241 ein rascher Vorstoß bis zur Stadt Ratibor gelangt sein, der aber - mit zahlreichen Gefangenen - bald den Rückzug antrat. Der nächste Angriff erfolgte im Februar. Sandomir fiel. Bald danach wurde das Heer der Polen bei Chmielnik geschlagen und am 24. März das schlecht befestigte Krakau gebrandschatzt. Eine andere mongolische Streifschar war kurz von Sandomir über Lenczyca und Kujawien nördlich

gen Westen gezogen und traf sich mit der Hauptmacht aus Krakau. Man hatte nur einen Haken geschlagen - ein typisches mongolisches Manöver, um Hilfstruppen für die Angegriffenen den Weg abzuschneiden. Gemeinsam zogen danach beide Scharen gen Schlesien. Sie streiften wiederum Ratibor, das sich erneut erwehrte. Das unbefestigte Oppeln brannte ab, wahrscheinlich sogar von den Bewohnern in Brand gesetzt, ähnlich das schlecht befestigte Breslau. Hier soll man sich auf der Dominsel verteidigt haben. Die Bewohner des Landes waren vorwiegend in die Wälder geflohen, wo sie sich vor den Tataren sicher fühlen konnten, wie es hieß, weil das Steppenvolk Wälder mied.

Aus den zahlreichen Untersuchungen von Historikern, die die unterschiedlichsten Ansichten vertreten, ist am ehesten zu schließen, dass den Mongolen ein Überraschungscoup gegen Heinrich von Schlesien gelungen war. Die Mongolen haben, so meinen einige Forscher, Zeit und Ort des Kampfes dem Herzog von Schlesien aufgezwungen.

Allerdings wusste man von der heranziehenden Gefahr. Von Wenzel von Böhmen ist ein Schreiben an den Thüringer Landgrafen Heinrich Raspe bekannt, in dem er diesen als nächsten Nachbarn um Hilfe und gemeinsames Vorgehen bat. Nichts dergleichen aber ist von Heinrich von Schlesien bekannt, der mit Wenzel ein Bündnis gegenseitiger Hilfe geschlossen hatte. Die Großpolen waren ihm zur Waffenhilfe verpflichtet. Doch niemandem war klar, wo sie zuerst angreifen würden.

Das Geschehen spielt sich im Umfeld der am westlichen Rand Schlesiens gelegenen Burg Liegnitz ab, die unlängst modernisiert und ausgebaut worden war. Das sieht bereits nach einem Rückzug aus. Hätte sich der Fürst nicht früher den Feinden entgegenstellen können, um sein Land zu schützen? Und warum schloss er sich nicht in seiner starken Burg ein? Fragen über Fragen, auf die nach Antworten bis heute gesucht wird. Wie es zu dem Ringen am 9. April 1241 auf einer Anhöhe unweit von Liegnitz kam, ist nicht überliefert.

Das Heer, das dem schlesischen Fürsten zugeströmt war, bestand aus der schlesischen Ritterschaft und Rittern aus den ihm zugehörigen polnischen Gebietsteilen, sowie aus Johannitern und Templern und Rittern des Deutschen Ordens, die zum Kampf gegen die Heiden verpflichtet waren. Aufgebote von Bürgern und Bauern, vorwiegend Neusiedlern, sollten die erfahrenen Kämpfer unterstützen. Eine Schar von Knapen aus Goldberg ist mit dem Namen des Vogtes Thomas von Löwenberg historisch belegt. Historisch belegt sind auch die Verluste der Templer, über die Ponce de Aubon berichtete - es seien sechs Ordensbrüder, drei Ritter und 500 einfache Soldaten gefallen. Boleslav von Mähren war mit seinen Rittern dabei, ebenso Mieszko von Oppeln mit einem starken Aufgebot. Dass die Ritter des Deutschen Ordens dabei waren, gibt auch der polnische Chronist Jan Długosz zu, wenngleich ungerne. Der Kampf mit den Heiden war bekanntlich deren wichtigste Aufgabe. Der Orden war zudem eng befreundet mit dem schlesischen Fürsten, von dem er oft beschenkt wurde. Auch spricht die Tatsache, dass der Hochmeister Poppo von Osterna neben Heinrich dem Frommen bestattet wurde, eindeutig dafür, dass er neben ihm auf der Wahlstatt gekämpft hatte. Es wird wohl nicht die ganze Ordensritterschaft in Schlesien gewesen sein, weil es nicht vorauszusehen war, ob die Mongolen sich nicht auch in nördlicher Richtung gen Masowien und das Kulmer Land wenden würden. Mit dabei waren mit Sicherheit Ritter aus Großpolen und anderen polnischen Gebieten, die Heinrich Gefolgschaft schuldeten, aber auch sie werden nicht mit ganzer Kraft nach Schlesien geeilt sein, weil sie sich auch in ihrem Land bedroht fühlten und nicht sicher, ob sie nicht ihre eigenen Burgen verteidigen müssten. Aus Kleinpolen kamen Reste der bei Krakau aufgeriebenen polnischen Ritterschaft unter Suliwoj. Ungeklärt bleibt bis heute das Verhalten des Herzogs von Böhmen, Wenzel - Heinrichs Schwager - der, entgegen vorher getroffenen Absprachen und der gegenseitigen Verpflichtung zur

Hilfe, nicht zur rechten Zeit vor Liegnitz erschien, obwohl er sich mit einer starken Streitkraft in der Nähe aufhielt. Es soll Aussagen geben, die belegen, er habe es nicht gewagt, sich den Mongolen zu stellen, aus Furcht ihnen nicht standhalten zu können. Andererseits musste er als umsichtiger Fürst auch einen Angriff aus der anderen Richtung, aus Ungarn befürchten und sich für die Verteidigung seines Landes bereithalten. Heinrichs Kampftruppe war somit ein eher zufällig zusammengewürfelter Haufen, der zu einem großen Teil aus unerfahrenen Kämpfern bestand.

Die Antwort auf die Frage, die sich manche Historiker gestellt haben - warum Heinrich seine sichere Burg verlassen hatte, scheint auf der Hand zu liegen. Die Burg Liegnitz war zwar großzügig angelegt und gut befestigt, dennoch nicht geeignet, zahlreiche Scharen von Kämpfern aufzunehmen und einer längeren Belagerung in den Mauern standzuhalten. Das wäre nur mit einer Handvoll Getreuer möglich gewesen. Heinrich aber wollte sich mit den ihm vertrauenden Verbündeten dem Feind stellen, um ihn am weiteren Vordringen zu hindern. Die Situation war nicht nur chaotisch, sie war tragisch: Heinrich war sich mit Sicherheit bewusst, eine für die Burg zu große Kriegerschar zu haben, für die Begegnung im freien Feld aber zu wenige Kämpfer, insbesondere durch den Ausfall Wenzels.

Die Stimmung der zur Verteidigung Gezwungenen ist kaum nachzuvollziehen. Das Bewusstsein, in einen von Gott gewollten Kampf zu ziehen, war bei allen vorauszusetzen. Es ging um die Bekämpfung der Heiden, ein Märtyrertod war in Aussicht. So war damals die christliche Einstellung der Menschen, die nur diese Polaritäten kannten - Heiden und Christen - das war ausschlaggebend. Aber man wusste auch um die geringen Chancen, die man in dem bevorstehenden Kampf hatte. Es werden sowohl Verzweiflung wie auch Entschlossenheit und Todesmut geherrscht haben.

In den zugänglichen Publikationen werden immer wieder gravierende Unterschiede allein in der Beurteilung z.B. des

Kräfteverhältnisses der gegeneinander angetretenen Gegner sichtbar. Hansgerd Göckenjan, der in der Publikation *Wahlstatt 1241* den Standpunkt der Mongolen referiert, schreibt, diese nehmen an, Heinrich von Schlesien habe über eine Armee von 10 000 Mann verfügt, was suggeriert, das Kräfteverhältnis sei ausgewogen gewesen.

Dagegen gehen sowohl deutsche wie auch polnische Historiker zumeist von tausend bis viertausend Mann des christlichen Heeres unter Heinrich von Schlesien aus, gegenüber einer Übermacht von vermutlich 10 000 mongolischen Reitern. Also einer üblichen Zehntausendschaft. Wenzel von Böhmen soll über 50 000 Mann verfügt haben, die aber nicht im Einsatz gewesen sind. Die christlichen Ritter repräsentierten zwar eine höhere Kultur als das Steppenvolk der Mongolen zu der Zeit, diese aber waren ihnen in militärischen Strategien weit überlegen. Die Asiaten verfügten über ein hervorragendes Kundschaftersystem und entwickelten großräumige strategische Pläne, die nach ihnen erst wieder von Napoleon angewandt wurden, und setzten auf ihre überlegene Schnelligkeit. Ihr Marschtempo betrug circa 37 km pro Tag. Auch ihre Taktik des Kampfes war völlig anders als die der Christen. List, Umzingelung des Gegners war üblich, die Scheinflucht gehörte zum Kampf. Sie operierten mit Fernwaffen wie Pfeilen und Wurfgeschossen. Mit Lasso und Haken rissen sie Ritter von ihren Pferden. Laut Überlieferung setzten sie in Liegnitz Giftgas ein. Die schwer gepanzerten und somit unbeweglichen christlichen Ritter, die nach Regeln kämpften, nur im Nahkampf, Mann gegen Mann geübt waren, hatten kaum Chancen gegen diesen Gegner.

Es ist bedauerlich, dass es keine glaubwürdige Beschreibung des Verlaufs der Schlacht gibt. Aus Bruchstücken der Überlieferungen rekonstruiert, könnte es so gewesen sein:

„Am Morgen vor der Schlacht nahm Herzog Heinrich in der Liebfrauenkirche zu Liegnitz vor den Toren der Burg am Gottesdienst teil, den Bischof Thomas von Breslau zelebrierte. Den

Fürsten begleiteten seine nächsten Getreuen und so viele Herren, wie das Gotteshaus fassen konnte. Vor der Kirche wurden für die Scharen der Ritter und Mannen an zwei Altären Messen gelesen.

Als Herzog Heinrich nach dem Gottesdienst aus dem Kirchenportal trat, als Kriegsherr in glänzender Rüstung, über der er einen prächtigen Mantel trug, den federngeschmückten Helm in der Hand, jubelten ihm alle zu, Herren, Ritter und Mannen. Da löste ein frischer Windstoß einen Ziegel vom Kirchendach, er streifte des Fürsten entblößten Kopf, seine Stirn, und zerbarst vor seinen Füßen. Die, die das sahen, hielten den Atem an. Ein übles Zeichen! Still war es auf dem Platz vor der Kirche geworden. Doch der Herzog wandte das Zeichen klug zu seinen Gunsten. Er wischte sich mit der Hand über die Stirn und zertrat den Ziegel, sodass das Knirschen in der Stille bis weit in die Reihen der Streiter zu hören war. Er sagte laut: „So werden wir die zertreten, die uns Böses antun wollen. Gott wird uns schützen, wie er mich eben geschützt hat. Gott ist mit uns in diesem Kampf.“ Und die Menge jubelte ihm erneut zu.

Die Heerscharen brachen laut singend auf. Trommeln und Trompeten begleiteten sie. Mit bunt wehenden Fahnen und Mänteln zog man hinaus ins Feld, dem Feind entgegen. Auf einer Anhöhe kam es zu der fürchterlichen Begegnung mit dem Feind.

Kaum hatten die christlichen Ritter ihre besprochene Ordnung eingenommen, zischten Wolken scharfer, giftiger Pfeile heran. Sie trafen vor allem das Fußvolk, das vor den Rittern einherschritt und keine Möglichkeit hatte sich zu schützen.

Danach näherten sich die kleinen, wilden Reiter auf ihren struppigen Pferdchen johlend und schreiend mit langen Lanzen und krummen Säbeln. Boleslav von Mähren, der die ersten Reihen des Fußvolkes anführte, kam mit unzähligen Kämpfern ums Leben. Doch der Wall der gepanzerten Ritter hielt die Anstürmenden auf. Blanke Lanzenspitzen starrten den kleinen Reitern entgegen, eine Wand fester Schilder baute sich vor den Angreifern auf. Die Tataren warfen sich mutig in die Lanzen

und scheuten die scharfen Schwerter der Ritter nicht. Unzählige fielen. Der Kampf war ausgeglichen. Doch plötzlich ertönte ein gellender Pfiff. Die Heiden ergriffen die Flucht!

Ein so rasches Ende der Schlacht hatte niemand erwartet. Die Mongolen waren verschwunden, wie von der Erde verschluckt. Das Ende der Schlacht, dachten die meisten. Schwerter und Lanzen ruhten. Die Schilder sanken. Mirakel, riefen die einen. Cud, die anderen. Ein Wunder! Ja, es war ein Wunder geschehen! Gott sei Lob und Dank!

Die Kampfordnung löste sich auf. Man öffnete erleichtert das Visier. Man begann zu lachen über die leicht gewonnene Schlacht. Doch Herzog Heinrich und seine engen Berater durchschauten die List des Feindes, von der sie zuvor gehört hatten. Der Herzog versuchte, die auseinanderstrebenden Scharen zusammenzuhalten. Er sandte Boten zu den Scharen, ließ die Trompeten blasen, die Trommeln rühren. Er schrie verzweifelt in die Haufen hinein: „Stojcie! Stehenbleiben!“

Vergeblich.

Die Befehle des Herrn gingen unter im fröhlichen Lärm. Man war sich sicher: Die Schlacht war zu Ende. Der Kampf war bestanden. Sieg! Victoria! Zwyciestwo! Gott sei gelobt! Riefen sie sich zu. Zu früh.

Denn die Heiden kamen wieder. Blitzschnell kamen sie angeritten. Von allen Seiten kamen sie, mehr als zuvor. Es war wie in einem bösen Traum. Ehe man sich's versah, drangen die kleinen wendigen Reiter in die aufgelösten Reihen der schwer gerüsteten und deshalb nicht sehr beweglichen Ritter ein.

Ein Kampf begann, wie ihn die Heiden suchten. Ohne ritzerliche Regeln. Ein Ringen auf Leben und Tod. Ein ungleicher Kampf. Gegen jeden christlichen Ritter kämpften zehn Heiden. Und sie kämpften nach ihrer Art. Mit Lasso rissen sie die Ritter vom Pferde und töteten sie. Wo sich etwas regte, stachen sie zu. Es gab kein Pardon und niemand bat um Gnade.

Immer kleiner wurde die Schar um den schlesischen Herzog und um die schlesische Fahne. Doch sie wehte noch über den Kämpfenden, von einem zum anderen gereicht. Noch saß der Fürst auf seinem Pferde. Da zogen sich die Mongolen abermals zurück. Doch dieses Mal traute dem keiner. Die Ritter wagten nicht, die Visiere zu öffnen.

Plötzlich erschien am Rande des Feldes ein riesiger, schwankender Drachenkopf. Eine teuflische Fratze. Ein Ungeheuer, das begann Feuer und Rauch zu speien. Dichte Wolken umhüllten Ritter und Pferde. Den Rittern verschlug es den Atem, Husten schüttelte sie. Benommen fielen manche vom Pferd. Hier und da gingen vom giftigen Rauch sogar die geschwächten Tiere in die Knie. Fürst Heinrich rief verzweifelt auf schlesisch: *gorko nam se stalo! Heiß ist uns geworden!*

Als sich die Schwaden verzogen hatten und die Ritter hustend um Atem rangen, stürmten die Heiden erneut heran. Jetzt hatten sie leichtes Spiel. Ein Gemetzel begann.

Die letzten Getreuen um den Fürst sahen sich von Feinden dicht umringt. Der Haufen wurde immer kleiner, doch sie kämpften noch. Da fiel die Fahne und der Fürst verlor sein Pferd. Klemens von Janowitz gab ihm seins. Aber der Fürst konnte sich nicht lange halten. Die Heiden zerrten ihn vom Pferd. Die Schlacht war verloren. Wer konnte, versuchte zu fliehen.

Auf der Wahlstatt fledderten die Heiden die toten Ritter, töteten diejenigen, die sich noch regten und raubten Schwerter, Lanzen und kostbare Gewänder. Bis sie wieder durch schrille Pfiffe zusammengerufen wurden. Da verschwanden sie wie ein Spuk. Zurück blieb ein Feld des Grauens - die Wahlstatt. Am Rande des Feldes sammelten sich Raben und lauerten krächzend auf ihre Beute.

Einige erzählten, Fürst Heinrich sei mit einem Schwertstreich enthauptet worden, andere schworen, gesehen zu haben, dass man ihn vor dem Tode verhöhnt und zur Huldigung eines Tatarenhäuptlings gezwungen habe. Wieder andere, er sei

an eine Eiche gelehnt verschieden, umgeben von den Seinen. Doch in der Liegnitzer Burg mussten alle mit ansehen, wie die siegestrunkenen Feinde den blutigen Kopf des gefallenen schlesischen Fürsten vor den Mauern schwenkten. Boleslaw und Mieszko, die Fürstensöhne, beide noch Kinder, wollten sich vor Verzweiflung von der Mauer stürzen. Mit Mühe hielt man sie zurück.

Herzogin Hedwig, die mit ihrer Schwiegertochter und den Kindern sowie den Nonnen in Krossen Zuflucht gesucht haben soll, eilte bald darauf auf das Schlachtfeld, um den Leichnam ihres gefallenen Sohnes zu suchen. Dass die abziehenden Feinde sein Haupt mitgenommen haben, war ihnen bekannt. Die beiden Frauen erkannten ihn an einer sechsten Zehe am Fuß. Herzogin Hedwig nahm mit frommer Gelassenheit den Tod ihres Sohnes hin. Sie betete laut und sagte zu den Leuten, sie danke Gott für diesen Sohn, der sie allzeit geliebt, geachtet und seine Familie in Ehren gehalten habe, und nun für die ganze Christenheit sein Leben geopfert habe. Er sei mit Gott dem Herrn, dem er gedient habe, vereint. Fürstin Anna dagegen weinte haltlos. Sie hatte ihren Mann über alles geliebt. (Renata Schumann - Der Piastenturm)

Bald nach der Schlacht setzte eine intensive Mythenbildung um dieses Ereignis ein. Wie bereits erwähnt, ist der Bericht des einzigen Augenzeugen Johann von Janowitz spurlos verschwunden, nachdem ihn Jan Dlugosz für seine Chronik benutzt hatte.

So blieb die Schlacht bei Liegnitz im Bereich eines Bewusstsein prägenden Ereignisses für die Schlesier, das vor allem mit der Gestalt der Heiligen Hedwig und ihrer Legenda verbunden ist. Da diese bereits im 14. Jahrhundert in deutscher Übersetzung vorlag und 1504 gedruckt verbreitet wurde, wurden die Gestalten der durch ein Wunder die Bedrohung abwendenden Landesmutter und ihres heldenhaften Sohnes, der sein Leben für die Christenheit geopfert hatte, zu Leitfiguren der schlesi-

schen Mentalität, zu Symbol- und Identifikationsfiguren der Schlesier schlechthin. Heinrich II. ging, abgeleitet von diesem Ereignis, mit dem Beinamen der Fromme in die Geschichte ein.

Zeitzeugen blieb es unbegreiflich, warum die Mongolen trotz ihres Sieges abgezogen waren. So schrieb man dies im Geiste der Zeit dem Einwirken höherer Mächte zu. Hedwig von Schlesien habe durch ihre frommen Bitten die Gottesmutter erlebt, ihren Mantel über das Land zu halten. In der Legenda wird berichtet, die Fürstin habe Standhaftigkeit und Zuversicht ausgestrahlt. Ihr werden Worte der frommen Gelassenheit im Schmerz in den Mund gelegt. Sie dankte Gott für den Sohn, der sein Leben wie Christus geopfert hat. Die auf der Suche nach ihrem Sohn übers blutige Schlachtfeld irrende Mutter, Landespatronin und Heilige, ging in den Legendenschatz Schlesiens ein. Hedwigs Ausspruch, sie sei stolz auf ihren Sohn, der für die Christenheit gestorben sei, belegt ihre tiefe Religiosität, geht aber vielleicht auch auf das Bewusstsein als Fürstin zurück, den Untertanen Vorbild in der Not zu sein. Das Bild der um ihren Sohn trauernden Mutter wurde umso intensiver aufgenommen, da es der urchristlichen Ikone - der Pieta, der Mater Dolorosa, entspricht.

Laut übereinstimmender Überlieferung wandten die Mongolen bei Liegnitz die ihnen eigene Taktik der Scheinflucht an, durch die die Heerscharen Heinrichs getäuscht wurden. Heinrich hatte wahrscheinlich in diesem Moment die Kontrolle über seine Armee verloren. Wiederum eine Frage, die nicht zu beantworten ist - wie lange dauerte die Waffenpause? Waren vielleicht manche bereits von den Pferden gestiegen? Das Aufsitzen war bekanntlich schwierig, die Ritter waren schwer gepanzert und mussten sich helfen lassen.

In allen Berichten wiederholt sich auch die Nachricht vom unsäglichen Gemetzel danach und dem Tod Heinrichs, dessen Kopf auf eine Lanze gespießt die abziehenden Feinde vor

Liegnitz geschwenkt haben. Ob aber eine Feuer und Rauch speiende Maschine eingesetzt wurde, wie berichtet wird, ist weniger sicher. Oft wird auch die malerische Mär wiederholt, die Tataren hätten allen getöteten Christen ein Ohr oder beide Ohren abgeschnitten und in neun Säcken mitgenommen, um die Zahl der Toten festzustellen.

Wenig klar zeichnet sich auch der Anteil Mieszkos von Oppeln bei den Kämpfen ab, obwohl er als Anführer einer der wichtigsten Kampfeinheiten auf dem Schlachtfeld erwähnt wird. Dlugosz schreibt, er habe sich bereits bei Ratibor einer Zehntausendschaft erfolgreich entgegengestellt. Woanders aber heißt es, er war in der Liegnitzer Burg. Bleibt die Frage - war er vom Herzog zur Verteidigung der Burg und oder zur Überbringung der Nachricht von der Niederlage dorthin beordert worden oder war seine Verwundung der Grund seines Rückzugs in die Burg? Vielleicht war ihm aber nur die Flucht im letzten Moment gelungen. Dass Mieszko von Oppeln eine Verwundung davongetragen hat, scheint außer Zweifel, denn dieser junge Mann starb fünf Jahre nach der Schlacht. Ähnlich übrigens wie Czesław Odrowąż, der Bruder des Heiligen Hyazints, der einige Jahre nach Liegnitz vermutlich seinen Verletzungen erlag.

Doch besonders die eine wichtige Frage wird wohl nie mehr zu klären sein - was waren die eigentlichen Ursachen des mongolischen Rückzugs aus Schlesien und Polen? Womöglich hatte der heldenhafte Widerstand der christlichen Ritterschaft vor Liegnitz doch eine größere historische Rolle gespielt, als angenommen. Es könnte durchaus sein, dass der Widerstand, der den Angreifern in Schlesien entgegengebracht wurde, sie an der Möglichkeit und dem Sinn, Europa zu unterwerfen, zweifeln ließ. Ein Pyrrhus-Sieg also oder vielmehr ein psychologischer Sieg für Schlesien und Europa. Denn was wäre geworden, wenn die Mongolen geblieben wären?

Aus mongolischen Archivalien geht allerdings hervor, dass das Ableben des Großchans Ögö dai die Anführer der Heer-

schaften veranlasst hatte, die abgelegenen Aktionen abzubrechen, um sich für die Wahl seines Nachfolgers in der Nähe von Karakorum aufzuhalten. Doch der Khan Ögö dai starb erst im Dezember 1241, an Trunksucht, wie es in den mongolischen Chroniken heißt. Am wahrscheinlichsten ist die Annahme, dass der Kriegszug nach Schlesien ein mongolisches Manöver war, um eine Hilfe für die Ungarn zu verhindern und die in Schlesien operierende Einheit hatte die Order, nach abgeschlossener Kampfhandlung nach Ungarn zurückzukehren.

Aber wenn die Konfrontation mit dem entschlossenen Widerstand der christlichen Ritter in Schlesien die Mongolen zum Verzicht auf ein weiteres Vorrücken nach Europa veranlasst hat, war dies wohl vor allem den Ritterorden zu verdanken, den Templern, Johannitern und den Rittern des Deutschen Ordens, von den Polen Kreuzritter genannt, die den Kampf mit den Heiden auf ihre Fahnen geheftet hatten. Diese Berufsritter sozusagen waren mit Sicherheit nicht nur prächtig anzuschauen in ihren blanken Panzern, auf ihren hohen gepanzerten Rossen, wie sie in klarer Kampfordnung hoch über den kleinen Reitern aufragend mit wehenden Fahnen standen und kämpften. Ihre Kampfschlossenheit wirkte ohne Zweifel bedrohlich und Angst einflößend. Man könnte sich vorstellen, dass sie, bevor sie ihre Visiere schlossen, fromme Kampflieder mit ihren mächtigen Stimmen sangen. Dass gerade sie das Bild des christlichen Feindes prägten und damit auch auf spätere Entscheidungen in Karakorum Einfluss nahmen, kann man mit großer Wahrscheinlichkeit annehmen.

Wie dem auch war, Polen und Schlesien blieben frei. Eine Fremdherrschaft wie den Ungarn für kurze Zeit und den Völkern Russlands und der Ukraine für lange und prägende 300 Jahre, blieb ihnen erspart.

Die in Schlesien hinterlassenen Schäden waren groß, aber nicht katastrophal. Sie betrafen vor allem die Gebiete, durch die die Mongolen gezogen waren, besonders betroffen war die

Rückzugsschneise am Rande des Riesengebirges. Das Siedlungswerk war zwar kurz unterbrochen worden, aber die Aufbauarbeiten wurden erstaunlich bald wieder aufgenommen und sogar intensiviert. Der Schock des Kriegserlebnisses, die Zerstörung geleisteter Arbeit, hinderten die Siedler nicht, aufs Neue anzufangen. Es gleicht fast einem Wunder, dass bald nach dem Desaster neue Siedler ins Land einströmten. Die Zeit der intensivsten Besiedlung begann.

Für die Menschen, die in Schlesien lebten, war der Mongoleneinfall ein erschütterndes Erlebnis, das grausamste bis zum blutigen Dreißigjährigen Krieg. Gleichzeitig aber förderte das gemeinsame Leid auch das Zusammenwachsen der Bevölkerung, das Gefühl der Zusammengehörigkeit. Die neuen Bewohner hatten ihren Blutzoll für die neue Heimat entrichtet. Insbesondere die schlesische Ritterschaft pflegt bis heute die Tradition von Wahlstatt. Die schlesischen Adelsgeschlechter betonen den Anteil ihrer Vorfahren an der Schlacht gegen die Tataren. Es gibt eine Adelsvereinigung der Vettern von Wahlstatt. Besonders die Familie Rothkirch hält in ihrer Familienüberlieferung die großen Verluste fest, die sie davongetragen hatte, die Ritter dieser Familie sollen in nächster Nähe des Fürsten gekämpft haben. Es heißt, dass von der gesamten Sippe nur ein Kind in der Wiege überlebt hatte. Die Vettern von Wahlstatt gaben zum 750. Jahrestag der Schlacht eine Medaille – Hlg. Hedwig, 750 Jahre Schlacht von Wahlstatt – heraus. Die Erinnerung an die Schlacht bei Liegnitz 1241 wurde zum bleibenden Bestand der historischen Erinnerung und deutsch-schlesischer Identität bis heute.

Schlesien wandelte sich fortan entschieden von einem slawischen Land mit polnischer und deutscher Komponente zu einem deutsch-slawischen Land. Das kam in der Hinwendung zu Böhmen, wo ähnliche ethnische Prozesse stattfanden, zum Ausdruck. Durch Böhmen entstand die Zugehörigkeit zum deutschen Reich. Die zuvor in Besitz genommenen polnischen

Gebiete fielen von Schlesien ab. Und auch im Land zersplitterten die vorherigen Strukturen. Die schlesischen Teilfürsten huldigten nach und nach den böhmischen Herrschern. Die Zuwendung zu Böhmen hatte ihre Ursache auch darin, dass die Herzogin Witwe Anna von Böhmen bei ihrem Bruder Wenzel Anlehnung suchte.

Der Mongoleneinfall hatte die hegemoniale Stellung Schlesiens in Polen und damit auch die engen Bindungen beider Länder zerstört. Die Deutschwerdung Schlesiens wurde durch den erneuten Zustrom von Siedlern und die politischen Entwicklungen entschieden beschleunigt. Die Enkel Hedwigs waren Deutsche. Heinrich von Prezzela der Minnesänger ist dafür ein beredtes Beispiel. Die schlesischen Piasten galten fortab in Polen nicht mehr als Thronkandidaten.

Die unterschiedliche Beurteilung dieses entlegenen Ereignisses in der Geschichtsschreibung springt ins Auge. Eigentlich müsste der gemeinsame Verteidigungskrieg, an dem Deutsche, Schlesier und Polen teilnahmen, ein gemeinsames Geschichtsbewusstsein gefördert haben. Das Gegenteil war und ist der Fall. Deutsche und Polen streiten bis heute um ihre Verdienste bei dieser Schlacht und präsentieren eigene Interpretationen und sogar die Tschechen versuchen ihren Anteil zu glorifizieren. Dabei wird zumeist die Niederlage zum Sieg umgedeutet, der von Deutschen und Polen gleichermaßen für sich beansprucht wird.

Die Wende machte es möglich: 1991, zum 750. Jahrestag der Schlacht, konnte nach Jahrzehnten nationaler Verschanzungen ein gemeinsames Symposium der Stiftung Kulturwerk Schlesien zu diesem spannenden Thema abgehalten werden, in dem auch über die Kontroversen diskutiert wurde. Eine Publikation hält die Beiträge deutscher und eines polnischen Historikers fest. (Wahlstatt 1241, Beiträge zur Mongolenschlacht bei Liegnitz und zu ihren Nachwirkungen. Im Auftrag der Stiftung Kulturwerk Schlesien, herausgegeben von Ulrich Schmilewski, Würzburg 1991).

Charakteristisch für die gegensätzlichen Einstellungen der Historiker ist die Stilisierung Heinrichs von Schlesien als Leonidas, den Helden von Thermopylen. Die Polen nannten ihn einen polnischen Leonidas, die Deutschen den deutschen Helden von Thermopylen. Beides aber wurde nicht dem tragisch ums Leben gekommenen schlesischen Fürsten gerecht. In Wahrheit trat Heinrich vor allem als Christ den Heiden entgegen. Papst Klemens IV. nannte zum Anlass der Heiligsprechung Hedwigs ihren Sohn Heinrich „den Verfechter des armen christlichen Volkes wider die Tattern und Ungläubigen. Damit er sich die Krone der heiligen Märtyrer verdiente.“ Zum anderen handelte Heinrich, der sowohl den Erbtitel eines polnischen Herzogs trug, wie auch deutsch-polnischer Herkunft war, vor allem als Fürst mit einem ausgeprägten Verantwortungsbewusstsein für sein Land, für Schlesien, für das er eine eigenständige Politik verfolgte.

Somit hat sich Heinrich der Fromme den Namen eines schlesischen Leonidas wohl verdient. Er ist als wahrhaft einsamer Kämpfer, ein wahrer Held anzusehen, der für seine christliche Überzeugung und sein Land sein Leben ließ. Darauf wäre öfter hinzuweisen. Denn damit eignet sich der schlesische Fürst besonders heute nicht nur als eine Identität stiftende Gestalt für die Schlesier sondern auch als völkerverbindende und Verständigung fördernde Gestalt.

Die Ursache späterer divergierender Darstellungen der Ereignisse von Liegnitz war vor allem die eine: Schlesien hatte nach der Niederlage auf der Wahlstatt nie mehr Chancen auf eine eigenständige Politik und somit auch keine eigene Geschichtsschreibung, die die Eigentümlichkeit dieses Landes zwischen Deutschen und Polen zum Ausdruck gebracht hätte. Die verschollene Chronik des Schlesiers Johannes von Janowitz ist dafür ein trauriger Beweis. (Gerard Labuda. Zaginiona Kronika z XIII wieku w Rocznikach Królestwa Polskiego Jana Długosza - Proba rekonstrukcji. Poznan 1983 S. 182 f)

Jan Dlugosz, der polnische Chronist des 15. Jahrhunderts, der über die 200 Jahre zurückliegenden Ereignisse schrieb, stützte sich zum Teil auf die in Schlesien lebendige Tradition, vor allem auf die Hedwigslegende, die er auf seine Weise umdeutete. Dlugosz widmete in seiner zwölfbändigen Geschichte Polens, den *Annales Regni Poloniae*, fünf Manuskriptseiten der Darstellung der Schlacht auf der Wahlstatt. Dlugosz's Darstellung wurde zur bekanntesten Beschreibung der Schlacht und von deutschen und schlesischen Autoren besonders des Barock aufgenommen. Erst seit der kritischen Historiografie des 19. Jahrhunderts wird sie als nicht glaubwürdig betrachtet, weil der Chronist nachweisbar fabulierte.

Der polnische Historiker Gerard Labuda wies darauf hin, Dlugosz habe sich des Berichts von der Wahlstatt des Johannes von Janowitz bedient. Dieser Johannes, der sich wahrscheinlich mit dem verwundeten Mieszko von Oppeln, seinem Herrn, vom Schlachtfeld gerettet hatte, soll später den Dominikanern in Ratibor beigetreten sein und wird wohl den Mönchen seinen Bericht über die Schlacht diktieren haben. Seine Chronik aber ist, seitdem sie Dlugosz hatte, verschollen. Ist sie verloren gegangen, oder wurde sie absichtlich vernichtet? Die Frage, was hat Dlugosz der Ratiborer Chronik entnommen und was ausgelassen, was dazu gedichtet, wird wohl nie geklärt werden. Eins ist klar: Dlugosz war daran interessiert, den Anteil der polnischen Ritterschaft in den Vordergrund zu stellen und die Verdienste der anderen Seite, vor allem des verhassten und soeben besiegt Deutschen Ritterordens zu verschweigen. Denn Jan Dlugosz schwelgte im nationalen Hochgefühl nach der Schlacht bei Tannenberg/Grunwald 1410, in der der polnische König den bisher unbesiegbaren Deutschen Ritterorden in die Knie zwang. Der Domherr, der im Dienste des polnischen Königs als Erzieher der königlichen Söhne stand und zeitweise in seinen Diensten an den Höfen in Preußen, Ungarn und Böhmen weilte, war deutlich bestrebt, in seiner Chronik

die Tradition einer polnisch-nationalen Geschichtsschreibung zu begründen. Geschichte als Lehrmeisterin des nationalen Selbstbewusstseins war sein Ziel. So hielten es auch manche antike Autoren. Eine objektive Darstellung war nicht Dlugosz's Absicht. Von diesem Chronisten, der vor allem die Schlacht bei Tannenberg/Grunwald und den Sieg des polnischen Königs über den deutschen Orden glorifizierte, zu verlangen, den Anteil des Deutschen Ordens an der Schlacht bei Liegnitz objektiv zu schildern, wäre psychologisch naiv. Der Sieg der Polen über die Deutschen bei Grunwald war von Anfang an ein ganz starker Identifikationsmoment für die Polen, besonders in Zeiten der Unfreiheit und nach dem Zweiten Weltkrieg. Die Situation von Tannenberg/Grunwald wurde vom Zeitzeugen Dlugosz auf die zeitlich entlegene Situation bei Liegnitz projiziert. Seine Beschreibung bleibt von der politischen Situation und der patriotischen Hochstimmung des Chronisten determiniert.

Aber wie groß konnte der Anteil der Polen an der Schlacht bei Liegnitz gewesen sein? Welch eine Hilfe konnten für Heinrich von Schlesien die aus der Niederlage bei Chmielnik und Krakau erschöpft und geschlagen geflüchteten polnischen Ritter unter Suliwoj sein? Wie groß die Aufgebote aus Großpolen, das sich durch den Schwenk eines Mongolenaufgebots selbst bedroht gefühlt hatte und mit Sicherheit nicht alle Kräfte nach Schlesien weder aussandte noch aussenden konnte?

Tomasz Jasinski weist in seinem Beitrag zum Würzburger Symposium glaubwürdig darauf hin, dass Dlugosz ursprünglich den Deutschen Ritterorden gar nicht erwähnt habe, er soll den Namen des Hochmeisters Poppo von Osterna und seiner Ritter erst später, nach einer Exkursion nach Breslau, hinzu geschrieben haben. Das ist ein deutlicher Beweis für das Bemühen des polnischen Chronisten, das Bild der Schlacht zu retuschieren und zu manipulieren.

Doch Winfried Irgang bestätigt, dass Poppo von Osterna erst 1252-1256 Hochmeister war, also als Hochmeister nicht

bei Liegnitz gekämpft haben konnte. Die Lösung dieses Rätsels könnte aber sehr einfach sein - von Osterna nahm an der Schlacht als Anführer des Aufgebots des Deutschen Ordens teil, kämpfte an der Seite Heinrichs und konnte sich retten. Aus diesem prägenden Erlebnis heraus ließ er sich später neben dem Herzog bestatten. Dass er aber neben Herzog Heinrich in Breslau bestattet ist, ist ein sicherer Beweis für eine enge Verbundenheit. Ähnlich fühlte sich Mieszko von Oppeln den Dominikanern verbunden, denen Johannes von Janowitz beigetreten war und wünschte, in diesem Kloster und in der Dominikanerkutte bestattet zu werden.

Den Anteil des Deutschen Ordens am damaligen Geschehen zu unterschätzen, wäre realitätsfern aus mehreren Gründen. Heinrich von Schlesien war der Gönner des Ordens, den er auch mit zahlreichen Schenkungen in Schlesien bedacht hatte. Der schlesische Fürst hatte nachweisbar zur Ansiedlung des Ordens in Polen und zu seiner Belehnung mit dem Kulmer Land beigetragen. Er hatte mit Konrad von Masowien und dem Orden gemeinsam gegen die heidnischen Prussen gekämpft, was nach dem damaligen Ritterkodex zu gegenseitigen Hilfestellungen verpflichtete. Vor allem aber war der Kampf mit den Heiden die eingeschworene Verpflichtung des Ritterordens. Wie hätten sie also ihrem Verbündeten nicht beistehen können? Mit Sicherheit aber haben die Ordensbrüder ihrem Freund und Gönner in seiner Bedrängnis, in Anbetracht eigener Bedrohung, nicht alle ihre Kräfte zukommen lassen. Und nur das hätte die Anwesenheit des Hochmeisters erfordert.

Sicher ist dagegen, dass Heinrich von Schlesien von Westen her in seinem Kampf gegen die Mongolen keine Hilfe von Seiten des Kaisers oder des Papstes zugekommen war. Man hatte die Gefahr unterschätzt oder war von den Ereignissen überrascht worden. Im Heiligen Römischen Reich waren die Auseinandersetzungen zwischen dem Staufernkaiser und dem Papst auf ihrem Höhepunkt angelangt. Kaiser Friedrich II., der

vorwiegend in Sizilien lebte, hatte anders als sein Großvater Barbarossa kein Interesse an den östlichen Regionen, zudem war er gerade von dem damaligen Papst Gregor IX. mit einem Bannfluch belegt worden. Friedrich belagerte 1241 den Papst in Faenza. Beide Kontrahenten scheuten sich nicht, die Mongolengefahr für ihre Zwecke propagandistisch zu nutzen.

In der zeitgenössischen Berichterstattung tritt die Schilderung der Schlacht bei Liegnitz in den Hintergrund, vordergründig waren die mongolischen Grausamkeiten in den Berichten aus Ungarn. Dennoch ist das schlesische Ereignis als wichtiger Bestandteil europäischer Geschichte zu betrachten, weil Liegnitz der westlichste Punkt war, den damals die Mongolen erreicht haben und die Schlacht eine entscheidende Wende ihres Ansturms markierte.

Die Geschichtsschreibung seit dem 19. Jahrhundert blieb national polarisierten und polarisierenden Deutungen verhaftet. Unter denkbar prekären Umständen wies Ludwig Petry 1935 als Erster auf die Schlacht bei Wahlstatt als einigendes Element der deutsch-polnischen Vergangenheit hin. Aber auch das ist ein Beweis, wie sehr dieses Thema ständig von politischen Umständen determiniert ist - „Petrys völkerverbindende Deutung fällt mit der politischen Annäherung des Deutschen Reichs und Polens nach dem deutsch-polnischen Nichtangriffsabkommen vom Januar 1934 zusammen. Dieses sah zwischen den beiden Staaten Verständigung in allen Fragen der gegenseitigen Beziehung und Begründung eines gutnachbarschaftlichen Verhältnisses vor“, schreibt Matthias Weber und fügt hinzu, es ging beiden Seiten darum, die Erinnerung an gemeinsame Waffentaten lebendig zu halten. (in: Wahlstatt 1241, Schmilewski)

Nach dem Zweiten Weltkrieg, nachdem Schlesien mit den Potsdamer Beschlüssen Polen zugesprochen wurde, war es der sozialistischen Volkrepublik Polen ein besonderes Anliegen, den polnischen Charakter Schlesiens, wie übrigens auch der an-

deren sogenannten „wieder gewonnenen Gebiete“, zu beweisen. Dazu wurde Geschichte benutzt und missbraucht, ein gesamter dem totalitären Regime zur Verfügung stehender Propaganda-Apparat eingesetzt. Wissenschaftliche Institute wurden errichtet und dieser Aufgabe verpflichtet. Es ging – laut Satzungen – nicht um die historische Wahrheit, sondern um die Begründung des status quo, des neuen Besitzstandes und dessen historischer Begründung. Man benutzte Fragmente der Vergangenheit, um sie für die Propaganda verwertbar zu gestalten. Dem zum Opfer fiel auch das Ereignis des Mongoleneinfalls im 13. Jahrhundert. Man schob den Einfall der Mongolen 1241, der ein Zusammengehen Deutscher und Polen gegen den Feind aus dem Osten belegte, zur Seite, denn dabei ergaben sich eher unliebsam peinliche Ähnlichkeiten mit dem Jahr 1945. Ein Beispiel von vielen, wie sich propagandistische Lügen verbreiteten und falsche Vorstellungen sich festigten. Die Deutschen, insbesondere nach den Versuchen der Annäherung in den 1970er Jahren, sahen im guten Willen der Friedfertigkeit darüber wie über so vieles in der Zeit hinweg, und beugten sich den sowjetisch-polnischen propagandistischen Interpretationen.

So gibt es erstmals nach dem „Wunderjahr 1989“, dem Fall der Mauer zwischen West-Europa und dem sowjetischen Imperium nach seinem Zerfall sowie kurz darauf der internationalen und von Deutschland akzeptierten Anerkennung der Oder-Neiße-Grenze die Chance, objektiv über deutsch-polnische Geschichte, ihre Lichtmomente und Schatten differenziert zu reflektieren.

Heute ist festzustellen: Die Schlacht auf der Wahlstatt bei Liegnitz hat eine vielschichtige Bedeutung - zum einen für die europäische Geschichte, weil sie den westlichsten Punkt markiert, zu dem die Mongolen damals gelangt waren und an dem sie ihre Pläne weiterer Eroberungen in Europa aufgaben. Sie ist auch ein Beweis für das Überraschende, Irrationale in der Geschichte.

Des Weiteren ist diese Schlacht in der Tat für die Deutschen als das große vaterländische Faktum zu betrachten, wie es Goethe nannte, weil die damals bereits vorwiegend deutschen Schlesier die weiter gelegenen Gebiete des Reiches und Europas geschützt hatten. Besonders wichtig ist sie aber für die Schlesier, weil die Folgen dieses historischen Ereignisses den Anfang der deutschen Geschichte in Schlesien bedeuten. Heinrich der Fromme, der Held der Schlacht bei Liegnitz, ist eine wunderbare Gestalt eines tragischen schlesischen Helden.

Außerdem aber gehört die Schlacht bei Liegnitz zu den großen Gemeinsamkeiten der Deutschen und der Polen in Europa, die heute öfter als verbindendes und Frieden stiftendes Ereignis in Erinnerung gerufen werden sollte.

5.

Im Fluss der Geschichte

Schlesien hat mit seiner großen Fürstin und Heiligen am Anfang seiner Entwicklung eine prägende Identifikationsfigur gefunden, eine mütterliche und würdevolle Landespatronin und zudem eine spirituelle Mittlerin. Ihre Verehrung und der Glaube an ihre heilende Kraft blieben über die Jahrhunderte hinweg und auch in schlimmsten Zeiten erhalten. Der Kult der Hedwig von Schlesien begann bereits während sie als fürsorgliche Landesmutter wirkte und selbst ein sichtbar bescheidenes Leben führte, verstärkte sich, als man die leidende Mutter in ihr sah, die ihren Sohn für das Land geopfert und – wie viele glaubten – durch ihr Gebet das Land gerettet hatte, war doch der Abzug der Mongolen zu der Zeit ein unerklärbares Ereignis. Als sich ihr Ruhm als Wunderheilerin verbreitete, strömten Unzählige zu ihr nach Trebnitz, um Heilung zu erbitten. Hilfesuchende kamen nicht nur aus Schlesien sondern auch aus den benachbarten Ländern – aus Böhmen und Polen sowie Thüringen und Sachsen. Nach ihrem Tod intensivierten sich ihr Kult und der Glaube an ihre heilende Kraft. Noch vor der Heiligsprechung erlaubte das Generalkonvent der Zisterzienser in Trebnitz Gedenktage für Hedwig und ihren Gatten abzuhalten.

Einen Gipfel fand die Hedwig-Verehrung im Moment der Heiligsprechung durch Papst Klemens IV. im Jahre 1267. Fortab blieb Trebnitz ein weithin bekannter Ort ihres Kultes. Hedwig ahnte die Unruhe, die um ihre Grabstätte entstehen werde. Aus Gesprächen mit ihrer Tochter, die in der Vita festgehalten wurden, geht hervor, dass sie nicht vor dem Hauptaltar begraben werden wollte, um nicht die Andacht der Nonnen durch Pilger zu stören. Sie wurde an einem Nebentaler beigesetzt.

Herzogin Hedwig hatte nicht voraussehen können – oder vielleicht doch, besaß sie doch, wie man sagt, die Gabe des luziden Schauens – dass Schlesien nach den Verwüstungen des Mongoleneinfalls eine besondere Blüte erleben und jahrhundertlang friedlich sein werde – bis zum Dreißigjährigen Krieg und dann wieder bis hin zum Schicksalsjahr 1945?

Zunächst war Hedwig von Schlesien und blieb es über die Jahrhunderte hinweg für die Schlesier und die Nachbarvölker eine verehrenswürdige historische Gestalt, wie auch eine Heilige der Kirche. Während der Reformationszeit und der heftigen Glaubenskriege zwischen katholischen und evangelischen Christen blieb ihre Verehrung auch bei den Protestanten erhalten, die bekanntlich den Heiligenkult ablehnten und Wunder als Humbug ansahen. Hedwig war und blieb für sie als Silesiae Patrona eine landeseigene, verehrungswürdige Persönlichkeit. Ihr Name galt über die Jahrhunderte hinweg als der beliebteste Mädchename in Schlesien. Die Vita, die zu ihrer Heiligsprechung erstellt wurde, der Kult der Heiligen nahmen einen bedeutenden Einfluss auf die rasch aufblühende Kultur des Landes.

Über die gespaltenen Konfessionen hinweg blieb ihr Ruhm als Landesfürstin erhalten. Herzog Friedrich II. von Liegnitz und Brieg, ein eifriger Protestant, ließ den Hedwigsturm im Liegnitzer Schloss renovieren und mit Szenen aus dem Leben der großen Frau ausmalen. Auch in damals populären Jahreskalendern wurde ehrfurchtsvoll über die Landespatronin berichtet, so in dem von Andreas Hondorff redigiertem. Von Seiten der evangelischen Christen würdigte man ihre „rein menschlichen Tugenden“, ihre Bescheidenheit und ihren Gerechtigkeitssinn sowie ihre Nächstenliebe.

Joachim Cureus (1532-1573), Arzt und Schüler des berühmten Philosophen Melanchthon, widmete in seiner Schlesischen General Chronica Herzogin Hedwig ein ganzes Kapitel und interpretierte ihre Person und ihre Verdienste im protestantischen Sinne. Cureus wandte sich zunächst gegen jeglichen

Heiligenkult, um anschließend darauf hinzuweisen, dass Herzogin Hedwig Würdigung als gütige liebevolle Landesmutter verdiene, die in Schlesien die Religion gefestigt, freie Künste gefördert und Tugenden gepflanzt habe.

Diese Interpretation wurde in der späteren Historiographie intensiv tradiert. Bis hin zu den heutigen Zeiten, denn ebenso angetan von der großen Schlesierin zeigte sich der evangelische Autor Walter Nigg (gest. 1988), der in einem hagiographischen Essay, der auch in polnischer Sprache erschienen ist, vor allem die Rolle dieser „Heiligen der ungeteilten Christenheit“ im Prozess der deutsch-polnischen Versöhnung unterstrich.

Außerordentlich fruchtbar gestalteten sich die geistigen Entwicklungen Schlesiens, auf die die „Legenda de beata Hedvigi“ einen entscheidenden Einfluss genommen hatte. Diese Schrift wurde bereits 80 Jahre nach dem Tod der Fürstin zum ersten Mal aus dem Lateinischen ins Deutsche übersetzt. Weitere Ausgaben folgten. Die älteste Übersetzung stammt aus dem Jahre 1380 und war von Herzog Albrecht von Österreich in Auftrag gegeben worden, der stolz auf seine Abstammung von der großen Schlesierin war. Sie wurde vom Steiermärker Rudolf Wintnauer gefertigt, ihr folgte die eines Franziskaners aus dem Kloster Meiningen. Insgesamt sind fünf Übersetzungen aus dem Mittelalter bekannt. Volkstümlich wurde die in deutscher Sprache gedruckte Legenda mit expressiven Holzschnitten, die in der Druckerei Konrad Baumgartens 1504 erschienen ist. Die berühmteste Ausgabe der Vita ist eine prachvoll illustrierte Handschrift aus dem Jahr 1353, der sogenannte Schlackenwetter Codex, den 60 kolorierte wunderschöne Federzeichnungen schmücken. Dieser in Köln aufbewahrte Codex wurde von seinem Besitzer, dem Sammler Ludwig, nach dem Krieg nach Amerika verkauft, ist aber in Faksimile-Ausgaben zugänglich.

Erst 1579 erschien in Wilno eine polnische Geschichte der Heiligen Hedwig, von dem bedeutenden Prediger Piotr Skarga verfasst, sie blieb lange Zeit die einzige in dieser Sprache.

Bereits die erste und wichtigste „Legenda de beata Hedwigis“ des Mönches Engelbert von Leubus, das frühe Zeugnis ihres Lebens, übte eine Kultur prägende Wirkung in Schlesien aus. Denn dass in Schlesien immer wieder mystische Strömungen in der Volksfrömmigkeit und in der Literatur zum Ausdruck kamen, mag viele Ursachen haben – die spezifisch lieblich melancholische Landschaft wie auch die deutsch-slawische Legierung der Bevölkerung – der Einfluss dieser frühen hagiografischen Schriften, die sich um die Gestalt der allgemein verehrten Heiligen und Fürstin rankten, war mit Sicherheit besonders wichtig. Mystik und Religiosität bestimmen die Werke auffallend vieler Denker und Dichter Schlesiens von Jakob Böhme über Angelus Silesius und Andreas Gryphius bis hin zu Joseph von Eichendorff. Auch beim späteren Gerhart Hauptmann sind deren Spuren zu finden.

Auf eine besondere Weise kam die Verehrung Hedwigs bei dem bedeutenden Barockdichter Angelus Silesius zum Ausdruck, der seine Konversion zum Katholizismus mit einer spektakulären Pilgerschaft von Breslau nach Trebnitz zum Grab der Heiligen bekräftigte, während der er wie ein leidender Christus in Dornenkrone mit brennender Kerze und zeitweise unterm Kreuz ging. Die Prozession, die Scheffler anführte, erregte großes öffentliches Interesse. Die Menge säumte die Straße, der Mob pöbelte ihn an, man bespuckte ihn und bewarf ihn mit Steinen. Der Dichter äußerte große Genugtuung über dieses Erleiden, das er als christusähnliches Erleiden empfand.

Einen weiteren Höhepunkt der späteren Verehrung Hedwigs von Schlesien bescherte seiner Ahnin Friedrich der Große, der Eroberer und Modernisierer Schlesiens im 18. Jahrhundert. Der Freigeist Friedrich, der zu seiner Tafelrunde prominente Atheisten wie Voltaire einlud, aber auch den katholischen Bischof von Ermland und gleichzeitig den polnischen Dichter Ignacy Krasicki, ließ der schlesischen Heiligen im vorwiegend protestantischen Berlin eine katholische Kirche errichten, auch

um die Schlesier für sich zu gewinnen. Die Kirche soll nach den Wunschvorstellungen des vielseitig talentierten Monarchen entstanden sein. Aufgrund königlicher Skizzen wurden von Jean Laurent Le Geay sieben Kupferstiche angefertigt, nach diesen wird vermutlich zuerst Georg Wenzelaus von Knobelsdorff, der damalige Hofarchitekt, gebaut haben. Nach ihm war Johann Boumann am Bau tätig. Der Grundstein wurde am 13. Juni 1747 gelegt. Der König spendierte den Bauplatz und den größten Teil des Baumaterials, die weiteren Kosten aber sollte die Gemeinde selbst tragen. Die hohen Kosten wurden aus Spenden aus ganz Europa gedeckt, auch der Vatikan unterstützte den Bau großzügig. So ging der Bau trotz einiger Verzögerungen rasch voran. Der Breslauer Fürstbischof schrieb dem König: „Der Gedanke Eurer Majestät, eine Katholische Kirche in Berlin zu bauen, ist würdig der Seelengröße Eurer Majestät“. (Jürgen Boeckh, Alt-Berliner Stadtkirchen). Zur Konsekration erhielt der sakrale Bau von der Breslauer Heilig-Kreuz-Kirche ein silbervergoldetes Reliquiar der Heiligen Hedwig geschenkt.

Am 1. November 1773 konnte die Kirche auf Wunsch des Königs vom Ermländer Bischof Ignacy Krasicki, eingeweiht werden. Damit schenkte der Alte Fritz nicht nur der ständig wachsenden katholischen Gemeinde von Berlin und seinen Soldaten, insbesondere den Langen Kerlen, die oft aus katholischen Ländern rekrutiert wurden, eine Kirche, sondern er wandte sich mit dieser besonderen Geste auch an das im Siebenjährigen Krieg eroberte, zum Teil katholische Schlesien. Sich selbst stellte er damit weit sichtbar als toleranten Monarchen dar. Auch dabei kam der umfassende und verbindende Charakter der Hedwig-Verehrung noch einmal zum Ausdruck. Heute ist die sehenswert schöne Basilika am Opernplatz Kathedrale und Sitz des Katholischen Erzbistums Berlin.

Der bedeutende Historiker und Ethnologe des 20. Jahrhunderts Joseph Klapper schrieb über die schlesische Fürstin: „In Hedwig fand das Idealbild einer christlichen Frau seine

Verwirklichung“, und er fügte an anderer Stelle hinzu: „Eine Gestalt in der sich Güte und Herbheit, volksnahes Fühlen und hohes Heldentum, Wirklichkeitssinn und religiöses Hochgefühl eint und damit das Mensch gewordene Wunschbild des schlesischen Volkstums im Mittelalter geworden ist.“

Auch über das spirituelle Lebenszentrum Hedwigs von Schlesien – das Kloster Trebnitz – wäre einiges zu berichten. Nach seinem Höhenflug im Mittelalter, als es eine starke Ausstrahlung und Anziehungskraft für Pilger auch aus den Nachbarländern besaß, wirtschaftlich stabil und geistig stark, ein Ort war, von dem Impulse und klösterliche Neugründungen ausgingen, erfuhr es in späteren Jahrhunderten einen allmählichen aber steten Niedergang. Nach der Reformation gab es kaum noch Aufnahmen deutscher Konventualinnen, vor allem weil ein großer Teil der Schlesier evangelisch geworden war, aber auch das Ordensleben an Attraktivität verloren hatte. Polnische Adlige dominierten fortan in seinen Mauern. Sie brachten hier ihren prunkvollen und aufwendigen Lebensstil mit eigenen Equipagen und Bediensteten ein, der kaum noch etwas mit den Ordensregeln zu tun hatte, aber rasch die wirtschaftlichen Grundlagen des Klosters zerstörte. Dennoch kam die Gegenreformation mit ihrem Aufbauwillen auch hier zum Ausdruck. Die Kirche und das Kloster erhielten eine barocke Ausgestaltung. 1679/80 wurde, wie bereits erwähnt, eine prunkvolle Grabstelle der Heiligen von der letzten Piastin Charlotte von Brieg errichtet, in die sich die Fundatorin selbst einbezogen hatte.

Die Säkularisierung 1810 bedeutete ein vorläufiges Ende der Klosteranlage Trebnitz. Die Kirche blieb als katholische Kirche erhalten. Doch 1870 erwarben die schlesischen Malteser das Kloster und 1899 richteten die Borromäerinnen in seinen Mauern ihr Mutterkloster ein.

Ein wichtiger Ausdruck der lebendigen Hedwigverehrung war die 1848 gegründete Kongregation der Hedwigsschwestern

(mit blauem Schleier), für die die Generalversammlung der Katholiken in Würzburg den Anstoß gab. Organisatorisch war den sich zusammengeschlossenen Frauen Domkapitular Robert Spiske (1821-1888) behilflich. Die Schwestern beabsichtigten, sich der Betreuung elternloser oder verwahrloster Kinder zu widmen. Segen und Billigung erhielten sie von Papst Pius IX., der dem Orden wörtlich wünschte - „Gott segne dieses Senfkorn, auf das es zu einem großen Baum heranwache.“

Besonders durch ihre pädagogische Aufgabenstellung gerieten die den Augustinern zugeordneten Nonnen während des Kulturkampfes in Schwierigkeiten.

Ein wichtiger Aspekt der Anwesenheit Hedwigs in Europa sind ihre Nachkommen. Hedwig von Schlesien, die tragische Mutter, aber glückliche Großmutter von zehn Enkeln, ist Ahnfrau fast aller königlichen Dynastien in Europa und dazu zahlreicher Fürstenfamilien. Wir kennen nicht nur ihre Vorfahren, dank zeitgenössischer Aufzeichnungen und späterer Forschungsarbeit ist es gelungen, auch Hedwigs Nachkommenschaft akribisch festzuhalten. Dabei tut sich ein besonders aufregendes Kapitel ihrer Nachwirkungen auf. Es verschlägt einem den Atem, wenn man die Stammtafeln einsieht, die in seiner unschätzbaren Hedwig-Biographie Joseph Gottschalk zusammentrug. Hedwigs Nachkommen haben sich in ganz Europa verbreitet, fast alle Herrscherfamilien zählen die schlesische Piastin zu ihren Vorfahren, nicht nur die Habsburger und die Hohenzollern, sondern auch das spanische und schwedische Königshaus, die Monarchen von England und die Könige der Niederlande und dazu die ehemaligen Herrscher von Portugal, Griechenland und Italien und auch Frankreichs vor der Revolution. Fürstliche Geschlechter wie das von Württemberg und Braunschweig weisen stolz auf ihre Herkunft von der schlesischen Piastin hin. Selbstverständlich waren besonders die böhmischen Przemysliden stolz auf Hedwig von Schlesien als ihre Ahnin, war doch die Vielzahl ihrer Nachkommenschaft Anna

von Böhmen zu verdanken. Eng blieben die Verbindungen der schlesischen Piasten mit ihren polnischen Verwandten. Schlesische Piasten haben Ehepartner aus polnischen Piastenfamilien genommen und polnische Piasten schlesische Ehepartner gewählt. Königin Hedwig von Polen, die ungarische Prinzessin aus dem Hause Anjou (1384-99), die nicht selten mit Hedwig von Schlesien verwechselt wird, zählte sie ebenfalls zu ihren Vorfahren, und somit alle Jagiellonen auf dem polnischen Thron. Auch der letzte sächsisch-polnische König, der Wettiner August III. (1709-1733), war ein Nachkomme Hedwigs.

Eine besondere Karriere wurde Anna von Schweidnitz-Jauer zuteil, einer späten Enkelin Hedwigs, die im Alter von 14 Jahren dem böhmischen König Karl IV. von Luxemburg angetraut wurde, dem Sohn Johannes von Luxemburg. Sie war zuvor dem Sohn Karls versprochen worden, als aber dieser starb, hielt der damals 37-jährige Vater selbst um ihre Hand an. Anna wurde 1353 mit Karl vermählt, im gleichen Jahr zur Königin von Böhmen und ein Jahr später zur deutschen Königin gekrönt. Während der Krönung Karls zum Kaiser am 5. April 1355 in der römischen Basilika Sankt Peter erfolgte auch die Krönung Annas zur Kaiserin des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation. Sie gebar drei Kinder und starb bei der Geburt des dritten im Alter von 23 Jahren. Mit Anna hatte eine schlesische Piastin nicht nur die Szene europäischer Geschichte betreten, sondern auch auf ihr eine überragende Position eingenommen.

Schlesien, das Land, in dem Hedwig gewirkt hatte und dem ihre Liebe besonders gegolten hat, erfuhr seit ihrem Tod Entwicklungen mit mal steigenden, mal fallenden Linien. Das Land hatte den Verlust seines Fürsten in der Mongolenschlacht 1241 politisch nicht verkraftet, es war in Teilfürstentümer zersplittert und damit in Bedeutungslosigkeit gefallen. Die Teilfürsten fühlten sich nicht mehr dem geschwächten Haus der Liegnitz-Breslauer Linie verpflichtet und begaben sich nach und nach in die Obhut des böhmischen Königs. Böhmen da-

gegen war gestärkt aus dem historischen Störfall des Mongoleneinfalls hervorgegangen, nachdem Wenzel von Böhmen eine ziemlich dubiose Rolle in den Ereignissen gespielt hatte, indem er sich gegen Absprachen vom Schlachtfeld ferngehalten hatte. Schlesien und Böhmen waren sich zudem aufgrund der tiefgreifenden Transformationen durch die deutsche Besiedlung ethnisch und kulturell näher gekommen. Schlesien hatte nach dem Mongoleneinfall 1241 mit einer intensiven Besiedlung begonnen ein deutsches Land zu werden – nicht nur Bauern, sondern auch Handwerker und Kaufleute, sowie Ritter, Leute von „Geschlecht“ – daher im polnischen das Wort Schlachta – kamen ins Land und mischten sich mit den Einheimischen.

Die schlesische Piastenfamilie war bereits seit dem 13. Jahrhundert eine Familie deutscher Sprache, wofür der Minnesänger Heinrich von Prezzela – porträtiert und zitiert in der Heidelberger Liederhandschrift – ein beredtes Beispiel darstellt. Aber sie verleugnete ihre piastische Verbundenheit nicht, im Gegenteil, sie war stolz auf ihre Herkunft, was z.B. beim Bau des Brieger Schlosses zum Ausdruck kam, das 1544 im Renaissance-Stil errichtet und mit Büsten der Piasten verziert wurde. Der Gedanke, Polen unter schlesischer Herrschaft zu vereinigen, blieb zunächst bei den schlesischen Piasten lebendig, stieß aber bald auf Ablehnung bei den polnischen Fürsten. Unter anderen vertraten ihn Heinrich IV. Probus (1270-1290) und der Glogauer Fürst Heinrich (1273-1309), die allerdings auch in der polnischen Geschichtsschreibung als Deutsche gelten. Als Heinrich Probus 1289 aufgrund des Testaments von Leszek dem Schwarzen Krakau erbe, jubelten ihm die deutschen Bürger der Stadt zu. Als er sich aber beim Papst um die polnische Krone bemühte, starb er kurz danach, wie man sagte - vergiftet. (Jerzy Krasuski, Stosunki polsko-niemieckie). Nationalismus, wie er sich später entwickelte, gab es damals allerdings noch nicht, es handelte sich eher um Machtkämpfe rivalisierender Eliten.

Doch die Entfremdung zwischen Polen und Schlesien schritt voran. Zwischen König Ottokar und dem Liegnitz-Breslauer Piasten Heinrich IV., der an seinem Hofe herangewachsen war, wurde ein Erbvertrag geschlossen. 1289 erkannte Herzog Kasimir von Beuthen König Wenzel II. von Böhmen als seinen Landesherrn an, die Herzöge von Oppeln und Teschen gingen mit ihm Beistandbündnisse ein. Im Jahre 1327 übergaben dann alle sechs regierenden oberschlesischen Herzöge ihre Fürstentümer dem Böhmenkönig Johann von Luxemburg und erhielten sie als böhmisches Lehen zurück. Herzog Heinrich von Breslau hatte 1324 sein Land König Ludwig von Bayern übergeben und von ihm als Lehen genommen, trat es aber dann auch an Böhmen ab.

Diese Entwicklungen wurden mit dem Vertrag von Trentschin 1335 besiegelt, in dem Johann von Luxemburg, König von Böhmen, auf den Anspruch auf die polnische Krone verzichtete und im Gegenzug der Polenkönig Kasimir III. auf alle Ansprüche auf Schlesien. Beide verzichteten damit auf Ansprüche, die längst keine Entsprechungen mehr in den Realitäten hatten. Der Entschluss wurde auf dem Fürstentag in Visegrad ratifiziert, im Jahr 1339 die Urkunde nochmals durch König Kazimierz persönlich zu Krakau bekräftigt. In diesem Dokument verzichtete der polnische König für ewige Zeiten auf Schlesien.

1336 hatte schließlich auch Herzog Bolko von Münsterberg dem böhmischen König Johann von Luxemburg gehuldigt. Das letzte schlesische Fürstentum wurde 1368/69 durch Karl IV. von Luxemburg durch die erwähnte Heirat mit Anna von Schweidnitz-Jauer der böhmischen Krone inkorporiert. Über die böhmische Krone gerieten die schlesischen Fürstentümer durch Karl, der 1355 zum Kaiser gekrönt wurde, in den Verband des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation. Diese politischen Entwicklungen entsprachen den kulturellen und sprachlichen Gegebenheiten und drückten sich unter anderem

auch im Wappen des Landes aus - der schlesische Piastenedler war fortan schwarz und wies in seiner Emblemzeichnung einen Halbmond mit Kreuz über Brust und Flügel auf.

Am Rande bemerkt - man war damals allem Anschein nach einem gemeinsamen Europa näher als heute. So richtete zum Beispiel der aus dem Rheinland stammende Gastwirt Nikolaus Wirsing alias Wierzynek in seinem bis heute bekannten Haus in Krakau 1364 für den polnischen König Kazimierz das Mahl der Könige, an dem Waldemar IV. von Dänemark, Herzog Rudolf IV. von Österreich und König Peter von Zypern teilnahmen, die über Streitigkeiten zwischen König Ludwig von Ungarn und Kaiser Karl IV. vermitteln wollten. Krakau, die Hauptstadt Polens, war damals eine Stadt, in der zumindest das Patriziat weitgehend deutsch war.

Der Vertrag von Trentschin im Jahr 1335 besiegelte lang anhaltende Prozesse. Damit war Schlesien über Böhmen in den Bereich deutscher Entwicklungen und Geschichte geraten. Polen aber hatte sich gen Osten gewandt, dieses wurde bald darauf - 1386 - mit der polnisch-litauischen Union gekrönt. Mit diesem politischen Ereignis erreichte Polen nicht nur die Restitution als Königreich, sondern wurde zu einem der mächtigsten Staatsgebilde in Europa mit einer ungeheuren territorialen Ausdehnung. Der bekannte Historiker Leopold von Ranke bezeichnete die Entstehung dieses Großreiches als das größte Ereignis, das die östliche Welt seit dem Mongoleneinfall erschüttert hat.

Andererseits hatten die Entwicklungen in Schlesien doch Einfluss auf die Entwicklungen in Polen genommen. Hatte man doch - nach dem Aussterben der polnischen Piasten - die inzwischen deutsch gewordenen schlesischen Piasten nicht auf dem polnischen Thron haben wollen. Obwohl das Geschlecht der polnischen Piasten 1370 im Mannesstamm ausgestorben war, wurde die Nachfolge eines schlesischen Piasten auf den polnischen Thron nicht mehr in Erwägung gezogen, wenn-

gleich einige der schlesischen Fürsten diesbezügliche Hoffnungen gehegt hatten. Sie wurden als „böhmische Lehnleute“ abgelehnt. Der Ungarnkönig Ludwig von Anjou wurde ihnen als Thronanwärter vorgezogen, obwohl er lediglich mütterlicherseits ein weiter Verwandter der Piasten war. Ludwig schlug statt seiner seine Tochter Hedwig vor. In der Zeit spielte Wladislaw II. von Oppeln, der zu Hause die Regentschaft mit seinem Bruder teilen musste, eine wichtige Rolle in Krakau. Er leistete seinem Gönner König Ludwig von Ungarn wertvolle Dienste bei der Erwerbung des polnischen Thrones, erhielt von ihm den Titel eines Paladins von Ungarn und wurde als Statthalter der Königin-Mutter Elisabeth in Krakau eingesetzt. Kurz darauf fungierte er als Berater und Beschützer der jugendlichen Thronprätendentin und versuchte aufgrund seiner Kompetenzen die Heirat Wilhelms von Habsburg und seiner Verlobten Hedwig von Anjou durchzusetzen. Die Magnaten aber, denen der litauische Fürst für die Unterstützung seiner Sache Privilegien und vor allem satte Latifundien versprochen hatte, lehnten den jungen Habsburger ab. Die Hochzeit der 13-jährigen Hedwig mit dem 50-jährigen Jagiello fand 1384 statt. Die in die Opferrolle der Politik gezwungene Hedwig – Polens Königin Jadwiga – starb, 20 Jahre alt, bei der Geburt ihres ersten Kindes. Sie wird bis heute vor allem als Erneuerin der Krakauer Universität verehrt und wurde unlängst zur Heiligen erklärt. Jagiello trug fortan den Titel: Herr von Polen, Litauens oberster Fürst und Erbe von Russland. Die letzte Bezeichnung enthielt die ganze Dramatik der die folgenden Jahrhunderte andauernden Machtkämpfe im östlichen Europa. Jagiello, der vor der Krönung die Taufe annahm, erhielt den Namen seines Taufzeugen Wladyslaw.

Auch von hier aus hätte Geschichte ganz anders verlaufen können. Für einen nach Geschichten in der Geschichte stöbernden Autor oder Leser müsste besonders die Gestalt des Wladislaw von Oppeln interessant sein, der durch zahlreiche Intrigen und Quertreibereien auffiel und letztendlich durch

sein Lavieren zwischen den Mächtigen in Ungnade fiel. Jagiello ließ seinen Taufzeugen und ehemaligen Günstling 1396 aus seinen Besitztümern in Polen vertreiben.

Auch die schlesischen Piasten waren allmählich ausgestorben. Die Oppelner Piastenlinie endete 1532 mit Johann von Oppeln. Die Liegnitzer Piasten schlossen mit Kurfürst Joachim II. von Brandenburg im Jahr 1537 einen Erbvertrag, der durch eine Doppelhochzeit bekräftigt wurde. Die Teschener Linie endete 1625 im Mannesstamm und um 1653 insgesamt. Die Liegnitzer Piasten erloschen 1675 im Mannesstamm mit Nachkommen im Geschlecht der Brandenburger Hohenzollern. Die letzte Piastin Charlotte von Brieg ließ sich 1707 zu Füßen der Heiligen Hedwig in Trebnitz bestatten.

Wie gesagt, zeigte Polen, das sich politisch im Osten verankert hatte, kein Interesse mehr an Schlesien. Dagegen geriet das Land unter böhmische Einflüsse. Im 15. Jahrhundert griffen die von Jan Hus ausgelösten Unruhen, die außer der religiösen auch eine starke nationale Komponente hatten, auf Schlesien über und stießen hier auf Widerstand, der bald auch eine allgemeine Abneigung gegen das ins Chaos versinkende Böhmen verursachte. Den damaligen üblen Zuständen in Schlesien machte die Wahl des Habsburgers Erzherzog Ferdinand 1526 zum böhmischen König ein Ende.

Doch bald entbrannte die Mitte Europas, der Schlesien nun angehörte - der Dreißigjährige Krieg (1618-1648) brachte schlimme Verwüstungen mit sich. Auch Schlesien war in die Auseinandersetzungen zwischen Katholiken und Protestanten geraten. Einerseits nahmen seine führenden Geister an Diskussionen europäischer Kapazitäten teil, andererseits wurde das Land in den Krieg mit einbezogen. Nach dem Westfälischen Frieden blieb es ein Land zweier Konfessionen.

Der zündende Moment für die sich längst anbahnenden Veränderungen war das Auftreten Martin Luthers gewesen, der gegen die Ausbeutung der Gläubigen durch kirchliche Ablässe

und für den Gottesdienst in der Muttersprache eintrat. Luther übersetzte die Bibel aus dem Lateinischen ins Deutsche. Damit war das Gedankengut der Religion allgemein zugänglich geworden und gleichzeitig eine literarisch tragfähige deutsche Sprache entstanden. Ein Meilenstein kultureller Entwicklungen.

Der Dreißigjährige Krieg begann in Prag. Er gilt als Religionskrieg schlechthin. Doch es ging dabei nicht nur um religiöse Fragen, sondern um Machtkämpfe, an denen besonders die Städte, die mehr Rechte für sich einforderten, beteiligt waren. Die Kaisermacht Österreich kämpfte unter ihrem legendären Führer Wallenstein für die katholische Kirche, während sich die Protestanten mit den Schweden verbündet hatten. Nach dreißig Jahren wurde mit dem Westfälischen Frieden der Frieden besiegelt. Zurückgeblieben war ein verwüstetes Deutschland. Dreißig Prozent der Bevölkerung war ums Leben gekommen. Es war das größte Desaster deutscher Geschichte, bevor dieses durch den Zweiten Weltkrieg überboten wurde.

Der große Schlesier Andreas Gryphius - ein Kind dieser Zeit - schilderte Schlesien, eine Landschaft nach dem Krieg, so beeindruckend, dass sein Gedicht nach dem Zweiten Weltkrieg viele Male zitiert wurde.

Tränen des Vaterlandes. / Anno 1636

Wir sind doch nunmehr ganz/ ja, mehr denn ganz verheeret!
Der frechen Völker Schar/ die rasenden Posaunen
Das vom Blut fette Schwert/ die donnernde Kartaun
Hat aller Schweiß, und Fleiß/ und Vorrat aufgezehret.
Die Türme stehn in Glut/ die Kirch ist umgekehret
Das Rathaus liegt im Graus, die Starken sind zerhauen
Die Jungfern sind geschändet/ und wo wir hin nur schau'n
Ist Feuer, Pest und Tod/ der Herz und Geist durchfähret.
Hier durch die Schanz und Stadt/ rinnt allzeit frisches Blut.
Dreimal sind schon sechs Jahr/ als unser Ströme Flut
Von Leichen fast verstopft/ sich langsam fortgedrungen.

Doch schweig ich noch von dem/ was ärger als der Tod
Was grimmer denn die Pest/ und Glut und Hungersnot
Dass auch der Seelen Schatz/so vielen abgezwungen.

Nach dem Dreißigjährigen Krieg erlebte Schlesien eine besondere Blüte, die sich vor allem im kulturellen Bereich auswirkte. Nie zuvor und nie danach hatte die Literatur Schlesiens so große Bedeutung. Andreas Gryphius, Angelus Silesius, Jakob Böhme, Martin Opitz und andere machten sie zur führenden Kraft in der deutschen Literatur. Martin Opitz, von dem ein entscheidender theoretischer Anstoß für die deutsche Literatur ausging, diente nicht nur schlesischen Herzögen, sondern war auch Sekretär des polnischen Königs Wladyslaw IV. Adam Mickiewicz übersetzte Gedichte von Angelus Silesius ins Polnische.

Im Zuge der Gegenreformation entstanden besonders prächtige Klosteranlagen wie die von Leubus, Heinrichau und Grüssau. Auch die Klosteranlage von Trebnitz wurde neu errichtet.

Während sich Deutschland im langen Krieg zerfleischt hatte, danach aber aufraffte und im späteren Verlauf konsolidierte, zusammenwuchs und erstarkte, genoss Polen zunächst das Apogäum seiner Bedeutung im östlichen Raum. Das polnisch-litauische Großreich hatte seine Machtposition erweitert, musste zwar auch Einfälle der Schweden ertragen und führte andauernd Kriege gegen die unterworfenen Völker, vor allem gegen die Ukrainer, blieb aber im Kernland vom Wüten des Krieges weitgehend verschont. Das glanzvolle Polen übte in der Zeit auch auf die östlichen Ränder Schlesiens seine Faszination aus. Bald danach aber kam der allmähliche Abstieg, der mit den Teilungen Polens und dem Verlust seiner Staatlichkeit endete.

Im 16. und 17. Jahrhundert waren die Kontakte Schlesiens mit Polen sehr intensiv. Das betrifft vor allem die Städte Breslau und Krakau und verdankte sich zum großen Teil der Jagiel-

lonen-Universität, die von Königin Hedwig von Polen erneuert worden war. Schlesien erhielt erst 1811 eine eigene Universität in Breslau. Frühere Bemühungen um eine diesbezügliche Erlaubnis beim Papst scheiterten allerdings am Widerstand aus polnischen Kirchenkreisen, die die Konkurrenz in ihrer Nähe fürchteten. So bot sich die Krakauer Universität besonders in der Zeit der Renaissance zahlreichen Studierenden aus Schlesien als Alma Mater an und Schlesier wurden oft Professoren in Krakau. Wobei hinzugefügt werden muss, dass Krakau auch eine Stadt mit einer starken deutschen Bürgerschaft war. Und außerdem befand man sich in dieser Zeit in ganz Europa in einem regen unbefangenen Kulturaustausch, Nationalismus hatte damals kaum Bedeutung, es überwogen kulturelle Ereignisse, die Brücken bauten. So gilt den Polen bis heute das Werk des Nürnbergers Veit Stoß, Wit Stwosz genannt, des bedeutendsten deutschen Holzschnitzers neben Tilman Riemenschneider, der Ende des 15. Jahrhunderts in Krakau lebte und hier den Marienaltar schuf, als nationales Heiligtum. Wenig später bereitete der deutsche Gelehrte Conrad Celtis in Krakau die Wege der polnischen Renaissance in der Literatur und den Geisteswissenschaften. Eine beide Völker verbindende Gestalt von besonderer Bedeutung ist der weltberühmte Astronom Nikolaus Kopernikus, ein ethnisch Deutscher und gleichzeitig loyaler Untertan des polnischen Königs, der in Krakau studiert hatte und in Thorn lebte. Seine Familie stammte übrigens aus Schlesien und somit war der von Polen und Deutschen für sich beanspruchte Astronom in Wirklichkeit ein Schlesier.

Die regen Kontakte zwischen Schlesien und Krakau kamen in zahlreichen Aktivitäten zum Ausdruck, so brachten deutsche Drucker aus Schlesien die Druckkunst nach Polen und stellten die ersten polnischen Bücher her.

Im Grenzgebiet Schlesiens, in Oberschlesien, gab es im 17. Jahrhundert besonders starke polnische Einflüsse. Es war eine Zeit in der das Fremde, z.B. die lateinische Sprache, Hochkon-

junktur hatte, es war an der Tagesordnung, dass man z.B. Familiennamen latinisierte, ähnlich war hier das Polnische zu der Zeit „chic“. Ein beredtes Beispiel dafür lieferte der schlesische Hüttenbauer Valente Herzig, dessen Familie aus Thüringen stammte und in Malapane ansässig war. Herzig schrieb ein Buch über das Leben eines Hüttenbauers mit dem Titel „Officina ferraria, czyli zywoť hutniczy“, ein wichtiges Dokument, das den Beginn der Industrialisierung der Region schildert. Der Autor nahm dafür den Namen seines erwählten Wohnortes bei Kattowitz - Rozdzien - in Anspruch, versah ihn mit der polnische Endung ski, die adlige Herkunft suggeriert, und nannte sich Walenty Rozdzienski.

Die Herrschaft der Habsburger in Schlesien war durch den Preußenkönig Friedrich den Großen abgelöst worden. Nach dem ersten der drei schlesischen Kriege (1740-1742) verzichtete Österreich in Breslau auf Ober- und Niederschlesien und das Glatzer Land zugunsten Preußens. Doch erst nach weiteren kriegerischen Auseinandersetzungen (1744) und dem Siebenjährigen Krieg (1756-1763) wurde dies durch den Frieden von Hubertusburg (1763) endgültig bestätigt. Fortab erlebte Schlesien eine außerordentlich positive Entwicklung und wurde im 19. Jahrhundert zur reichsten Provinz Preußens mit der modernsten Industrie. Friedrich der Große ordnete eine Neubesiedlung im östlichen Schlesien an und sorgte für Arbeit und Bildung der Bevölkerung. In Malapane bei Oppeln ließ der rührige Monarch die erste Industrieanlage Oberschlesiens errichten - zwei der ersten Hochöfen, in denen oberflächliche Erzvorkommen mit Holzkohle verhüttet wurden. Dem folgte der Bergbau in Tarnowitz, wo die erste Dampfmaschine des Kontinents zum Einsatz kam, was sogar Goethe veranlasste, die Stadt zu besuchen. Während seiner Reise durch Schlesien bezeichnete der Dichterkönig Schlesien als zehnfach interessantes Land und schrieb ins Knappschaftsbuch zu Tarnowitz lobende Worte über die Tüchtigkeit der im Bergbau engagierten Män-

ner, wobei er allerdings die Bemerkung „fern von gebildeten Menschen“ fallen ließ, die ihm die Oberschlesier bis heute übel nehmen. Bald folgte die Entdeckung der ober-schlesischen Kohlelager bei Kattowitz, die zum Aufblühen einer Kohle- und Stahl-Region führte, die neben dem Ruhrgebiet zur Grundlage des modernen industrialisierten Staates Preußen und des preußischen Kaiserreiches wurde. Kohle spielte damals eine ähnliche Rolle wie heute Ölvorkommen. Allmählich nahmen erneut Antagonismen zwischen den Völkern zu.

Indes wankte die Adelsrepublik Polen. Nicht nur die ständigen Kriege schwächten das polnisch-litauische Reich, sondern auch die brüchigen inneren Strukturen. Die egoistische Politik der Magnaten bereitete zunehmend Probleme. Dieser privilegierten Kaste der Großgrundbesitzer hatten diverse Kronprätendenten ständig neue Privilegien zugestanden, sodass sie zu den eigentlichen Herren im Lande geworden waren. Der Sejm, das Parlament eines Standes, der Schlachta, beschloss ausschließlich Entscheidungen zu ihren Gunsten. Die Städte wurden in den Ruin getrieben und der Bauernstand in persönlicher Leibeigenschaft versklavt. Zudem konnten die Entscheidungen des Sejms mit einer einzigen Stimme - dem berüchtigten „liberum veto“ - gekippt werden, wodurch das Gremium kaum entscheidungsfähig war. Korruption und Fremdeinwirkungen gehörten zu den gängigen Praktiken. Die mächtige Oligarchie aristokratischer Familien umgab sich mit einer wahlberechtigten Klientel aus kleinen Schlachta-Leuten, die von ihnen bezahlt wurden. Mit ihrer Hilfe setzten die „Familien“ ihre Interessen im Sejm durch.

Zum Ende des 18. Jahrhunderts war das Land unregierbar geworden. Es sah sich zudem von drei starken, straff nach den Prinzipien der Aufklärung geleiteten Monarchien - Russland, Österreich und Preußen - umgeben, die ihr Augenmerk auf das zerrüttete Territorium gelenkt hatten. Besonders das zaristische Russland unter Katharina der Großen war an der Auf-

teilung der maroden Adelsrepublik, die Russland zuvor arg zugesetzt hatte, interessiert. Auf das Bestreben Russlands kam es 1772 zur ersten Teilung Polens, die der Sejm in Targowica ratifizierte. Alle drei Teilungen waren mit Verträgen von den Teilungsmächten – Russland, Preußen und Österreich – abgesichert worden. 1793 und 1795 folgten die nächsten. Von drei Seiten rückten die Armeen der Nachbarn ins Land ein, wo sich inzwischen Widerstand regte und Bürgerkrieg herrschte. General Tadeusz Kosciuszko gelang es, in Krakau einen Aufstand zu organisieren, der sich bis nach Warschau ausbreitete und sich acht Monate halten konnte. Nach seiner Niederschlagung dankte Stanislaw August Poniatowski ab und starb drei Jahre später. Polen wurde von der Karte Europas gelöscht. 123 Jahre dauerte die Fremdherrschaft im Lande. Als sich Maria Teresia von ihrem Sohn gezwungen gesehen hatte die Teilungsurkunde zu unterzeichnen, kommentierte sie - derartige Ungerechtigkeiten rächen sich in der Geschichte.

Die entstandene Situation, die durch die folgenden polnischen Aufstände verschärft wurde, belastete dauerhaft das deutsch-polnische Verhältnis. Nach dem Verlust der Eigenstaatlichkeit war die Elite des polnischen Volkes mit der Aufrechterhaltung des polnischen Nationalbewusstseins befasst. Man wehrte sich vehement gegen den drohenden Verlust des Identitätsgefühls. Noch ist Polen nicht verloren - sang man trotzig. Besonders der Literatur, die in der Zeit ihre Hochblüte mit Mickiewicz, Slowacki, Krasinski erlebte, kam dabei eine bedeutende Rolle zu. Leider schreckte auch die hohe Literatur nicht vor Verunglimpfungen und propagandistischen Klischees zurück. Und da der russische Unterdrücker eine strenge Zensur eingeführt hatte, mussten die Deutschen als Zielscheibe der Feindseligkeiten herhalten. In der Zeit entstand vor allem der hasserfüllte Mythos des Kreuzritters, das Symbol nationaler Bedrohung, dessen Einwirkungen bis ins 21. Jahrhundert zu irrationalen Attacken gegen ein Zentrum gegen Vertreibungen

führten. Dass sich im polnischen kollektiven Bewusstsein und Unterbewusstsein dieses Feindbild des Deutschen – nicht aber eines des Russen – festgesetzt hatte, und bis in die neue Zeit spukt, hat mehrere Gründe. Zum einen ist das auf die suggestive Ikonografie des Kreuzritters zurückzuführen, der auf seinem weißen Mantel ein großes schwarzes Kreuz trug. Eine Gruppe so gewandeter, ansonsten auch prächtig ausgestatteter Gotteskrieger, demonstrierte vor allem Überlegenheit, die als Arroganz und Hochmut empfunden wurde und bei kriegerischen Auseinandersetzungen Furcht erregte. Kein Bild des Russen hatte eine ähnliche Suggestivität. Vor allem aber wäre weder unter der zaristischen Zensur im 19. Jahrhundert noch nach 1945 ein Feindbild der Russen im von ihnen abhängigen Polen geduldet worden. So kam es, dass Adam Mickiewicz, nachweisbar von deutscher Kultur stark angetan, seinen „Konrad Wallenrod“, ein Poem im Walter-Scott-Stil über den Erhalt des nationalen Bewusstseins, im Deutschen Orden ansiedelte. Er schrieb unter Zensur und hatte nach seinen eigenen Aussagen die russische Bedrohung im Sinn. Der Protagonist in diesem Poem, der Große Meister, ist ein im Orden aufgewachsener Preuße, ein einheimischer Nachkömmling des unterworfenen Stammes der alten Preußen, der durch die von einem alten Barden erzählte Geschichte seines Volkes zum Rächer wird und den Orden durch Verrat der Zerstörung preisgibt. Adam Mickiewicz hatte später bereit, dieses Werk geschrieben zu haben, in dem er von dem Einzelnen unbedingte Opferbereitschaft forderte, nicht nur Verzicht auf persönliches Glück, sondern auch Betrug und Verrat zum Wohle des Vaterlandes als höchste Tugend anmahnte. Im sozialistischen Nachkriegspolen war dieses Werk der Propaganda höchst willkommen und wurde als Pflichtlektüre in allen Schulen mit aktuellen Interpretationen versehen. Das Klischee tauchte später bei Henryk Sienkiewicz auf, der es in seinem Roman „Die Kreuzritter“ vergrößerte. Besonders die auf den Roman gestützte Verfilmung prägte

den Hass gegen die Deutschen bereits im Schulalter. Kein Deutscher habe sich je so gehässig über die Polen geäußert wie der Nobelpreisträger (für „Quo vadis“) über die Deutschen, schreibt der polnische Historiker Jerzy Krasuski. Nach dem Zweiten Weltkrieg verband sich dieser Stereotyp in literarischen Darstellungen mit dem schwarz gekleideten SS-Mann. Diese gefährliche Mischung ist bis heute eine der stärksten Prägungen des polnischen kollektiven Bewusstseins. Die nach dem Zweiten Weltkrieg in Schlesien verbliebenen Deutschen beschimpfte man oft als „Kreuzritter“, allerdings verlor sich mit der Zeit im gemeinsamen Alltag die krasse Gehässigkeit dieses Schimpfwortes. Im Allgemeinen aber hat das suggestive Bild des bösen Deutschen bis viele Jahre nach der Wende seine Wirkung behalten. Wehe dem Deutschen, der in seine Nähe gerückt wird. Erika Steinbach, deren Fotomontagen in führenden polnischen Zeitungen sie dementsprechend darstellten, hat es erfahren, ohne dass sie, oder auch andere meinungsbildende Faktoren in Deutschland gewusst hätten, wie ihr geschah. Das vom Bund der Vertriebenen und seiner Vorsitzenden Steinbach geplante Zentrum gegen Vertreibungen empfanden die Polen als einen Angriff auf den Besitz der übernommenen Gebiete und eine Zuweisung eines Anteils der Schuld an den Grausamkeiten des 20. Jahrhunderts. Dazu war man noch nicht bereit und setzte das altbewährte Klischee dagegen. Keine Frage, dass diese Einstellung der Polen zum westlichen Nachbarn ein Hindernis im Prozess der Verständigung und Versöhnung bedeutet.

Hilfreich für die Verständigung wäre dagegen der Vergleich des Werkes von Mickiewicz „Konrad Wallenrod“ mit dem Drama Eichendorffs „Der letzte Held von Marienburg“, das ebenfalls den Untergang des Ordens thematisiert, in dem aber die Liebe den Hass überwindet. Die Polin, die auszog, den Großen Meister zu töten, verliebte sich in ihn. Eichendorff, der am Aufbau und der Rekonstruktion der Marienburg im 19. Jahrhundert beteiligt gewesen war, kannte seine Geschichte

bestens. Es ist schade, dass sein Drama mit seiner aktuellen Friedensbotschaft heute unbekannt bleibt.

Im 19. Jahrhundert hatten die Deutschen im Krieg gegen Napoleon zur Idee der nationalen Einheit zurückgefunden, nach dem Sieg über den französischen Imperator strebten sie die Überwindung ihrer nach dem Dreißigjährigen Krieg entstandenen Kleinstaaterei an. Breslau war zum Zentrum des deutschen Widerstands gegen Napoleon geworden, von hier aus hatte König Friedrich Wilhelm III. seinen Aufruf an das deutsche Volk erlassen. Das Streben nach nationaler Konsolidierung kam besonders in der im Völkerfrühling 1848 gebildeten Nationalversammlung in der Frankfurter Paulskirche zum Ausdruck. Eine überaus demokratische Verfassung zeichnete sich ab.

Im weiteren Verlauf der Geschehnisse drängte Preußen zur Vorherrschaft unter den zahlreichen deutschen Herzogtümern, die in einem losen Verband verblieben. Preußen hatte von den Teilungen Polens profitiert, es verdankte den dadurch gewonnenen Territorien seine unabhängige Existenz. Der Staat Preußen, der aus der Nachlassenschaft des Deutschen Ritterordens hervorgegangen war, hatte eine bemerkenswerte frühe Geschichte. Die preußischen Kurfürsten des Hauses Hohenzollern hatten durch Wirtschaftlichkeit und Bescheidenheit, die sie sich und ihren Untertanen auferlegten, aus einem kleinen kargen Land ein zunehmend erstarkendes Reich geschaffen, zu dem seit dem 18. Jahrhundert auch Schlesien gehörte. Streng regiert, wurde das unbedeutende Land, das zunächst nur aus Streugebieten bestand, zur wichtigen Macht in Deutschland und Europa. Der als Soldatenkönig bekannte Vater Friedrich des Großen, König Friedrich Wilhelm I. war bestrebt, die Grundsätze der Sparsamkeit, Einfachheit und Ordnung zu den obersten Maximen des Staatssystems zu erheben. (Ploetz, Deutschland). Er schuf zwar eine große Armee, um sich gegen die Bedrohungen seines Landes zu behaupten, setzte sie aber

kaum ein. Geleitet von strenger calvinistischer Moral war er der Meinung, dass der König für jeden in einem ungerechten Krieg gefallenen Soldaten vor Gott persönlich verantwortlich sei. Seinem Sohn schrieb er ins Testament: „Der liebe Gott hat Euch auf den Thron gesetzt, nicht zu faulenzten, sondern zu arbeiten und seine Länder wohl zu regieren.“ (Heinrich Pleticha, Deutsche Geschichte). Friedrich der Große realisierte die Vorstellungen seines Vaters und entwickelte eine Regierungsweise, die man als aufgeklärten Absolutismus bezeichnet. Wohlstand und Bildung der Untertanen waren seine wichtigsten Ziele. Die innere Kolonisation, bei der etwa 300 000 Menschen angesiedelt wurden, der Bau von Straßen und Kanälen und die Industrialisierung des Landes wurde vorangetrieben, Leinenweberei, Tuchherstellung und die Anfänge der Montanindustrie gehörten dazu. Leider erlagen spätere Generationen dieser Herrscherfamilie Großmachtambitionen, die Deutschland in unheilvolle Kriege verwickelten. Nach dem Ersten Weltkrieg musste der damalige Kaiser aus dem Haus der Hohenzollern abdanken.

Die Hoffnungen der Polen dagegen, mit Napoleon die Wiederherstellung ihres Staates zu erlangen, wurden enttäuscht. Die polnischen Aufstände 1830 und später 1863 und das Leid der Polen fanden lebhaftes Mitgefühl und rege Solidarität in ganz Deutschland. Besonders den Aufständischen von 1830 zeigte man Mitgefühl und Verständnis. Die Aufständischen, die nach der Niederschlagung der Kämpfe der Deportation nach Sibirien entkommen waren, begaben sich über Breslau zunächst nach Dresden, wo sie freundliche Aufnahme fanden. Der Freiheitskampf der Polen fand in der deutschen Literatur ein starkes Echo, unzählige sogenannte Polenlieder entstanden. Richard Wagner komponierte eine unvollendete Symphonie. An der Universität Breslau fand die polnische Kultur große Beachtung. Die Verlagshäuser in dieser Stadt und in Dresden druckten polnische Bücher und sandten sie nach Polen.

Am Beispiel des Nationaldichters Adam Mickiewicz kann man die damalige Sympathie vieler Polen für die Deutschen zeigen. Die Polen fühlten sich besonders den Sachsen verbunden, weil sie sächsische Könige auf dem Thron gehabt hatten. Mickiewicz schrieb in Dresden sein bedeutendstes Werk „Die Totenfeier“ (Dziady), auch Dziady drezdenské - Dresdener Totenfeier genannt. Der große Dichter richtete seinen Appell an die Solidarität der Völker – „Bücher der polnischen Nation und seiner Pilgerschaft“ (Księgi narodu i pielgrzymstwa polskiego) – in aufrichtiger Achtung und Dankbarkeit an die Deutschen. Die Dresdner Periode war die fruchtbarste in Mickiewicz`s Leben. Mickiewicz`s Liebe zur deutschen Kultur und Literatur wurde bereits an der Universität in Wilna geweckt, zu verdanken hatte er sie seinen Lehrern Gottfried Ernst Groddeck und dem lebenslänglich verehrten und in Freundschaft verbundenen Joachim Lelewel (Loelhöffel, beide Historiker und Universalgelehrte, beide Deutsche aus dem ostpreußischen Grenzraum. (u.a. Marek Zybur, Nasi Niemcy).

Die Ereignisse zwischen Polen und Preußen in Westpreußen hatten keinen direkten Bezug zu Schlesien, doch die deutsch-polnischen Verzahnungen und Verwerfungen führten zu den Kriegen im 20. Jahrhundert, in die Schlesien mit einbezogen war. Insbesondere aber haben sie zur Atmosphäre des Hasses beigetragen, unter dem die Deutschen nach 1945 in Schlesien zu leiden hatten und die bis heute die Verständigung zwischen Deutschen und Polen erschwert.

Im 19. Jahrhundert hatte die Nationalitätenfrage überall in Europa an Dringlichkeit zugenommen. Die Völker, die großen wie die kleinen, waren bestrebt, ihre Interessen aufs Neue zu definieren und wollten vor allem ihre Unabhängigkeit realisieren. Die Industriestaaten kämpften um ihre Vorrangstellung. Auch die großen sozialen Umwälzungen, die überall brodelten, verlangten nach Lösungen. Das Proletariat organisierte sich. Die Auseinandersetzungen spitzten sich allerorts zu bis

hin zum tragischen 20. Jahrhundert mit seinen zwei blutigen Kriegen.

In Deutschland hatte vor allem Preußen, inzwischen ein Königreich, seine Vorrangstellung ausgeweitet. Besonders in der Hauptstadt Berlin blühten Wissenschaft und Künste. Eine moderne Wirtschaft entwickelte sich und prägte bald die Entwicklungen. Dennoch fiel es Deutschland schwer, seine Verspätungen gegenüber Frankreich und England aufzuholen. Es war in dieser Phase seiner Geschichte trotz allem eine in den modernen Entwicklungen verspätete Nation. Seine Konsolidierungsbestrebungen trugen nicht zur Stabilisierung der europäischen Mitte bei, sondern schufen ein „ruheloses Reich“, wie es der Historiker Michael Stürmer nannte. Das erstarkende Deutschland unter preußischer Vorherrschaft geriet in Kollision mit Frankreich und England, die inzwischen zu Weltmächten aufgestiegen waren und die Deutschen als Konkurrenz fürchteten. Auch die nationalen Bestrebungen der Deutschen und der Polen lagen im zunehmenden Widerspruch.

Eine dominierende Rolle fiel bald dem „Eisernen Kanzler“ Otto von Bismarck zu, dem eigentlichen Erbauer des neuen Reiches, das er dem preußischen König und bald Kaiser zu Füßen legte. Bismarck reformierte die maroden Staatsstrukturen, gab neue Gesetze heraus, die den Entwicklungen entsprachen, zum Beispiel die Sozialgesetze, die die Rechte der neuen Arbeiterklasse sicherten, die Altersversorgung und das Gesundheitswesen, und förderte massiv die Entwicklung einer modernen Industrie, die notwendig war, um in der modernen Welt zu bestehen. So hieß es später, das Reich entstand aus Kohle und Stahl. Das Ruhrgebiet und Oberschlesien wurden zu Schmelzstätten der neuen Macht. Oberschlesien, der östlichste Teil Schlesiens, wurde zu einer der fortschrittlichsten Regionen in Europa. Fünf der reichsten Familien Deutschlands lebten hier. Doch die bisher äußerst liberale Nationalitätenpolitik Preußens nahm mit Bismarcks sogenanntem Kulturkampf ihr

Ende. Der Kulturkampf verstärkte besonders die vorhandenen Konflikte mit Polen. Die bislang geduldete und sogar geförderte polnische Sprache und Kultur in den Preußen zugefallenen ethnisch deutsch-polnischen Teilungsgebieten, wurde verboten. Mit dem Kampf gegen die Privilegien der Katholischen Kirche kamen neue Reizthemen auf. Auch im oberschlesischen Grenzland.

Auf politischer Ebene nahmen sich Deutsche und Polen zu diesen Zeit bereits wie von anderen Ufern wahr, obwohl die Polen eigene Vertreter im preußischen Parlament hatten. Bemerkenswert, dass die wirtschaftliche und kulturelle Zusammenarbeit in polnischen Gebieten dennoch weiter lief und sich sogar verstärkte. Deutschland wurde als führende Kulturnation und als Beispiel wirtschaftlichen Könnens wahrgenommen. Gleichzeitig aber wuchs die Abneigung gegen die Arroganz der Stärkeren, die, wenn sie unter Polen siedelten, allzu oft mit Verachtung einherging.

Damals geriet der östliche Teil Schlesiens - das erstarkte Industriegebiet Oberschlesien - in den Focus polnischer Politik. Während Mittel- und Niederschlesien längst ein einheitlich ethnisch deutsches Land war, hatte sich durch vielfältige Einflüsse und Reslawisierungsprozesse, durch polnische und böhmische Einflüsse im Grenzgebiet Oberschlesien eine einheimische slawische Bevölkerung erhalten, die Schlonsaken, die im Gegensatz zu vielen anderen slawischen Splittergruppen, wie z.B. den Sorben, versäumt hatte, in einer Zeit als es möglich war, ihre eigene Sprache zu kodifizieren und anerkennen zu lassen. Stattdessen wurde sie von der liberalen preußischen Regierung der polnischen Sprache zugeordnet. Der deutsche Bischof Bogedan, der bei seiner Familie bei Posen aufwuchs, hatte dazu beigetragen. Sicher war er dort von den polnischen nationalen Ideen erfasst worden. Die preußische Verwaltung verpflichtete Lehrer und Priester, das Polnische zu erlernen und dort, wo erwünscht, in dieser Sprache zu unterrichten.

Gebetbücher in polnischer Sprache wurden gedruckt. Das Slawische der oberschlesischen Bevölkerung war zwar keine polnische Sprache, wie später die Polen behaupteten, aber Polnisch war für die Oberschlesier verständlich. Und der liberalen preußischen Regierung ging es zunächst um eine wirksame Vermittlung von Bildung. So kam es, dass die Oberschlesier zwar von der polnischen Sprache beeinflusst waren, aber alles, was mit Kultur zusammenhing, deutscher Prägung war. Dieser Teil der Bevölkerung erwies sich alsbald empfänglich für die polnische Agitation, die gezielt vom preußischen Teilungsgebiet, von Posen, ausging. Der Schwenk der preußischen Politik mit Bismarcks Kulturkampf um 180 Grad hatte in Oberschlesien mit seiner doppelten Kampfansage an das Polentum und an die katholische Kirche starken Widerspruch geweckt und erleichterte die Agitation der Polen. Dennoch blieb die polnische Sprache besonders im von der Kirche geprägten Raum virulent bis in die Nazizeit, es gab überall in Oberschlesien dort einen polnischen Gottesdienst, wo er gewünscht war.

Bismarck einte das Deutsche Reich in drei Kriegen. Der von Frankreich ausgelöste und verlorene Krieg 1870-71 wurde zum großen Triumph Preußens. In Versailles ließ sich der preußische König zum Kaiser erheben. Frankreich fühlte sich gedemütigt. Das potenzierte vor allem die deutsch-französischen Spannungen, in die das mächtige England bald gern eingriff. Der Erste Weltkrieg brachte die Entscheidungen. Nach der Niederlage Deutschlands und Österreichs wurde von den Siegern in Versailles (1921) eine Neuordnung Europas beschlossen.

Vor allem Frankreich diktierte – wiederum und symbolisch in Versailles – die Bedingungen. Und die waren hart und von dem Gedanken der Revanche für die Demütigung von 1870-71 geprägt. In Versailles schlug auch die Stunde der Polen. Von den Franzosen favorisiert, erhielten sie nicht nur ihre Staatlichkeit, sondern auch erhebliche territoriale Zugewinne auf Kosten der Deutschen. Die Polen hatten zuvor jahrelang auf

internationalem Parkett für sich geworben. Auch der weltbekannte Pianist Ignacy Paderewski war an den Agitationen zugunsten seines Landes beteiligt gewesen, er gewann mächtige Fürsprecher in Amerika. In Versailles entsprach man den polnischen Forderungen: – Westpreußen, mit immerhin 70 Prozent deutscher Bevölkerung, kam zu Polen, dazu die gesamte Provinz Posen mit 30 Prozent Deutschen sowie ein Teil Oberschlesiens mit einer Bevölkerung, die im später angeordneten Plebiszit sich mehrheitlich für Deutschland aussprach. Danzig erhielt einen eigenständigen Status, der die Stadt aus dem deutschen Territorium herausnahm und den Polen Sonderrechte einräumte, um ihnen den Zugang zum Meer zu sichern. Mit einem polnischen Westpreußen war der sogenannte polnische Korridor entstanden, ein Keil im deutschen Territorium.

Bereits während der Konferenz kommentierte der englische Premierminister Lloyd George: „Der Vorschlag der polnischen Kommission, dass wir 2.100.000 Deutsche der Autorität eines Volkes (-) unterstellen sollen, das im Laufe der Geschichte niemals gezeigt hat, dass es sich zu regieren versteht, würde uns eher oder später in einen neuen Krieg in Osteuropa führen.“ Er war nicht allein mit seinen Bedenken.

In ganz Deutschland kam es zu heftigen Protesten. Der Nobelpreisträger Gerhart Hauptmann wandte sich mit einem Appell an die Völkergemeinschaft, die Abtrennung Oberschlesiens zu unterlassen, mit der Begründung, dies würde zu einem neuen Krieg führen. Auch der jüdisch-amerikanische Historiker aus Schlesien, Fritz Stern, meinte später, dass mit dem Versailler Vertrag die Voraussetzungen für den nächsten Krieg geschaffen worden seien. Auch andere Historiker sind der Meinung, dass beide Weltkriege durch den Vertrag von Versailles in einem unlösbaren Zusammenhang zu betrachten sind und es somit eigentlich nur einen Weltkrieg gegeben hat. Bei der Gedenkfeier (2009) auf der Westerplatte bei Danzig zum 70. Jahrestag des Ausbruchs des Zweiten Weltkriegs mit Millionen Menschenopfern, wies der

russische Staatspräsident Wladimir Putin auf die Demütigung der Deutschen durch Versailles als eine seiner Ursachen hin.

Der Vertrag von Versailles, der die Alleinschuld für den Krieg Deutschland zuschrieb, harte Reparationen und schmerzliche Gebietsabtrennungen an Polen und Frankreich anordnete, löste auch die Österreichische Monarchie auf, wodurch zahlreiche kleinere Staaten entstanden, so die Tschechoslowakei mit einer bedeutenden Anzahl von Sudetendeutschen und auf dem Balkan ein bis heute unentwirrbares Chaos der Ethnien. Dem restlichen ethnisch deutschen Österreich wurde untersagt, sich mit Deutschland zu verbinden. Der Versailler Vertrag weckte überall in Deutschland heftige Proteste. Die große Mehrzahl der Deutschen empfand ihn als ungerecht. Das prägte das politische Klima der Weimarer Republik und schuf ein Chaos, aus dem man nur mühsam herausfand und das dem demagogischen Agitator Hitler sein Spiel ermöglichte.

Weil die Abtrennung ganz Oberschlesiens, wie es die Franzosen gewollt hatten, heftigen Widerspruch weckte, einigte man sich auf ein Plebiszit, dem auch die Polen gern zustimmten, weil sie an ihren Sieg glaubten. Doch trotz des eindeutigen Ergebnisses der Wahl für Deutschland (62 % für Deutschland, 48 % für Polen) wurde die Abtrennung eines Teiles Oberschlesiens vollzogen, wenn auch im geringeren Umfang. Polen erhielt den weitaus wertvolleren, stark industrialisierten Teil der Region, obwohl gerade in den großen Industriestädten Kattowitz und Königshütte die Bevölkerung zu circa 90 % für Deutschland votiert hatte. Dazu die Kreise Rybnik und Pless mit einer Agrarbevölkerung, die in der Tat mehrheitlich für Polen gestimmt hatte. Um ihre Forderungen durchzusetzen, hatten die Polen in Oberschlesien einen Bruderkrieg entfacht, in den man die einheimische Bevölkerung einbezog. Diese war lange zuvor von einer intensiven polnischen Agitation überzogen worden, ihre Zugehörigkeit zum slawischen Bruderland, wie es anfangs hieß, wurde propagiert und ein eigenständiger Staat versprochen.

Ein Teil der Bevölkerung Oberschlesiens ließ sich darauf ein, ihr Anführer Adalbert/Wojciech Korfanty organisierte den ersten Aufstand. Polnisches Militär und die im Land stationierten Franzosen unterstützten die Aufständischen. Als sie den legendären heiligen Berg, den Annaberg, einnahmen, kamen dem deutschen Selbstschutz Einheiten des Freikorps Oberland unter General Höfer aus Bayern zu Hilfe und schlugen die Polen zurück. Die Deutschen hatten gewonnen, aber so gut wie nichts erreicht. Oberschlesien wurde geteilt. Die Grenze, die durch einen einheitlich historisch gewachsenen Raum verlief, war eine schmerzliche Zumutung für die Bevölkerung. Die gewachsenen Verflechtungen der Industrieregion waren rücksichtslos zerschnitten worden. Die Hoffnungen der pro-polnischen Oberschlesier auf ein autonomes Schlesien wurden enttäuscht, die Autonomie innerhalb Polens blieb Fiktion, eine starke Polonisierung setzte ein, unzählige Deutsche verließen den polnisch gewordenen Teil des Landes. Diesmal durften sie noch ihre Habe mitnehmen. Ein beiderseitiger Minderheitenschutz wurde vereinbart, der aber kaum eingehalten wurde. Schlimmer aber als alles andere war die mentale Saat des Hasses. Unfrieden zerstörte Familien. Die bisher friedlich lebende gemischte deutsch-slawische Bevölkerung in Oberschlesien wurde innerlich gespalten. Der durch den Bruderkrieg entstandene Hass potenzierte sich im Zweiten Weltkrieg und den Geschehnissen danach und kostete Tausende ihr Leben. Mit der Einführung der sogenannten Volksliste, der Kategorisierung der Bevölkerung, in den Gebieten, die nach Versailles zu Polen gekommen waren, (die Deutschen wurden der Volksgruppe Eins und Zwei zugeordnet, Drei und Vier waren Polen), schufen die Nazis eine Grundlage für Verfolgungen der jeweils unliebsamen Gruppe. Bis heute gibt es Feindseligkeiten zwischen polnisch gesinnten Oberschlesiern und den einheimischen Deutschen.

Die Deutschen ließen zum Gedächtnis an die Vorfälle und den deutschen Sieg auf dem Annaberg eine großflächige Anla-

ge errichten, die einer germanischen Thing-Stätte nachempfunden war, für die deutschen Gefallenen wurde ein Mausoleum und ein Denkmal errichtet. Nach dem Krieg eigneten sich die Polen die stadionähnliche Anlage gern an und nutzten sie zu Massenkundgebungen, zerstörten aber die Grabstätte und das Denkmal für die deutschen Kämpfer. Stattdessen wurde ein polnisches Denkmal errichtet, das bewaffnete Deutsche zeigt, die gegen die zivile Bevölkerung vorgehen, gegen Frauen und Kinder.

Eindringlich berichtet die Literatur über die dramatischen Ereignisse des Bruderkriegs, so vor allem der Schriftsteller August Scholtis. Besonders in seinem Roman „Baba und ihre Kinder“ stellt er das Drama einer schlesischen Mutter dar, die in diesem Krieg beide Söhne verlor: der eine kam auf Seiten der polnischen Aufständischen, der andere beim deutschen Selbstschutz ums Leben. Henryk Gorecki, der große zeitgenössische Komponist Oberschlesiens widmete einen Teil in seiner weltberühmten Symphonie der Klagelieder, der Klage einer oberschlesischen Mutter, die ihren im Bruderkrieg gefallenen Sohn beklagt.

Die polnischen Aufstände 1921 gelten als die Urkatastrophe Oberschlesiens, deren Folgen bis heute virulent sind. Viele Familien blieben innerlich gespalten, die Menschen selbst hatten oft Zweifel, wohin sie gehören. Die Oberschlesier leben heute hier und dort, im polnischen Oberschlesien und in Deutschland, und überall ohne Heimat, denn Heimat bedeutet beides - den heimatlichen Boden und das vertraute Land, aber auch die eigene Sprache und Kultur. Und da das Deutsche und die deutsche Kultur von der Volksrepublik Polen verboten worden waren, sahen sich die Oberschlesier vor die Wahl gestellt, entweder in der Heimat zu verbleiben und sich assimilieren lassen, oder auf die Heimat verzichten um die Muttersprache zu erhalten.

Auch nach der Wende blieb das tragisch Paradoxe dieser Situation sichtbar. Unlängst kam ich mit einem polnischen

Autor ins Gespräch, dessen Großvater auf polnischer Seite in den Aufständen gekämpft hatte und danach in den zu Polen gefallenen Teil der Region ging, aus Zabrze (Hindenburg) nach Kattowitz, während mein Großvater, der auf deutscher Seite gekämpft hatte, mit seiner Familie aus Kattowitz nach Zabrze (Hindenburg) zog. Mein Schriftstellerkollege kann nicht deutsch und definiert sich als Pole, ich bin Deutsche, die polnisch kann, aber trotzdem Deutsche geblieben ist, beide aber sind wir ganz bewusst Schlesier und verstehen uns schmerzlich.

Man muss kein Prophet sein, um vorauszusehen, dass Oberschlesien erst zur Ruhe kommen wird, wenn es den damals gesäten Hass überwindet und als Zeichen des Friedens am Anaberg ein Denkmal entsteht, das auf eine europäische Dimension für den gesamten osteuropäischen Raum hinweisen würde. Der Ort bietet sich auch deshalb als Gedenkstätte für den Frieden der Völker an, weil es heute ein lebendiger Pilger-Ort der katholischen Oberschlesier und wahrscheinlich ein uralter Kultort ist, der Dauerhaftigkeit und Kontinuität symbolisiert, ein Ort, der Frieden und Einheit der Völker einmahnt.

Der Nationalitätenkonflikt in Oberschlesien aus dem Jahr 1921 hatte keinen Einfluss auf die tragische Situation nach dem Zweiten Weltkrieg. Oberschlesien, wie auch ganz Schlesien, fiel durch die Potsdamer Beschlüsse zu Polen, doch durch die Ereignisse rissen alte Wunden wieder auf.

6.

Krieg und Friede

Die Skeptiker des Versailler Vertrags behielten Recht - es dauerte nicht lange bis der nächste Krieg ausbrach. Die in Versailles getroffenen Verfügungen über die besiegten und aufgelösten Kaiserreiche, des Habsburger- wie auch des Hohenzollernreiches, hatten nicht nur die Lösung alter Konflikte gebracht sondern auch neue geschaffen, die fortab ihrerseits zu Lösungen drängten. Nach dem Krieg war vor dem Krieg. In weiten Teilen Europas herrschten chaotische Verhältnisse, am dramatischsten war die Lage im von Kriegsreparationen niedergedrückten Deutschland. Die Bevölkerung war hier der Verelendung preisgegeben. Hunger, Not und Inflation prägten das Geschehen. Unter diesen Umständen gelang es dem politischen Hasardeur Hitler, der mit griffigen Versprechungen jonglierte, die Macht an sich zu reißen. Hitler war keineswegs vom gesamten deutschen Volk gewählt worden. Dem Volk versprach Hitler Arbeit und Brot, den großen Industriellen den Kampf gegen den Bolschewismus. Mit dem Protest gegen den Versailler Vertrag gewann er Stimmen. Seinen pathologischen Hass gegen die Juden nahm man nicht ernst. In den Wahlen von 1933 siegte Hitler mit hauchdünner Mehrheit. Doch die Sondergesetze gaben ihm ein Instrumentarium in die Hand, das ihm ermöglichte, eine Diktatur einzuführen, die zum Krieg drängte.

Der im Herbst 1939 begonnene Zweite Weltkrieg sollte zum bisher größten Desaster europäischer Geschichte werden. Für die Deutschen wurde Hitler zum größten Unglück ihrer Geschichte.

Über den Zweiten Weltkrieg ist so viel geschrieben worden, dass es sinnlos wäre zu versuchen, einige Allgemeinplätze zu

markieren. Doch um das Geschehen zu verstehen, muss auf das besonders Verwerfliche der Nazi-Ideologie und der damit verbundenen Kriegsführung hingewiesen werden. Hitler hatte die slawischen Völker nicht nur unterworfen, sondern sie mit Verachtung zu Untermenschen erklärt. Empörung löste weltweit die Vernichtung der Juden aus - der Holocaust. Millionen Menschen kamen in Konzentrationslagern ums Leben, in Auschwitz hatte man eine industrielle Vernichtungsanlage für Menschen errichtet. Ein Zivilisationsbruch ohne Gleichen. So kam es, dass die deutsche Bevölkerung mit keinem Erbarmen rechnen konnte, sie wurde durch verheerende Luftangriffe dezimiert und nach dem Zusammenbruch aus einem Drittel des deutschen Territoriums vertrieben.

Der Zweite Weltkrieg, den die Deutschen unter dem Diktator Adolf Hitler entfacht und damit unsägliches Leid über die Nachbarvölker gebracht hatten, schlug mit ganzer Wucht auf sie zurück. Das Restdeutschland war nach dem Krieg eine Trümmerwüste mit Millionen herumirrenden obdachlosen Menschen. Man diagnostizierte die Stunde Null. Unzählige Werke der Literatur haben sich seitdem mit diesem Thema befasst, so auch der oberschlesische Schriftsteller Heinz Piontek, der im zweiten Teil seines autobiografischen Romans „Die Stunde der Überlebenden“ (erster Teil „Zeit meines Lebens“) sich als einen durch Zufall Überlebenden definierte. Dennoch wartet das tragische Ereignis noch weiterer komplexer Darstellungen, für die eine zeitliche Distanz nötig ist. Bald nach der totalen Niederlage, der Folge des totalen Krieges, waren die westlichen Alliierten bemüht, dem Gegner von gestern beim Aufbau zu helfen. Der Marshall-Plan bewirkte zusammen mit dem starken Überlebenswillen der Deutschen das weltweit bestaunte Wirtschaftswunder. Mit der Gründung der Bundesrepublik Deutschland 1949 wurden die Deutschen in eine neue politische Freiheit entlassen. Westdeutschland war mithilfe der Besatzungsmächte wie ein Phönix aus der Asche wiedererstan-

den. Im östlichen Teil entstand die DDR, eine von den Sowjets abhängige Volksrepublik, eine sowjetische Diktatur, die für wirtschaftlich stabile Verhältnisse und gleichzeitig Unfreiheit stand.

Die vertriebenen Deutschen, man rechnet insgesamt mit 15 Millionen Menschen (drei Millionen Toten.), zehn Millionen Vertriebene aus den Polen zugefallenen Gebieten, nahmen am Wiederaufbau engagiert teil und durften sich bald am neuen Wohlstand erfreuen. Die Eingliederung der Flüchtlinge und Vertriebenen fand zwar nicht reibungslos aber erfolgreich statt. Die Entwicklungen in der DDR waren ähnlich, wobei es hier verboten war über Vertreibungen zu sprechen. Die Vertriebenen waren Umsiedler. Das schlimmste Los war den Familien zugefallen, wo die Väter fehlten, die im Krieg ihr Leben gelassen hatten.

Nach der Niederlage Deutschlands 1945 hatten die Siegermächte in Potsdam die Vertreibung der in den deutschen Ostprovinzen Schlesien sowie Ost- und Westpreußen 700 Jahre lebenden Bevölkerung beschlossen. Man siedelte hier Polen an, die ihre Heimstätten in der Ukraine verlassen mussten. Polen hatte im Osten Gebietsverluste zugunsten der Sowjetunion hinnehmen müssen.

Die Vertreibungen der Deutschen erfolgten, besonders in ihrer Anfangsphase, mit unsäglicher Grausamkeit. Tausende Deutsche starben in polnischen Konzentrationslagern. Die Lager in Lamsdorf und Schwientochlowitz-Zgoda waren die Verlustreichsten. Papst Pius XII. sah sich bereits im November 1945 veranlasst, die Völker zu ermahnen, nach allem durchstandenen Leid nicht neues Leid zu verursachen und verurteilte aufs Schärfste die Vertreibung von 12 Millionen Menschen aus ihren jahrhundertealten Heimstätten. Das Oberhaupt der Katholischen Kirche bekundete Mitgefühl für die besiegten Deutschen und warnte, man dürfe das ganze deutsche Volk nicht mit einer Kollektivschuld belasten. Die Geschichte wür-

de hart mit den Verursachern des neuen Nachkriegsleides ins Gericht gehen. (Oskar Golombek - Pius XII. zum Problem der Vertreibung - nach: Deutscher Ostdienst, BdV Nr. 1/2009)

Auch Churchill äußerte sich missbilligend. Stalin dagegen sah seine Machtpolitik gekrönt. Mitsamt dem Satellitenstaat, der Deutschen Demokratischen Republik, reichte das Sowjetische Imperium nunmehr bis in die Mitte Europas. So weit sind nicht einmal die Mongolen im 13. Jahrhundert vorgedrungen. Wenig später fiel „zum Schutz seiner Grenzen“ der Eiserne Vorhang, der die Welt für ein halbes Jahrhundert in zwei politische Blöcke teilte. In Berlin entstand eine Mauer, die den westlichen vom östlichen Teil der Stadt trennte und damit das ganze Land, Europa und die Welt in zwei Blöcke spaltete. Der Kalte Krieg und die Bedrohung durch den Ausbruch eines realen atomaren Krieges bestimmten die politische Lage.

Während im westlichen Schlesien so gut wie alle Bewohner vertrieben worden waren, erlaubte man in Oberschlesien einem Teil der Bevölkerung im Lande zu verbleiben. Daraus ergab sich eine komplizierte Lage. Privilegiert wurden die Veteranen der Vorkommnisse von 1921, die sich dem Polentum zugewandt hatten. Allen anderen wurde die deutsche Sprache verboten und der Zugang zur deutschen Kultur verwehrt. Kein Wunder, dass bald ein großer Teil der zunächst Assimilierungsbereiten auch danach trachtete, das ihnen entfremdete Land zu verlassen. Doch da war bereits der Eiserne Vorhang gefallen. Tausende Familien blieben zerrissen. Das Land versank im Dunkel. Heute wird die Realität Oberschlesiens von einer polnischen Mehrheitsbevölkerung bestimmt, die Einheimischen machen nunmehr nur noch etwa ein Drittel aus, sie sind zudem eine zersplitterte Gruppe, von der sich nur ein Teil dazu bekennt, Deutsche zu sein, die anderen postulieren eine schlesische Identität der sogenannten Schlonsaken und treten für die einst von Polen versprochene Autono-

mie ein. Es ist eine Gruppe, der das Zeitgeschehen übel mitgespielt hat, zerrissen und dazu des historischen und kulturellen Bewusstseins beraubt.

Dass es auf diesem geschundenen Fleck Erde in den Jahren der Unterdrückung friedlich geblieben war, verdankt sich verschiedenen Faktoren, auch dem Bewusstsein eigener Schwäche, vor allem aber trug die gemeinsame Prägung der Menschen durch die Katholische Kirche zur alltäglichen Verständigung der Einheimischen mit den zugezogenen Polen bei. Zweifellos spielte dabei der Einfluss der Landespatronin, der Heiligen Hedwig, deren Bildnis in jeder Kirche des Landes zu finden ist, eine wichtige Rolle.

Aber auch in Deutschland war die Hedwig-Verehrung lebendig geblieben, obwohl so mancher vertriebene Schlesier verbittert fragte: Wo war sie, unsere Patronin und Beschützerin, als uns dieses Unheil widerfuhr? Hätte sie nicht die Vertreibung verhindern können? Diese zunächst scheinbar begründete Klage erwies sich wenige Jahrzehnte später als Kurzsichtigkeit aus allzu menschlicher Perspektive.

Ein halbes Jahrhundert nach der Vertreibung, in einer Zeit in der man beginnt den Blick ohne Zorn zurückzulenken, lassen sich die Konturen dieser umwälzenden europäischen Geschehnisse in ihrer niederdrückenden Größe allmählich erfassen. Ein historischer Tsunami war über den Kontinent hinweggefegt. Deutschland hatte sich nach der Niederlage erstaunlich gut erholt und ist heute eine wirtschaftliche Weltmacht, allerdings ohne politisches Gewicht und mit einer Bevölkerung, die noch immer an einer verstörten Selbstwahrnehmung leidet. Polen dagegen leidet noch immer an den Folgen der Sowjetdiktatur in seinem Land und orientiert sich verunsichert nach Europa.

Das Jahr 1989 war der Frühling der Verständigung der europäischen Völker. Der Sowjetführer Michail Gorbatschow hatte ein gemeinsames Haus Europa beschworen. Nach dem Fall

der Mauer, die den Kontinent spaltete und der Anerkennung der deutsch-polnischen Grenze, gewinnt auch das deutsch-polnische Zusammenleben erfreuliche Konturen. Nach einem halben Jahrhundert politisch verordneten Schweigens oder verfehlter Annäherungsversuche redet man endlich miteinander. In dem Moment, in dem Versöhnung möglich wurde, trat Hedwig von Schlesien strahlend präsent ins Geschehen ein. Wie durch ein Wunder wurde diese große Frau des Mittelalters und deutsch-polnische Grenzgängerin zur Schutzmacht der aktuellen deutsch-polnischen Gespräche, in denen man sich stets auf sie berief und beruft. Man hat den Eindruck, dort wo sie auftauchte, wurde die Aura rein und ohne Hass, die von allen verehrte Fürstin und Heilige vermittelte Friede. Wie zu ihren Lebzeiten. Jetzt bestimmte der Gedanke an „Versöhnung in Wahrheit und Liebe“, wie der Erzbischof von Oppeln Nossol formulierte, die Gespräche und erleichterte die Annäherung.

Bereits im Jahr 1965, nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil, in der Friedensbotschaft der polnischen Bischöfe an ihre deutschen Amtsbrüder mit den inzwischen historischen Worten „Wir vergeben und bitten um Vergebung“, berief man sich auf die schlesische Heilige. Aus der Atmosphäre des Zweiten Vatikanischen Konzils ging es den Bischöfen um christliche Versöhnung nach den Verletzungen der deutschen Okkupation und der Vertreibung der Deutschen aber auch um die Unterstützung der Anerkennung der polnischen kirchlichen Administration in den übernommenen Gebieten. Daher verhielt sich das deutsche Episkopat zögerlich, es hieß, man könne nicht politischen Entscheidungen vorgeifen. Doch die ausgestreckte Hand und die versöhnlichen Worte blieben wirksam in ihrer herausragenden Bedeutung.

Unter anderem heißt es in diesem Schreiben: „Sie kamen zu uns aus dem Westen, Apostel und Heilige, und sie gehörten wohl zum Wertvollsten, was uns das Abendland geschenkt hat. Ihr segensreiches soziales Wirken spüren wir vielerorts

noch heute. (...) Zu ihnen gehört ganz besonders die Heilige Hedwig, Herzogin von Schlesien, aus Andechs gebürtig, Gemahlin des polnischen Piastenfürsten Heinrich des Bärtigen von Schlesien, Gründerin des Klosters von Trzebnica, wo sie ihre Grabstätte gefunden hat. (...) Es steht historisch ziemlich fest, dass sie, um dem polnischen einfachen Volk dienen zu können, sogar die polnische Sprache erlernt hat. Nach ihrem Tod und ihrer baldigen Heiligsprechung strömten ohne Unterlass Scharen des polnischen und des deutschen Volkes zu ihrer Grabstätte nach Trzebnica. Niemand macht unserer großen Landesheiligen den Vorwurf, dass sie deutschen Geblüts war, im Gegenteil: man sieht sie allgemein, von einigen politischen Fanatikern abgesehen, als den besten Ausdruck eines christlichen Brückenbaues zwischen Polen und Deutschland an. (...) Brücken bauen zwischen den Völkern können eben am besten heilige Menschen, nur solche, die eine lautere Meinung und reine Hände besitzen.“

Ähnlich äußerte sich der polnische Papst Johannes Paul II., der Hedwig zu seiner persönlichen Heiligen erkoren hatte, im Jahr 1983 in Breslau: „In unserer Geschichte steht die Heilige Hedwig wie eine Grenzgestalt, die zwei Nationen miteinander verbindet: die deutsche und die polnische Nation. Sie verbindet im Verlauf vieler Jahrhunderte einer Geschichte, die schwierig und schmerzhaft war. Die heilige Hedwig bleibt inmitten aller geschichtlichen Prüfungen schon sieben Jahrhunderte lang die Fürsprecherin einer wechselseitigen Verständigung und Versöhnung.“ (Zitate nach Daria Barow-Vassilevitch)

Ein ganz besonderer Moment der aktuellen Bedeutung der Landespatronin Schlesiens ergab sich 1989 während der ersten deutsch-polnischen Begegnung eines demokratisch gewählten polnischen Regierungschefs mit dem deutschen Bundeskanzler Helmut Kohl im schlesischen Kreisau. Das Bild der Verständigung und Versöhnung Deutscher und Polen nach der historischen Wende, der Bruderkuß, den der erste demokratisch

gewählte polnische Ministerpräsident Tadeusz Mazowiecki und Helmut Kohl in Kreisau tauschten, fand unter dem Bildnis der Heiligen Hedwig statt. Dieses Bild ging in Fernsehnachrichten um die Welt.

Diese versöhnende Begegnung des deutschen und des polnischen Regierungschefs, drei Tage nach dem Fall der Berliner Mauer, am 12. November 1989 in Kreisau im Rahmen eines Gottesdienstes vor der Kulisse des ehemaligen Schlosses der Familie Moltke, verdankt sich einer für das deutsch-polnische Zusammenfinden herausragenden Persönlichkeit, dem damaligen Bischof und bald darauf Erzbischof von Oppeln, Prof. Alfons Nossol, der den Gottesdienst zelebrierte. Nach seinem Wunsch hätte die Begegnung am heiligen Berg der Oberschlesier, dem St. Annaberg stattfinden sollen, womit die polnische Seite nicht einverstanden war. In Kreisau, woher der deutsche Widerstand gegen Hitler ausging, fand man einen ebenso symbolischen wie würdigen Ort. Über dem Platz, auf dem man sich in Kreisau versammelt hatte, stand in deutscher und polnischer Sprache „Selig, die Frieden stiften“. Und auch in der Präfation während des Gottesdienstes hieß es: „Denn inmitten einer Menschheit, die gespalten und zerrissen ist, erfahren wir, dass Du, Gott, Bereitschaft zur Versöhnung schenkst. Dein Geist bewegt die Herzen, wenn Feinde wieder miteinander sprechen, Gegner sich die Hände reichen und Völker Wege zueinander suchen. Dein Werk ist es, wenn der Wille zum Frieden den Streit beendet, Verzeihung den Hass überwindet und Rache der Vergebung weicht.“ Nach dem lateinisch gesungenen „Vater unser“ folgte der Friedensgruß mit der Aufforderung: gebt einander ein Zeichen der Liebe. In diesem Moment reichten sich Kohl und Mazowiecki die Hände, umarmten und küssten sich.

Laut Teilnehmerberichten war es eiskalt an diesem Novembertag und es gab Grund genug, sich in dieser Situation bedroht zu fühlen, denn der immer noch funktionierende

Geheimdienst der totalitären Volksrepublik zeigte unmissverständlich Präsenz. Dennoch strahlt von dieser Begegnung Zuversicht bis heute aus.

„Drei Tage, nachdem in Berlin die Mauer gefallen war, geht von Kreisau ein Zeichen der Versöhnung aus zwischen Deutschland und Polen, zwischen Ost und West. Ein Prozess beginnt, in dem ein neues Kapitel der deutsch-polnischen Beziehungen aufgeschlagen wird, das zur endgültigen Festschreibung der deutsch-polnischen Grenze, zum Beitritt Polens zur NATO und 15 Jahre später zur Mitgliedschaft Polens und der anderen ostmitteleuropäischen Staaten in die EU führen sollte“, schreibt der Augenzeuge Bernhard Vogel in seiner Einführung zum biografischen Interview, einem Buch, das zwei polnische Journalisten in Gesprächen mit dem Erzbischof erstellt haben, das auch in deutscher Übersetzung vorliegt. (Erzbischof Alfons Nossol, Glück in der Liebe. Rückblick auf mein Leben)

Der Erzbischof von Oppeln (1999), Alfons Nossol, ein herausragender Wissenschaftler und eine weltweit bekannte Kapazität in Sachen der Ökumene, sowie ein persönlicher Freund des polnischen wie auch des deutschen Papstes, kommt aus einem oberschlesischen Dorf bei Oppeln. Der weltgewandte kirchliche Würdenträger fühlt sich seiner schlesischen Herkunft mit seiner tragischen Geschichte und konfliktreichen Gegenwart auf besondere Weise verbunden, er sah es stets als seine besondere Pflicht an, die ethnischen Ungleichheiten zu glätten und Konflikte zu verhindern. Nach seinen Worten ist Schlesien das Land des denkenden Herzens und des liebenden Verstandes, ein Land, das immer offen war für Ankömmlinge, für die Anderen und das Andere, ein weltoffenes Land.

Die Statue der Heiligen Hedwig im Bild der historischen Aufnahme der Versöhnung in Kreisau war natürlich kein Zufall. Auch das hatte der Initiator und Organisator der Begegnung, Erzbischof Nossol veranlasst. Die beeindruckend schöne Figur aus Liegnitz, die man auf den Altar stellte, trug dazu bei,

dass die historische Versöhnung in Schlesien weltweit unter der Obhut der schlesischen Heiligen erschien. So sollte es sein.

Hedwig von Schlesien, sagte Erzbischof Nossol viele Jahre danach, war immer seine Hoffnung auf ein Zusammenfinden beider Nationen gewesen. Bereits in seiner Kindheit war die große Landespatronin anwesend, denn seine Mutter trug den Namen Hedwig. In den kindlichen Gebeten tauchte ihr Name auf. Und auch in finstersten Zeiten hatte er immer geglaubt, dass diese Deutsche, die einem polnischen Fürsten nach Schlesien gefolgt war, um hier das Christentum zu festigen und den Bewohnern größeren Wohlstand zu ermöglichen, die hier ansässige Slawen und deutsche Neusiedler zusammenführte und vereinte, diese Frau, die durch die Schule der Liebe und der Weisheit gegangen ist, durch die Schule des heiligen Geistes, über die Zeiten hinweg als schützende spirituelle Kraft und Schutzmacht des Landes wirkt.

Erzbischof Nossol, dem Oppeln die Gründung einer Universität und eines Priesterseminars verdankt, hatte darauf beharrt, die Universitätskirche dem Patronat der Heiligen Hedwig zu unterstellen.

Dieser verdienstvolle Mann verhalf auf überzeugende Weise der Heiligen im Jetzt und Heute als Brückenbauerin zu wirken. Er prägte in seinem Hirtenbrief das bedeutsame Wort „Versöhnung in Wahrheit und Liebe“, die wichtigsten Worte zur Versöhnung der Deutschen und Polen, das auch wie eine Botschaft der Heiligen wirkt. (Hirtenbrief für die Fastenzeit 1991)

Wenn man hinzufügt, dass der Erzbischof seine prominenten Seilschaften im Westen zum Wohl seines Umfelds nutzte und sich um eine moderne medizinische Ausrüstung der Krankenhäuser im Oppelner Land kümmerte, ein Sanatorium in Groß Stein, dem Herkunftsort des Heiligen Hyazint, erbauen und das Schloss restaurieren ließ, dass er die Hand hielt über das Wirken der Caritas im Lande, die nicht nur Bedürftige betreute und eine Einrichtung für unfreiwillig schwangere Min-

derjährige unterhielt, sondern überdies eine deutsch-polnische Bibliothek mit Bibliobussen gründete, mit einem Wort - wenn man das Leben und Wirken dieses Mannes betrachtet, muss festgestellt werden: da wandelt einer im Hier und Jetzt auf den Spuren der Heiligen Hedwig. Zahlreiche schlesische, polnische und deutsche Auszeichnungen unter anderem ein Preis der St. Hedwig-Gesellschaft der Universität Breslau bestätigen die Verdienste dieses Mannes.

Doch die viel zitierte Losung „Versöhnung in Wahrheit und Liebe“ hat auch die Funktion eines Aufrufs, einer Mahnung, denn die meisten Polen tun sich auch nach Jahrzehnten schwer mit einem Schuldbekennnis für die Vorkommnisse während der Vertreibung und danach. Der heftige Protest der Polen gegen ein Zentrum gegen Vertreibungen in Berlin bezeugt, dass die große Mehrheit der Polen nicht bereit ist, der Offenbarung ihrer Schuld zuzustimmen, obwohl die Vertreibungen, vor allem die Art und Weise, wie sich die Aneignungen vollzogen hatten, als unbewältigter Brocken der Geschichte zwischen Deutschen und Polen liegen. Man sollte bedenken: durch Verschweigen wird Geschehenes nicht ungeschehen. In einem europäischen Verständnis geht es nicht an, dass ein Volk dem anderen vorschreibt, wie es seiner Toten und seiner Verluste gedenken darf. Beide Völker, die Deutschen wie auch die Polen, haben aufgrund anderer Erfahrungen andere Lehren aus der tragischen Vergangenheit gezogen. Doch die angestrebte europäische Partnerschaft darf keine Einbahnstraße bleiben, beide Völker müssen zu einer realistischen Sicht der Vergangenheit bereit sein.

Doch soweit bis 1989 die Zurückhaltung den in die sowjetische Einflussphäre eingebundenen Polen gegenüber verständlich war - den Deutschen ging es vor allem darum, Friedfertigkeit bei der Anerkennung der Grenzen zu bekunden - macht Toleranz, die auf der Akzeptanz einer stalinistischen Lüge beruht, nachdem die bislang umstrittene Grenze zugunsten Polens international akzeptiert und verbrieft wurde, wenig Sinn.

Nach 1989 geht es nicht an, nur die Schuld der Deutschen gebetsmühlenartig zu wiederholen und die polnische beflissen zu verschweigen. Darauf wiesen verantwortungsbewusste Polen bereits früher hin. Schuld ist Schuld, auch wenn die eine Schuld die kleinere ist, schrieb Jan Josef Lipski in seinem Essay „Wir müssen uns alles sagen“, dessen erste Redaktion bereits 1981 in Paris veröffentlicht wurde.

Eine christliche Einsicht kann helfen. Beten doch Deutsche und Polen das gleiche: Vater unser mit der Formulierung „und vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unseren Schuldigern“. Das Christentum ist ein tragbares Fundament für eine aufrichtige Versöhnung. Dabei sollte beachtet werden, dass die alte Wahrheit von der Sündhaftigkeit des Menschen durch die Grausamkeiten des 20. Jahrhunderts neue Aktualität bekommen hat. Eine christliche, eine spirituelle Sicht verpflichtet zu neuer Achtsamkeit und rückt den althergebrachten Begriff der Sünde in den Fokus der Betrachtung.

Das große Werk des Zusammenfindens könnte aber auch auf Abwege geraten. Dafür gibt es immer wieder beunruhigende Anzeichen. So veröffentlichte die Körber Stiftung 2008 eine Broschüre des bekannten polnischen Publizisten Adam Krzemiński, der einst mit dem klugen Wort von „Scham als gemeinsame Chance“ im Titel eines Essays (Polityka Nr. 7/1989) Hoffnung weckte, unter dem Titel „Testfall für Europa. Deutsch-polnische Nachbarschaft muss gelingen“, einen Essay, der sich wie eine Gebrauchsanweisung für Deutsche zum Umgang mit polnischen Empfindsamkeiten liest. Ich habe keine Kenntnis darüber, dass von deutscher Seite mit dieser einseitigen Analyse polemisiert worden wäre. Es wäre gefährlich für Europa, wenn man den Deutschen dauerhaft die Sündenbockrolle zuschreiben würde. Elias Canetti, der große deutsch-jüdische Schriftsteller und Nobelpreisträger warnte in einem seiner politischen Essays bald nach dem Krieg davor. Auf Un- und Halbwahrheiten kann man keine Gemeinsamkeiten bauen.

Nach der Wende fanden in Trebnitz Deutsche und Polen am Grabmal der Landesheiligen zusammen. Die Trebnitzer Kirche wurde aus deutschen Spendengeldern renoviert.

Auch hier hatten sich zuvor die Zeitläufte bedrückend ausgewirkt. 1945 waren Kloster und Kirche zwar von Kriegseinwirkungen verschont geblieben, wie die Nonnen glaubten, durch ein Wunder der Patronin, doch von der Vertreibung blieben sie nicht verschont. Walter Nigg gibt in seinem Büchlein „Hedwig von Schlesien“ den Bericht der deutsch und polnisch sprechenden Nonne, Schwester Justina, einer Oberschlesierin, die 1945 in Trebnitz weilte, wieder. Die damalige Oberin, erzählte die Schwester, sprach zufälligerweise russisch und ging mutig den Russen entgegen und fürchtete dabei den Tod nicht. Sie sprach den Befehl habenden Offizier an und erklärte ihm die Situation der Nonnen. Der Offizier schrieb auf ein Stück Papier „Muss verschont bleiben“ und unterschrieb mit seinem Namen. „Wir hefteten das Blatt an die Kirchentür. Während der Ort Trebnitz in Flammen aufging, verdankten wir es dem unbekanntem Offizier, dass die russischen Soldaten Kirche und Kloster in Ruhe ließen, so die Schwester. „Damit aber waren die Bedrohungen noch nicht zu Ende“, fuhr sie fort. Die Schwestern wachten Tag und Nacht, um eine Brandstiftung zu verhindern. Sie hatten Eimer mit Wasser vorbereitet, die dann auch zum Einsatz kamen, als einer herbeischlich und an einem Seitenaltar Feuer legte. Ein anderes Mal wurden die Dächer der Kirche und des Klosters von brennenden Weizenkörnern bedroht, die aus einem von den Russen angezündeten Getreidespeicher herüber stoben. Die Nonnen beteten laut. „Wir schriegen alle zu Gott“, sagte die Schwester nach Jahrzehnten ergriffen und fügte hinzu: „in dem Moment fing es an zu schneien und der Schnee löschte die Brandgefahr“. Sie glaubten alle fest an ein Einwirken der Patronin, der Heiligen Hedwig.

Doch die deutschen Nonnen wurden vertrieben. Die Polen richteten in Trebnitz ein von polnischen Borromäerinnen betreutes Siechenkrankenhaus ein.

Auch hier sollte die polnische Vergangenheit herbeigeredet werden. Dabei kam es zu zahlreichen Absurditäten. So war bis 1990 vor der Basilika in Trebnitz in dreisprachigen Informationskästen über die Heilige Hedwig zu lesen, die Herkunft der Heiligen sei unbekannt, mit zwölf Jahren kam sie nach Polen. Das änderte man erst nach wiederholten Einsprüchen vertriebener Schlesier, die nach der Wende hierher kamen und Kirche und Kloster reich mit Spenden bedachten und die Gebäude renovierten. Danach war in den Infokästen über die slawische Geschichte des Ortes Trebnitz und über den Bau der Kirche zu lesen. Die Herzogin aber wurde leider nur am Rande erwähnt. Es ist schade, dass ihre faszinierende Lebensgeschichte, die so sehr zur Verständigung und Versöhnung beitragen kann, unerwähnt bleibt. Aber auch das wird sich hoffentlich bald ändern. Die Richtung friedlicher Entwicklungen ist vorgegeben.

Im Nachkriegsdeutschland waren die Trebnitzer Nonnen sowohl in der Bundesrepublik wie auch in der DDR tätig. Vereinzelt haben sich Schwestern aber auch in Polen und in der Tschechei erhalten. Die Borromäerinnen aus Trebnitz wurden vor allem im Kloster Grafschaft in Schmallenberg aufgenommen. Sie blieben ihrer Klosterpatronin treu. Auch die Hedwigschwestern aus Schlesien hielten in beiden Teilen Deutschlands an ihren Traditionen fest. Zudem wurden zahlreiche Vereine, in denen Hedwig von Schlesien im Mittelpunkt steht, gegründet. So stellt sich zum Beispiel das Hedwigwerk in Paderborn laut Satzung das Ziel der religiösen Betreuung der Katholischen Ostvertriebenen unter Mitbeachtung der kulturellen Werte der Heimat. Die Katholische Frauengemeinschaft der Erzdiözese Köln stellte sich unter das Patronat der Heiligen und unterhielt ein Haus für Familienhilfe ihres Namens in Rhöndorf am Rhein. Nach der Aufgabe dieses Hauses wurde eine Stiftung gegründet, die sich am Vorbild der Heiligen orientiert. Auch die Erika-Simon-Stiftung, die sich besonders in Oberschlesien bei

der Rekonstruktion von Gedenkstätten Eichendorffs verdient machte, trägt in ihrem Logo das Bild der schlesischen Heiligen.

Den vertriebenen Schlesiern war auch fern von der Heimat die Verehrung der Landespatronin ein wichtiges Anliegen geblieben. Hedwig von Schlesien wurde insbesondere in Andechs verehrt, am Ort ihrer Geburt und Kindheit. Das dortige Kloster Andechs wurde zum zentralen Ort des Gedenkens und der Begegnungen. Eine Statue, die Hedwig als Mutter der Heimatvertriebenen darstellt, wurde dort eingeweiht. Man feierte die Heilige besonders an ihrem Patrozinium, einen Tag nach ihrem Todestag am 16. Oktober. Das Gedenken an Hedwig von Schlesien wurde für viele zur geistigen Heimat.

Die Vertreibung der Bevölkerung Schlesiens, eine fast hundertprozentige Entleerung des Landes, war ein wahres „Finis Silesiae“, wie es Henryk Waniek, der polnisch-schlesische Autor, im Titel seines Romans über diese Zeit bezeichnete, das Ende Schlesiens, wie es jahrhundertlang gewesen war.

Die Polen, denen das Land laut Potsdamer Beschlüssen zugefallen war, eigneten es sich begierig an und versuchten ihm eine polnische Geschichte zuzuschreiben, man bezeichnete die übernommenen als „wieder gewonnene“ Gebiete, die immer polnisch gewesen seien. Gleichzeitig wütete man mit bemerkenswertem Zerstörungswillen gegen die Spuren deutscher Geschichte, und die waren allgegenwärtig. Deutsch war eigentlich alles, was man vorfand. Überall, auch in Kirchen und auf Friedhöfen wurden deutsche Spuren getilgt - ausge-meißelt oder verschmiert. Was nicht zerstört wurde, wurde von Diebesbanden, sogenannten „Schabrowniki“ nach Warschau und Krakau gebracht. Der Handel mit den „nachdeutschen“ (poniemieckie) Antiquitäten blühte jahrzehntelang. Eine neue Bevölkerung, die keinen Bezug zu dem Land hatte und auch nicht suchte, im Gegenteil, ihrer eigenen Heimat, die auch sie verlassen musste, nachtrauerte, sollte sich hier beheimaten. Es war kein Gewinn für das Land, auch dort nicht,

wo ein Teil der Bevölkerung von der Vertreibung verschont geblieben war: in Oberschlesien. Die Forderungen der sowjetischen Propaganda waren in dieser Hinsicht im Einklang mit der Ideologie des polnischen Nationalismus, wie ihn das 19. Jahrhundert gestaltet hatte.

Die große polnische Schriftstellerin Maria Dabrowska schrieb in ihren Tagebüchern aus der Nachkriegszeit (1950-1954), die allerdings erst nach der Wende von 1989 veröffentlicht wurden: „Die wieder gewonnenen Gebiete haben wir von den Deutschen hervorragend und musterhaft bewirtschaftet übernommen. Noch heute strahlt alles, was dort noch von deutscher Zivilisation übrig geblieben ist, Ordnung, Wohlstand, Glücklichkeit der Menschen aus, denen sogar das üble Naziregime nichts anhaben konnte. Um diese Menschen zu gewinnen, hätten wir nicht mit Gebrüll vom Ende des kapitalistischen Elends kommen sollen, sondern mit noch besserer Kultur und Zivilisation, mit einer noch besseren Organisation und einer noch größeren Chance auf Wohlstand. Und was haben wir den Gebieten gebracht? Russischen Dreck und Gestank, polnische Plünderer (im Original szabrowniki), Verelendung, verwahrloste Gärten, Brachen, Schlangen, Armut und jetzt fast Hunger. Wie sollen leere Worte den Leuten das ersetzen, was sie verloren haben? Es tut weh, dass es so schlimm gekommen ist! So eine Chance! So viel zu gewinnen und alles verloren, verschissen.“ Dabrowska kommentierte mit dieser Äußerung einen Beschluss der Regierung, die Schriftsteller in die übernommenen Gebiete zu entsenden, damit sie die dortige Bevölkerung von den „Segnungen“ des sozialistischen Regimes der Volksrepublik Polen überzeugen würden. Die Regierung war besorgt, weil – wie Dabrowska schreibt – an die Million der in den Westgebieten lebenden sogenannten Autochthonen bei der Ausstellung neuer Personalausweise die deutsche Nationalität angegeben hatte.

Auch nach einem halben Jahrhundert zeichnete sich noch immer ein düsteres Bild. Die Wunde heilte nicht. Die Ampu-

tation war zu einschneidend gewesen. Henryk Waniek schreibt voller Besorgnis in einem Essay in der in Breslau erscheinenden Zeitschrift „Odra“ (Nr. 6/2008): „Die Landschaft Schlesiens verwildert. Ich beobachte ihren Niedergang seit langem, ich habe den Eindruck, seit immer. Ich betrachte sie aus der Nähe und von Innen. In meinem Gedächtnis vermessen manche ihrer Stränge Höhen und Tiefen wie eine Sinusoide. Manchmal langsam und kaum bemerkbar, dann wieder schneller und tiefer. Und manchmal stürzt alles ins Bodenlose.

Den Glanz und das Elend der Aneignung Schlesiens umfasse ich mit meinem eigenen Gedächtnis. Ich sehe noch die Objekte, Gebäude, Erholungsstätten, öffentliche Einrichtungen, Dörfer und Ortschaften, die spurlos verschwunden sind. Ich habe mit eigenen Augen das Entstehen des Neuen gesehen. Ich bin Zeuge. Mein Gedächtnis enthält eine lebendige Bilanz der Tatsachen, der guten und der schlechten aber immer wahrhaftigen. Manches könnte man für Wahnvorstellungen halten, wenn nicht ihre Tatsächlichkeit. (...) Aufgrund dieser Erfahrungen hat sich bei mir das Gefühl verfestigt, dass sich die Veränderungen der Landschaft Niederschlesiens in der gegensätzlichen Richtung zu ihren lebendigen Interessen bewegte und bewegt. Sowie ihrer Geschichte. (...) Ich beobachte eine Landschaft gern aus einer entlegenen Perspektive. Am liebsten abseits von schnellen Fernstraßen, die nur Augenwischereien bieten. In der Nachbarschaft von Autobahnen und Transitstraßen, ähnlich wie im Zentrum großer Städte, befinden wir uns theoretisch bereits in Europa. Anders an entlegenen Orten, in gottvergessenen Gegenden, vergessen vor allem von den politisch Verantwortlichen, weil die Staatskarossen die Schlaglöcher so schlecht vertragen, zeigt die Wirklichkeit ihr wahres Gesicht. Meine Intuition sagt mir, dass die Ursache der Verwilderung der schlesischen Landschaft sich im durch das reale Elend oder durch genetisch kodierte Verfehlungen der Väter verdorbenen Herzen seiner Bewohner befindet. In Folge

dessen bietet sich mir der Anblick einer von zivilisatorischen und kulturellen Verwahrlosungen beschmutzten Landschaft, degeneriert auch in dem, was man als alltäglich erachtet - in Sitte und Gebräuchen, elementaren geistigen Bedürfnissen, von schlichter Liebe zum Lebensort zu schweigen“.

Derartige Aufrichtigkeit ist sehr selten, aber dringend zur Heilung der Situation vonnöten, ein Bekenntnis zur Wahrheit könnte helfen. Die Anerkennung der deutschen Vergangenheit durch die heutigen Bewohner müsste in weiten Kreisen der Bevölkerung verinnerlicht werden. Wenn das nicht geschieht bleibt Schlesien wie ein Mensch im Koma - ohne Bewusstsein der eigenen Identität. Und ohne Zukunft.

Auch ich habe diesbezügliche persönliche Erfahrungen gemacht. Ich lebte nicht nur bis 1983 in Schlesien, sondern reiste nach der Wende mehrmals im Jahr dorthin. Jedes Mal unter Tränen beim Überschreiten der Grenze, denn der Unterschied zwischen den Wohlstands-Landschaften Deutschlands und meiner Heimat war tragisch.

Und dazu die menschlichen Begegnungen. Kurz nach der Wende, auf einer Recherchenreise für meine Hedwig-Publikationen, kam ich nach Leubus, die Klosteranlage zu besichtigen, für die die erste Urkunde, die deutsche Ansiedler erwähnt, von Boleslaw dem Langen 1175 ausgestellt worden war. Heute imponiert dort eine Barockanlage, die trotz Verfalls von früherer Größe Zeugnis gibt, die schlesische Barockarchitektur ist weltbekannt. Es war das Jahr 1990, wenig später haben sich die Vertriebenen um Rettung und Renovierung gekümmert. Ich fühlte mich verstört vom Anblick des ehrwürdigen Monuments, der Verwahrlosung des Parks und des Orts vor dem Kloster. Überall bedrückender Verfall. Auch die Straße, die zur Klosteranlage führte, wo wir unser Auto geparkt hatten, säumten Häuser, Villen, die an Reichtum und guten Geschmack ihrer ehemaligen Bewohner erinnerten. Aber eben nur erinnerten. Wir wollten in unser Auto steigen, ich hatte vor Zorn

die Augen voller Tränen, da kam ein Hutzelmännchen die leere Straße hoch, der, die Riemen über die Brust, einen Karren mit Gras zog. In meiner irrationalen Wut herrschte ich den Mann polnisch an: Was habt ihr hier angerichtet, alles kaputt. Aber der hörte nur, dass die Pani aus dem schönen Auto polnisch zu ihm sprach, ließ den Karren stehen und trat mit breitem Lächeln zu einem Schwätzchen bereit, an uns heran. „Pani“, sagte er, „hier hat sich was getan, Schabrowniki und anderes Gesindel. Häuser ausgeschabert, geplündert. Deutsche weg. Häuser kaputt. Hitler kaputt, Stalin kaputt. Alles kaputt. Wir kamen später hierher. Aus Sibirien. Böse Zeiten“, sagte er. „Meine Familie war aus der Nähe von Kowno – Adam Mickiewicz war von dort – Litauen, und die Russkis haben uns nach Sibirien gebracht. Dort haben wir was erlebt – hungern und arbeiten. Fast alle sind gestorben. Manche aßen Fleisch von Leichen. Aus Hunger, Pani. Und dann hieß es Ende des Krieges. Sie steckten uns in einen Waggon und luden uns nach langer Fahrt hier in der Nähe aus. Wir sollten uns jeder ein Haus aussuchen. Die Deutschen weg. Die Häuser geplündert. Wir haben uns eingerichtet. Ob ich mich hier zu Hause fühle? Was heißt zu Hause? Jetzt bringe ich meiner Ziege das Gras“, sagte er und legte sich den Riemen über die Brust. Ich gab ihm die Hand und wünschte alles Gute.

Das Leben unter sowjetisch-polnischer Herrschaft war hart und freudlos in Schlesien gewesen. Aber man passte sich an, auch ich. Der stete Niedergang, die Bevormundung durch den totalitären Staat und der Eiserne Vorhang frustrierten die Bevölkerung. Reisen und Kontakte mit dem westlichen Ausland wurden erschwert. In Oberschlesien wurde die deutsche Restbevölkerung auf besondere Weise unterdrückt: die Muttersprache wurde ihr verwehrt, man durfte nicht deutsch sprechen, es gab keine deutschen Schulen und Zeitungen und keinen deutschen Gottesdienst. Die Deutschen wurden am Anfang verfolgt, später oft drangsaliert und als Bürger zweiter Katego-

rie behandelt. Aber auch ausreisen durfte man, nachdem der Eiserne Vorhang gefallen war, nicht mehr. Zahlreiche Familien lebten Jahre, manchmal jahrzehntelang getrennt. Die Industrieregion war ausgebeutet, ganz Polen hatte von der Kohle aus Oberschlesien gelebt.

Nach der Wende diagnostizierte man, Oberschlesien sei ein weltweit einmalig verschmutzter Teil der Welt. Man wagte kaum auf Besserung zu hoffen. Doch in Kürze leisteten EU-Mittel spürbar Hilfe. Die in Oberschlesien verbliebenen Deutschen, denen man jahrzehntelang ein wiedervereinigtes Deutschland auch mit Schlesien versprochen hatte, waren enttäuscht. Man hat uns weggeworfen wie ein abgenutztes Kleid, klagte eine Deutsche.

Dass es in der finsternen Zeit nicht zum Aufbegehren des einheimischen Teils der Bevölkerung gekommen war, hat viele Gründe, ein herausragender aber ist die gemeinsame religiöse Prägung der einheimischen und der zugewanderten Bewohner, die beide Gruppen im gemeinsamen Leiden und Hoffen ausharren ließ. Obwohl sich die Katholische Kirche anfangs als willige Vollstreckerin des Programms der Volksrepublik Polen erwiesen hatte, denn auch in den Kirchen waren das Deutsche verboten gewesen und deutsche Spuren in Gotteshäusern und auf Friedhöfen ausgemerzt worden, half auch hier das Bild der großen Landespatronin, auch wenn man versuchte hatte sie zu polonisieren, es hieß, sie war die Ehefrau Heinrichs des Bärtigen, die als Kind nach Polen kam. Aber die Einheimischen wussten Bescheid. Es wäre wohl kaum eine Kirche in Oberschlesien zu finden, in der nicht Bezug auf Hedwig von Schlesien genommen wird. Besonders den Einheimischen spendete diese Heilige, die als Deutsche unter Polen lebte, Trost.

Allerdings kam die Kirche lange vor anderen zu ihrer vom Glauben aufgetragenen Versöhnungsbereitschaft zurück. Mit der Friedensbotschaft der polnischen Bischöfe war das entscheidende Zeichen gegeben worden, die Verehrung des pol-

nischen Papstes war ein weiteres. Dazu kam das Wirken des Erzbischofs von Oppeln, Alfons Nossol, in dem die einheimische Bevölkerung ihren Fürsprecher und geistigen Führer fand. Der vormalige Bischof setzte sich wirksam für die Wiedereinsetzung des deutschen Gottesdienstes neben dem polnischen ein. Er warb in seinem Hirtenbrief für die Fastenzeit 1991 um „Versöhnung in Wahrheit und Liebe“ und beim zugezogenen Mehrheitsvolk um Verständnis für die Einheimischen, die in der Sprache ihres Herzens beten wollten.

Während der ein halbes Jahrhundert dauernden Zeit der stalinistischen Ära hatte kaum noch jemand an positive Entwicklungen geglaubt, man lebte in Apathie. Die Solidarność-Bewegung rief nicht nur Hoffnung sondern auch Ängste hervor. Wer nur irgendeine Möglichkeit sah, wollte das Land verlassen.

Und dann gab es doch dieses Wunder – das Jahr 1989 – das Annus mirabilis, wie es bald genannt wurde, die lang ersehnte Wende. Der Frühling für die Völker dieses Teiles Europas brach an. Ohne Krieg wurde Europa frei von der sowjetischen Diktatur. Kaum jemand hatte noch an ein derartiges Wunder geglaubt, obwohl sich das Ende des sowjetischen Imperiums allmählich angekündigt hatte – die Satellitenstaaten hatten immer wieder gemurrt und aufbegehrt – in Berlin, in Prag, in Budapest, mehrmals im polnischen Posen, das Kernland Russland lag in wirtschaftlicher Agonie. Endlich sah auch die politische Spitze der Sowjetunion mit ihrem klugen Herrscher Michael Gorbatschow die Notwendigkeit von Änderungen ein. Gorbatschow postulierte ein halbes Jahrhundert nach dem Krieg ein gemeinsames Haus Europa. Mit Gorbatschow hatte die Freiheitsbewegung in den von den Sowjets gegängelten Staaten, die bald darauf auch im Kernland agierte, ihren verständnisvollen Befürworter gefunden. Ihm ist es zu verdanken, dass die Entwicklungen friedlich geblieben sind. Wichtig war zuvor das Bestreben der „Solidarność“ in Polen gewesen,

die sich unter die Obhut der Katholischen Kirche stellte und vom polnischen Papst Karol Wojtyła zum Widerstand ermutigt worden war. Gleichzeitig unterhöhlte der friedliche Protest der Menschen in der DDR das Regime. Auch hier wurden die Kirchen beider Konfessionen zu Hochburgen des friedlichen Widerstandes. Von ihnen aus versuchte man mit Lichterketten und Gebetsprozessionen dem Protest Ausdruck zu verleihen. Diese friedlichen Bestrebungen, politische Änderungen eines menschenfeindlichen Regimes herbeizuführen, sind eine zukunftsweisende Form des politischen Protestes, die der spätere Papst, Josef Ratzinger, mit den Posaunen von Jericho verglich.

Im Herbst 1989 entwickelten sich die Ereignisse rasant, überschlugen sich, Gewolltes verband sich mit Zufälligem, das sich wohlgesonnenen Umständen verdankte. Die Deutschen setzten sich mit ihrem Ruf „Wir sind ein Volk“ durch. Die Berliner Mauer fiel. Die Grenze zwischen Ost und West wurde geöffnet. In Polen setzte sich die Solidarność durch, die die Regierung übernahm und demokratische Änderungen vornahm.

Damit waren auch erstmals Möglichkeiten deutsch-polnischer Begegnungen gegeben. Von den unzähligen, die folgten, war die in Kreisau unter dem Bildnis der Heiligen Hedwig die erste und wichtigste gewesen. Fortab gab es kaum ein offizielles Gespräch zwischen Deutschen und Polen, in dem man sich nicht auf Hedwig von Schlesien berufen hätte. Mit der deutsch-polnischen Annäherung öffneten sich atemberaubende Perspektiven auch für Schlesien. Deutsche und Polen brachten ihre Wünsche zum Ausdruck, im gemeinsamen Europa zusammen zu finden. Doch die endgültige und ausschließliche Zugehörigkeit Schlesiens und der anderen einerseits verlorenen und andererseits gewonnenen Gebiete wurde nicht in Frage gestellt.

Deutschland hatte 1989 seine lang ersehnte Wiedervereinigung bekommen, was auf europäischer Ebene nicht nur Zustimmung fand. Daher war man bestrebt, nicht den Eindruck zu erwecken, man wolle, wie zuvor von den Christdemokraten

konsequent postuliert, bei Gelegenheit auch über die verlorenen Ostgebiete verhandeln. Die deutsch-polnischen Angelegenheiten vollzogen sich in Stille. Der Grenzvertrag und die Verträge guter Nachbarschaft wurden unterzeichnet, in ihnen verbriefte Rechte für die in Schlesien verbliebenen Deutschen und Verpflichtungen zur Pflege des sich in den übernommenen Gebieten befindenden deutschen Kulturgutes. Man gab historische Ansprüche stillschweigend auf, es war das Gebot der politischen Klugheit in dieser Stunde. Bundeskanzler Kohl, der Kanzler der deutschen Einheit, bewies historisches Feingefühl. Man wäre mit einer Diskussion über die Rechtmäßigkeit der von Stalin in Potsdam initiierten, aber von den anderen Siegermächten akzeptierten Abtrennung deutscher Gebiete kaum durchgekommen, hätte aber damit womöglich die Wiedervereinigung blockieren können.

Auf der polnischen Seite waren Schlesien und die anderen übernommenen Gebiete im Bewusstsein der Allgemeinheit zur „heiligen polnischen Erde“ geworden. Der Neubesitz schweißte die Nation zusammen. Man war stolz auf das große Territorium. Das Gespür, im Unrecht zu sitzen, kam kaum auf. Dass man in einer Zeit lebte, in der nicht die Agrarproduktion, das heißt der Boden, das Territorium, sondern eine moderne, die internationale Wettbewerbsfähigkeit sichernde Infrastruktur das Allgemeinwohl bedingte, gehörte noch lange nicht zum Selbstverständnis. Man schürte Ängste vor der Rückkehr der Deutschen, die den Boden aufkaufen und die Polen verdrängen würden. So wurde Deutschen der Erwerb von Grund und Boden verwehrt, die Gründung von Firmen erschwert oder sie wurden nicht zugelassen. Im Gegenzug blieb der deutsche Arbeitsmarkt für polnische Arbeitswillige verschlossen.

Man hatte ein Zerrbild der Deutschen als ewigen Feind vor Augen, als stärkeren und bedrohlichen Nachbarn. Wenn man versucht hätte, Deutschland, wie es in dieser Zeit wirklich war - ein bußfertiges Deutschland - wahrzunehmen, hätte man viele Fehl-

ler, deren Lösung man der Zukunft überlässt, vermeiden können. Die Deutschen hätten in diesem historischen Moment den Polen die Zuversicht geben können, dass niemand daran denke, sie in ihrer Normalität zu stören. Doch die Polen glaubten ihnen nicht. Aus Sicht der patriotischen Polen war es undenkbar, auf eigene Gebiete zu verzichten. Mit einem aufrichtigen Bekenntnis zur eigenen Schuld hätten dagegen die Polen den Deutschen die Last, die einzig Schuldigen zu sein, nehmen können. Leider standen sich in diesem historischen Moment der großen Chance, sich im Geiste des gemeinsamen Europas aufrichtig zu verbrüdern, zwei Völker verschiedener historischer Prägung gegenüber. Man redete aneinander vorbei. Bei den Polen galt und gilt immer noch die in Zeiten der Unfreiheit geprägte Haltung: zuerst die Vaterlandsliebe, über das eigene Volk wird nichts Nachteiliges gesagt, in Konflikten sind immer nur die anderen schuld. Auf der anderen Seite standen die Deutschen, geübt in permanenter Selbstanklage und Selbstkasteiung für das historische Desaster, das sie unter der Hitlerdiktatur angerichtet hatten, die es nicht wagten, etwas Gutes über sich zu sagen oder zu polemisieren. Das Gebot der political correctness verlangte von den Deutschen, alle Forderungen und Feststellungen der Gegenseite unkommentiert abzunicken. Dass dieses Gebot mit der Anerkennung der Grenze überholt war, ging nicht auf. Wir haben die Polen unter Hitler überfallen, hieß es nach wie vor. Ohne dem zu widersprechen, hätte man aus politischer Klugheit versuchen sollen, das gegenseitige Trauma von Krieg und Vertreibung zu überwinden, um eine friedliche gemeinsame Zukunft zu gestalten. Doch dafür war es anscheinend zu früh. Dabei war die Zeit für eine historische Aufrichtigkeit gekommen, in der ein Gebot der historisch korrekten Darstellung wichtiger war als politisch korrekter Gehorsam.

Seitdem gab und gibt es vielseitige Bemühungen in der richtigen Richtung, doch aufgrund beiderseitiger Befangenheiten versickerten sie immer wieder. Sie erreichen nicht den Main-

stream der öffentlichen Meinung. Aber die Richtung bleibt. Tagungen, Begegnungen, besonders junger Menschen finden statt und man behandelt Themen der entlegenen und der neueren Geschichte.

Allerdings hatte es anfangs in der polnischen Presse Ansätze zu Schuldbekennnissen gegeben, Publikationen über die Vertreibung entstanden, aber zur Verblüffung der Polen wollten die Deutschen von eigenem Leid nichts hören. Tonangebend war die von linken Meinungsmachern dominierte Presse, allen voran der „Spiegel“, der besonders gegen die Deutschen in Oberschlesien hetzte und die Alleinschuld der Deutschen festnagelte. Differenziertes Denken war weiter verpönt und wurde von Unkenntnis der Geschichte gestützt. Es wurde nicht zum allgemeinen Konsens, dass nach der endgültigen Festlegung der Grenze nicht nur aktuelle Normalität entstand, sondern als ihre zwingende Ergänzung historische Redlichkeit notwendig war. Man sah und redete aneinander vorbei. Erst allmählich werden Vorurteile abgebaut und der historischen Wahrheit eine Straße geebnet. „Der Spiegel“ nahm erst 2011 in einem Sonderdruck die Geschichte der Deutschen im Osten zu Kenntnis und thematisierte ihre Leistung und ihren Leidensweg. Doch auch diese Broschüre bleibt eher politisch als historisch korrekt und ist nicht frei von alten Fehlern.

Die schöne Wunschvorstellung, die heutigen Bewohner Schlesiens wären sofort bereit gewesen, im Geiste der Heiligen Hedwig die vorherigen Eigentümer zum Zusammenleben einzuladen, um gemeinsam den Niedergang des Landes aufzuhalten, blieb eine Utopie. So gehen die Chancen der authentischen Europäisierung viel langsamer voran als erwünscht, aber die Bemühungen gehen unumkehrbar weiter in diese Richtung.

In der Zeit des „Wunders von 1989“ hatten sich auch die Deutschen in Oberschlesien zu Worte gemeldet und erstaunlich rasch organisiert. Der Diplomlandwirt Johann Kroll sammelte in sogenannten deutschen Listen etwa 300 000 Unter-

schriften für die Zulassung einer Organisation der deutschen Minderheit. Diese wurde nach der Überwindung von Widerständen zugelassen, und machte sich bald in den lokalen Verwaltungsstrukturen stark bemerkbar. Die deutsche Minderheit durfte sogar Abgeordnete in den Sejm in Warschau entsenden.

Dieser östliche Teil Schlesiens, Oberschlesien, in dem sich Reste einer deutschen beziehungsweise deutschstämmigen Bevölkerung erhalten hatten, ist somit überraschend zu einem besonderen Experimentierfeld europäischer Toleranz geworden – ein Lackmustest für die polnische Mehrheitsbevölkerung.

Allmählich normalisierte sich die Situation. Es gab keine Reiseverbote mehr. Die Grenze war offen. Man durfte reisen und man tat es nach beiden Seiten. Die ehemaligen Schlesier begannen den neuen Bewohnern in ihrer Not zu helfen, vor allem war man bestrebt, Kulturgut vor dem Verfall zu retten. Aber auch in der anderen Richtung begann eine intensive Bewegung. Man konnte endlich ohne jahrelanges, oft vergebliches Warten nach Deutschland fahren, „ins Reich“, zu Verwandten und Bekannten. Viele, besonders junge, gut ausgebildete Menschen, die hoffen durften, sich in Deutschland durchzusetzen, realisierten ihren Wunsch, für immer nach Deutschland umzusiedeln. Das Land verließen Fachkräfte und Akademiker, Ärzte und Ingenieure, ein besonders wertvolles Potenzial, viele intelligente Menschen, von denen die meisten sich sowohl polnisch wie auch deutsch empfanden. Das war ein schmerzlicher Aderlass der einheimischen Bevölkerung. Der in der Heimat verbleibende Teil deklarierte bald die Zugehörigkeit zu einer Gruppe der einheimischen Schlesier, die am Rückgewinn der deutschen kulturellen Wurzeln interessiert war, sich aber vor allem der polnischen Realität verbunden fühlte – die sogenannten Schlonsaken. Sie beriefen sich auf polnische Autonomie-Versprechen aus den 1920er Jahren. Außerdem setzte eine andere Bewegung ein: junge Männer fuhren nach Deutschland, um auf Baustellen zu arbeiten, ihre Familien blieben in

Oberschlesien zurück. Die doppelte Staatsbürgerschaft, die die deutschen Oberschlesier fortan besaßen, machte es möglich. Es war ein für die Familien und das Land ungünstiges Phänomen, denn es waren junge Familienväter, die fortan bestenfalls einmal in der Woche zu Hause waren, junge Leute, die nicht bestrebt waren, in der Heimat eine Existenz aufzubauen. Sie arbeiteten, um Geld in Häuser zu stecken, die oberschlesischen Dörfer sahen bald schmuck aus wie in Bayern. Es war aber keine für die Familien und für die Region gute Entwicklung, die jungen Männer vergeudeten ihre Kraft beim Geldverdienen in der Fremde, anstatt das Land aufzurichten.

Weiter westlich gewann vor allem Breslau einen europäischen Habitus. In Breslau, das auch zuvor eine weitgehend europäisch anmutende Stadt geblieben war, wurde viel für die Aneignung und das Verstehen der Vergangenheit getan. Der um die Restauration von Kulturgütern verdiente Kunsthistoriker Maciej Lagiewski erklärte seinen Impuls schlicht: er wollte wissen, wo er lebt. Unzählige Rekonstruktionsmaßnahmen wurden mit deutscher Hilfe durchgeführt. So wurde z.B. das ehemalige Schloss Friedrichs des Großen als Museum ausgebaut.

Keine Frage: Schlesien erlebt einen Umbruch, auch wenn er vielen zu langsam vonstatten geht. Denn inzwischen ist eine deutsch-polnische Verständigung auch eine Notwendigkeit der Weltpolitik geworden. In Anbetracht der neuerdings weltweit bedrohlichen Situationen wäre es gut, rasch eine stabile und vertrauensvolle Nachbarschaft aufzubauen, als Teil eines Europas, das mit einer Stimme spricht.

Kein Wunder, dass man sich in einer so bewegten Zeit nach Orientierungshilfen umsieht und immer wieder auf die große schlesische Fürstin im 13. Jahrhundert beruft, die Deutsche und Slawen in einem gemeinsamen Werk vereinte und unter deren Obhut auf einem gemeinsamen Stückchen Erde ein großes zivilisatorisches Werk entstanden war. Auch in Betrachtung

der weltweiten Situationen wird den Menschen allmählich bewusst, dass nur ein friedliches Miteinander in Europa positive Entwicklungen bewirken kann.

Damals, im 13. Jahrhundert, war es das Christentum, das den Boden für die fruchtbringenden Entwicklungen bot und so könnte es auch heute sein. Durch die symbolhafte Kraft, die von Hedwig von Schlesien ausgeht, könnte dem deutsch-polnischen Verhältnis heute eine besondere vorbildliche Bedeutung auch in einem gesamten europäischen Kontext zukommen.

Denn das Glücksgefühl durch das Aufatmen nach dem Fall der Mauer und der Öffnung der Grenzen Europas, sowie der Auflösung der politischen Blöcke in der Welt, hatte nicht lange gedauert. Zwar blieben die USA als alleinige Sieger auf dem Platz, doch es dauerte nicht lange, dass gerade sie zum Ziel neuer Feindseligkeiten wurden. Der Angriff der Al Qaida auf das Weltzentrum des Kapitalismus in New York am 9.11.2001 erschütterte die Welt. Auch die Art des Kampfes war neu: von Selbstmordattentätern gelenkte Flugzeuge rasten in zwei Hochhäuser, Bürotürme, die Botho Strauß als Schwurfinger des Geldes bezeichnete. Die Türme wurden zerstört, zahllose Menschen starben qualvoll. Sehr bald nahmen weltweite Bedrohungen, die von islamistischen Terroristen ausgingen, zu. Besonders die Nahost-Konflikte beunruhigten zunehmend die westliche Welt. Kriege im Iran und in Afghanistan, in Afrika und Asien wachsende Unruhen bestimmen neue Ängste. Die Welt muss neu gedacht werden. Wirtschaftliche Krisen zeigten, dass auch das kapitalistische Prinzip des steten Wachstums nicht haltbar ist, durch die Krisen des Weltbankwesens wurde das gesamte System infrage gestellt. Europa und die gesamte westliche Welt tritt dem kämpferischen Islam defensiv entgegen. Leider erweist sich auch das Christentum in der Konfrontation als zu schwach.

Am 11. März 2011 erreichte die Welt durch die überall anwesenden Medien die nächste weltweite Erschütterung. Aus dem

durch Erdbeben und Tsunami havarierten Atommeiler in Fukushima drang bedrohliche radioaktive Strahlung in die Umwelt. Zum zweiten Mal seit dem Supergau in Tschernobyl zeigt die Atomkraft auch in ihrer zivilen Nutzung ihr zerstörerisches Gesicht. Die Abkehr von der Atomenergie in der Wirtschaft zeichnete sich als Notwendigkeit ab.

Angst und allgemeine Ratlosigkeit greifen um sich und die Notwendigkeit eines neuen Denkens zeichnet sich ab. Für ein globales Denken werden tragbare Ansätze gesucht. Hier und da wird nach einem Paradigmawechsel gerufen. Der zivilisierte Mensch und die durch ihn in Gang gesetzten Entwicklungen, seine ungebremste Habgier und sein Machtdrang, seine Geltungs- und Vergnügungssucht geraten in den Fokus der Kritik. Dabei wird zunehmend nach dem Christentum und seinem Ethos des gemeinschaftlichen Lebens gefragt, der unserer Zivilisation zugrunde liegt.

Zeitgenössische Vorbilder sind rar. So ist es berechtigt, dass man nach Vorbildern auch in der Vergangenheit sucht. Dabei bietet sich wiederum die schlesische Heilige an.

Otto von Habsburg, der österreichische Kaiser ohne Thron, weist in seinem Essay, der im Jahr 2009 unter dem Titel „Mit Gott für die Geschichte. Die Heilige Hedwig von Schlesien in unserer Zeit“ erschien, darauf hin, dass diese im christlichen Sinne agierende Heilige und Fürstin des Mittelalters europaweit als Vorbild für heute dienen kann. Sie war eine Frau in der Politik, die sich ihrer Verantwortung als Herrschende bewusst war, die sich selbstlos den Geboten der Gemeinschaft unterwarf, ihren Untertanen in Klugheit diente, ohne ihren eigenen Vorteil zu suchen und dabei in engem Bezug zu Gott stand.

Habsburg hält damit der heutigen Politik einen Spiegel vor, in der Eigennutz und Profitgier tonangebend sind. Der Autor weist mit Bedauern auf die Entwicklungen im heutigen Europa und in der gesamten westlichen Welt hin. Die Menschen leiden an einer spirituellen Atrophie, Politiker verweigern ih-

ren Eid auf Gott, die Kirchen entleeren sich zunehmend. Die Auszehrung des christlichen Glaubens schreitet fort und bietet den Menschen keine transzendente Geborgenheit mehr und den Politikern keine notwendige Orientierung.

Habsburg plädiert am Beispiel der schlesischen Fürstin des 13. Jahrhunderts, zu deren Nachkommen auch er gehört, für die Notwendigkeit eines christlichen Herrschertums heute, das sich seines Gottesgnadentums bewusst wäre. Das Christentum habe für die heutigen Europäer als Richtschnur des Handelns weitgehend an Bedeutung verloren, bedauert von Habsburg. Doch Politiker ohne transzendenten Bezug haben nicht die richtige Perspektive, die ihnen ermöglichen würde Verantwortungsbewusstsein zu entwickeln, denn Verantwortung zu tragen, bedeutet sich den göttlichen Normen unterzuordnen. Die alten Tugenden wie Bescheidenheit, Demut und Frömmigkeit wären heute wieder zu entdecken. Der allgemein vorherrschenden Ideologie des Profits, der allgemeinen Raffsucht und der Hybris des unendlichen Wachstums wäre abzuschwören. Doch man kann es kaum glauben - nicht nur Politiker dürfen in ihrem Eid den Bezug auf Gott ausklammern, in der Verfassung der Europäischen Union wird nicht auf die christlichen Wurzeln des Kontinents hingewiesen. Das markiert eine tiefe Identitätskrise unserer Zivilisation. Ähnlich äußern sich auch andere. Zahlreiche Stimmen weisen darauf hin, dass die Notwendigkeit der Rückkehr zu den christlichen Wurzeln eine dringende Notwendigkeit darstellt.

So tritt heute in aller Deutlichkeit Hedwig von Schlesien ins aktuelle Geschehen ein. Die Wiedergeburt der schlesischen Heiligen in so entlegener Zeit wie unserer ist ein Faszinosum. Hedwig von Schlesien, die bereits zu Lebzeiten verehrt, sich nach dem Tode eines zunehmenden Ruhmes erfreute, war auch nach dem Tode den Menschen nahe geblieben. Sie, wie auch andere Heilige, öffnen allem Anschein nach einen Zugang zu einer anderen Wirklichkeit, die das Leben vertieft und

gleichzeitig erhöht. Um die Gestalten der von der Allgemeinheit verehrten Heiligen scheint sich mit der Zeit die Aura zu verstärken, als wenn ihnen durch die Verehrung neue Kraft zuwachsen würde, die ihnen erlaubt zurück zu strahlen und Einfluss zu nehmen auf Menschen und Geschehnisse.

Bereits Joseph von Eichendorff, der die Notwendigkeit des christlichen Glaubens, damit begründete, dass dem Menschen bei allem Fortschritt und aller Rationalität ein Geheimnis bleiben werde, postulierte eine spirituelle Erneuerung in seiner von der Aufklärung geprägten Zeit und berief sich dabei auf die schlesische Heilige. Eichendorff wies darauf hin, dass Heilige Wegweiser für die Menschen sind, „die wir nicht sklavisch, blind und materiell, sondern in dem Geiste, der sie trieb und der wesentlich der gleiche bleibt, nachahmen und nacheifern sollen und können“. Eichendorff, der zum Ende seines Lebens begonnen hatte, Aufzeichnungen zum Leben der Hedwig von Schlesien niederzuschreiben und in diesen Notizen auf die Bedeutung einer geistigen Sphäre hinwies, die unsere materielle Existenz umgibt, die sich in unseren Intuitionen und Träumen offenbart, zu der wir durch Meditation und Gebet Zugang gewinnen. Eine sinnvolle, dem Menschen dienende Entwicklung verdankt sich einem lebendigen Kontakt zu dieser Sphäre. Heilige aber sind Menschen, die durch spirituelle Praktiken und ein durchgeistigtes Leben einen besonderen Kontakt zu dieser höheren Sphäre haben. Sie sind Mittler zwischen uns und dieser erahnten Wirklichkeit.

Und so wie die schlesische Fürstin bereits während der Reformation Respekt und Bewunderung bei evangelischen Schlesiern gefunden hatte, für die sie eine große Frau in der Geschichte des Landes war, könnte sie auch heute nicht nur gläubige Katholiken sondern auch kirchenferne Menschen als verantwortungsbewusste Frau in der Politik überzeugen, die durch ihr kluges Handeln und soziales Engagement beispielhafte Verdienste erworben hat.

Hedwig von Schlesien ragt bis heute aus ihrer Zeit hinaus als eine ihr Christentum intensiv lebende Frau und Mutter, als verantwortungsbewusste Herrscherin, die ihre völkerverbindende Aufgabe klug erfüllte und schließlich als eine durch ihre spirituelle Kraft Heilende. So ist verständlich, dass Hedwigs völkerverbindende Bemühungen, ihr soziales Engagement und ihre liebevolle Zuwendung zu den Menschen auch heute überzeugen und Respekt und Bewunderung wecken und zum Handeln in ihrem Sinne anregen.

Wir können diese Frau nicht in allem nachahmen wollen, ihre Strenge sich selbst gegenüber und ihre hohe Spiritualität überfordern uns bei weitem, aber man kann versuchen, wie es Eichendorff postulierte, in ihrem Geiste zu leben, in aller Bescheidenheit, ohne ihre Größe erreichen zu wollen. Und in Dankbarkeit ihrer gedenken.

Nach allem, was wir über Hedwig von Schlesien wissen, dürfen wir vertrauen, dass ihre spirituelle Kraft über die Zeiten hinweg vor allem den Menschen dient, die ihr am nächsten waren: den Schlesiern. Denn man kann die politischen Entwicklungen, die wir erlebt haben, realistisch erklären, aber gleichzeitig überkommt einen Betrachter des glücklichen Endes nach all den Schrecklichkeiten des 20. Jahrhunderts vor allem Dankbarkeit. Denn, wenn die Geschichte sich auch aus ihrer Logik erklärt, in diesem Fall gab es so viele wunderbare Zufälle, dass es wohl eher angebracht ist, an die Logik Gottes zu denken. Und eine transzendente Dimension vertieft manches, und anderes wird relativiert. Diese Perspektive spendet vor allem Hoffnung. Als ein Sinnbild für diese kann der sich in der Krypta der Trebnitzer Basilika befindende Brunnen dienen, eine ehemalige Heilquelle, die über Jahrhunderte hinweg, und wahrscheinlich seit Urzeiten für die Menschen gesprudelt hat und von ihnen verehrt wurde. Sie versiegte nach 1945. Wir hoffen, dass diese heilende Quelle wieder sprudeln wird, wenn Deutsche und Polen friedlich zusammen in Schlesien

leben und gemeinsam für das Land wirken werden. So wie es einst war.

Wir dürfen hoffen, dass die Landespatronin ihre schützende Hand über weitere Entwicklungen halten wird und auf eine Zukunft für Schlesien vertrauen, die seiner großen Vergangenheit würdig sein wird.

Bibliographie

- JOSEPH GOTTSCHALK - St. Hedwig Herzogin von Schlesien, Köln, Graz/ 1964
- NORBERT CONRADS Hrg. - Schlesien, Berlin/1994
- DR. HUGO WECZERKA - Schlesien, Handbuch der historischen Stätten/Stuttgart 1977
- L. PETRY, J.J. MENZEL, W. Irrgang, Hrg. - Geschichte Schlesiens, Historische Kommission für Schlesien, Bd. 1., 5. Auflage Sigmaringen 1988
- JOACHIM BAHLCHE HRG. - Schlesien und die Schlesier/München/2000
- HEINRICH PLETICHA - Deutsche Geschichte Band 2/Bertelsmann 1993 Gütersloh
- DER GROSSE PLOETZ - DATEN-ENZYKLOPÄDIE DER WELTGESCHICHTE (32. Auflage) Freiburg 1989
- WERNER CONZE - Ploetz Deutschland/1986, Freiburg
- JERZY KRASUSKI - Historia Niemiec (Geschichte Deutschlands) Warszawa 1998
- JERZY KRASUSKI - Polska-Niemcy - stosunki polityczne od zarania po czasy najnowsze. Poznan 2003
- ROSCISLAW ZERELIK - Sredniowiecze, in: Marek Czaplinski - Historia Slaska Wroclaw, 2002
- FERDINAND SEIBT - Die Begründung Europas, Frankfurt/M. 2002
- NORMAN DAVIES - Im Herzen Europas. Geschichte Polens, München 2001
- MANFRED HELLMANN - Daten der polnischen Geschichte, München 1985
- MANFRED ALEXANDER - Kleine Geschichte Polens, Stuttgart 2003
- K. U. F. METZGER - Das Leben der Heiligen Hedwig von Schlesien. Die Legenda de beata Hedwigi, aus dem Lateinischen übertragen, Breslau, 1927

- BENEDYKT ZIENTARA - Heinrich der Bärtige und seine Zeit, München 2002
- WALTER NIGG - Hedwig von Schlesien, Würzburg 1991
- KATALOG ZUR AUSSTELLUNG „HERZÖGE UND HEILIGE IM KLOSTER ANDECHS“ Juli-Oktober 1993, München
- JOACHIM KÖHLER - Hedwig von Schlesien, in: Die Landespatrone der böhmischen Länder, Hrg. Stefan Samerski Verlag Ferdinand Schöningh
- RUTH STORM - Tausend Jahre ein Tag. Lebensroman der heiligen Hedwig. Würzburg 1984
- COSMUS FLAM - Ein Land entsteigt der Dämmerung, Breslau, 1938
- DARIA BAROW-VASSILEWITCH - Die heilige Herzogin. Das Leben der Hedwig von Schlesien. 2007/Würzburg
- RENATA SCHUMANN - zweisprachiges Begleitbuch zur Ausstellung „Auf den Spuren der Heiligen Hedwig“ - Düsseldorf, 1994
- RENATA SCHUMANN - „Kein Schmerz blieb dieser Frau erspart“ - in: Die Zeit, 15. Okt. 1993
- RENATA SCHUMANN - Ein starkes Weib, Hedwig von Schlesien und ihre Zeit, ein Roman, Augsburg 2006 (zweite Ausgabe)
- PETER BRETTSCHEIDER: Das Gründungsbuch von Heinrichau. Aus dem Lateinischen übertragen, Breslau 1927
- DER HEDWIG CODEX VON 1353, herausgegeben von Wolfgang Braunsfels, Berlin 1927 (auch Schlackenwerther Codex)
- HORNIG KODEX - Faksimile Ausgabe der Legenda maior aus dem Jahr 1451, mit deutscher und polnischer Übersetzung. Wrocław/Breslau 2000
- ERNST LANGE - Kloster Czarnowanz , Oppeln 1930
- KRZYSZTOF WACHOWSKI - Schlesien in vorpiastischer Zeit, Dortmund 2000
- T.E. KARSTEN - Die Germanen, Einführung in die Geschichte ihrer Sprache und Kultur, Wiesbaden 2004
- RALF-PETER MÄRTIN - Das Geheimnis von Nebra - in: National Geographic/Deutschland, Januar 2004

- DAVID M. WILSON (Hrg.) - Die Geschichte der nordischen Völker. Die Welt der Germanen, Kelten, Wikinger und Slawen, München 2003
- DIE VANDALEN AUSSTELLUNGSKATALOG - Ausstellung in Schloss Bevern - Leitung Prof. Andrzej Kokowski, 2003
- ANDRZEJ KOKOWSKI - Archeologia Gotow/Goci w Kotlinie Hrubieszowskiej, Lublin, 1999
- CHRISTIAN LEIBER UND ANDRZEJ KOKOWSKI - Die Vandalen, Holzminden 2003
- JOSEPH VON EICHENDORFF - Werke München 1991
- JOLANDE JACOBI - Die Psychologie von C.G. Jung, Frankfurt/M., 1987
- GÜNTER SCHIWY - Das Teilhard de Chardin Lesebuch, Düsseldorf, 1999
- PHILIPPE ARIES UND GEORGES DUBY - Geschichte des privaten Lebens B. 2., vom Feudalzeitalter bis zur Renaissance, Frankfurt/Main 1990,
- JOACHIM BUMKE - Höfische Kultur im Mittelalter, München 1986
- NORBERT OHLER - STERBEN UND TOD IM MITTELALTER, MÜNCHEN 1993
- GEORGE DUBY, MICHELLE PERROT - Geschichte der Frauen, Mittelalter, Frankfurt/Main 1993
- OTTO BORST - Alltagsleben im Mittelalter, Frankfurt/Main 1983
- RAINER BECK - Das Mittelalter - München 1997
- REGINE PERNOUD - Frauen zur Zeit der Kreuzzüge, Freiburg 1996
- JACQUE LE GOFF - Das Hochmittelalter, Frankfurt/Main 1965
- HORST FUHRMANN - Einladung ins Mittelalter, München 1987
- ULRICH SCHMILEWSKI - Der schlesische Adel bis zum Ende des 13. Jh. Würzburg 2001
- ULRICH SCHMILEWSKI (Hrg:) - Wahlstatt 1241//Würzburg/1991
- JOSEPH KLAPPER - Deutscher Volksglaube in Schlesien in ältester Zeit. Mitteilungsblatt für schlesische Volkskunde B. 17/1915
- WALTER KUHN - Siedlungsgeschichte Oberschlesiens/Würzburg/1954

- CHARLES HIGOUNET - Die deutsche Ostsiedlung im Mittelalter, Berlin 1986
- HEINZ PIONTEK - Goethe unterwegs in Schlesien, Bergstadt Verlag Würzburg, 1993
- MAREK ZYBURA - Niemcy w Polsce (Deutsche in Polen) Wrocław/Breslau 2001
- JOCHEN BÖHLER - Der Überfall, Deutschlands Krieg gegen Polen, Frankfurt Main 2009
- WŁODZIMIERZ JASTRZEBSKI - Der Bromberger Blutsonntag, Legende und Wirklichkeit Poznan/Posen 1990
- JAN JOZEF LIPSKI - Wir müssen uns alles sagen... Essays zur deutsch-polnischen Nachbarschaft, Warschau/ Warszawa 1996 (zweisprachig)
- KARL DEDECIUS - Deutsche und Polen. Reclam, Carl Hanser Verlag München 1971
- DIE VERTREIBUNG DER DEUTSCHEN BEVÖLKERUNG AUS DEN GEBIETEN ÖSTLICH DER ODER-NEISSE - Hrg. Theodor Schieder, München 1954 - Band 1-3
- ALFRED-MAURICE DE ZAYAS - Anmerkungen zur Vertreibung der Deutschen aus dem Osten, Stuttgart, 1986
- MARIA PODLASEK - Die Vertreibung der Deutschen aus den Gebieten östlich der Oder und Lausitzer Neiße. (zweisprachig), Deutsch-polnischer Verlag Warschau 1995
- ELIAS CANETTI - Masse und Macht, 1960 bei Claasen Hamburg, Taschenbuch bei Fischer Frankfurt/Main 1995
- HEINZ PIONTEK - Stunde der Überlebenden, Würzburg, 1989
- ADAM KRZEMINSKI - Testfall für Europa - Deutsch-polnische Nachbarschaft muss gelingen. Edition Körber Stiftung 2008
- ERZBISCHOF ALFONS NOSSOL - Glück in der Liebe, Rückblick auf mein Leben, Eos-Verlag, 2010
- „DER SPIEGEL“ - Sonderheft Geschichte Nr. 1/2011 - Die Deutschen im Osten. Auf den Spuren einer verlorenen Zeit.
- OTTO VON HABSBURG - Mit Gott für die Geschichte. Die Heilige Hedwig von Schlesien und unsere Zeit. Verlag Heiligenkreuz 2009

